

---

# Humboldt-Universität zu Berlin

## Geographisches Institut

Arbeitsberichte

# 87

Olaf Schnur (Hrsg.):

**Sozialkapital und Bürgerengagement in der Nachbarschaft:  
Ressourcen für die „soziale“ Stadtentwicklung.**

Empirische Untersuchungen in zwei  
Quartiersmanagement-Gebieten  
in Berlin-Wedding.

*Abschlussbericht zum Projektseminar  
Sommersemester 2002*

*Berlin 2003  
ISSN 0947 - 0360*

---

**Geographisches Institut**  
Humboldt-Universität zu Berlin  
Sitz: Chausseestraße 86  
Unter den Linden 6 \* D-10099 Berlin

<http://www.geographie.hu-berlin.de>

---



## Inhaltsverzeichnis

1	Vorwort.....	9
2	Allgemeine Hinweise.....	11
2.1	DAS PROJEKTTEAM.....	11
2.2	AUFBAU DES BERICHTS – EINE LESEHILFE.....	11
3	Theoretische Vorüberlegungen.....	12
3.1	THEORIE DER NACHBARSCHAFT – THEORIE VON GESTERN?.....	12
3.1.1	Einleitung.....	12
3.1.1.1	Der sprachwissenschaftliche Ursprung.....	13
3.1.1.2	Schöne neue Nachbarschaft.....	13
3.1.2	Begriff und Theorie der Nachbarschaft nach HAMM.....	15
3.1.2.1	Thesen zu Nachbarschaft.....	15
3.1.2.2	Übertragung von HAMMs Thesen auf den Wedding.....	16
3.1.2.3	Bestimmungsgründe für nachbarschaftliches Verhalten.....	17
3.1.2.4	Nachbarschaft: ein künftiges Politikfeld.....	17
3.1.3	Merkmale der Nachbarschaft nach ROHR- ZÄNKER.....	18
3.1.3.1	Erwartungen an Nachbarschaft.....	18
3.1.3.2	Bestimmungsfaktoren für Nachbarschaftsverhalten.....	19
3.1.4	Fazit.....	20
3.2	FREIWILLIGES ENGAGEMENT UND „NEUES EHRENAMT“.....	21
3.2.1	Zur Historie des Ehrenamtes.....	21
3.2.2	Freiwilliges Engagement in Deutschland heute.....	22
3.2.2.1	Definition.....	22
3.2.2.2	Gesellschaftliche Bedeutung.....	22
3.2.2.3	Umfang, Tätigkeitsfelder, Organisationsrahmen.....	22
3.2.2.4	Wertewandel und Wertetypen.....	25
3.2.3	Engagementpotential, Motive und die Abhängigkeit von sozialen Faktoren bei der Ausübung einer freiwilligen Tätigkeit.....	29
3.2.4	Freiwilliges Engagement: Hemmnisse und Strategien zur Förderung.....	32
3.2.4.1	Engagementhemmnisse.....	32
3.2.4.2	Engagementförderung.....	33
3.2.5	Kritische Anmerkungen.....	34
3.3	SOZIALKAPITAL: RESSOURCEN IN SOZIALEN BEZIEHUNGEN UND NETZWERKEN.....	36
3.3.1	Einleitung.....	36
3.3.1.1	Begriffsgeschichte.....	36
3.3.1.2	Auswahl der Sozialkapitalansätze.....	37
3.3.2	Sozialkapital-Konzepte.....	37
3.3.2.1	Bei dir hab ich was GUT: Sozialkapital nach James S. COLEMAN.....	37
3.3.2.1	Gemeinsam sind wir stärker: Sozialkapital nach Robert D. PUTNAM.....	44
3.3.3	Netzwerktheoretische Ansätze zum Sozialkapital.....	46
3.3.4	Sozialkapital in erklärenden Beispielen.....	48
3.3.4.1	Vereinigungen südkoreanischer Studenten.....	48
3.3.4.2	Tauschringe auf Stadtteilebene.....	49
3.3.4.3	Wohnungssuche.....	50
3.4	DER UNTERSUCHUNGSRAUM.....	51
3.4.1	Einleitung: Die Quartiersmanagement-Gebiete Soldiner/ Wollankstraße und Sparrplatz/ Sprengelstraße im Bezirk Wedding.....	51
3.4.2	Die historische Entwicklung des Wedding.....	51
3.4.2.1	Der ländlich geprägte Wedding.....	51
3.4.2.2	Der Wedding zur Zeit der Industrialisierung.....	52
3.4.2.3	Der Wedding nach 1945.....	53
3.4.3	Besonderheiten der lokalen Ökonomie.....	53
3.4.4	Sozialstrukturelle Spezifika.....	55
3.4.4.1	Einleitung.....	55

3.4.4.2	Soziodemographische Parameter .....	55
3.4.4.3	Zusammenfassung .....	58
3.4.5	<i>Früher und heute: Stadterneuerungspolitik in den Weddingen Quartieren</i> ...	60
3.4.5.1	Die Sanierungsgebiete .....	61
3.4.5.2	Das Quartiersmanagement.....	65
3.4.5.3	Das Kommunale Forum.....	67
4	Untersuchungsergebnisse.....	69
4.1	VORÜBERLEGUNGEN ZUR METHODIK.....	69
4.1.1	<i>Forschungsablauf</i> .....	69
4.1.2	<i>Relevante Methoden</i> .....	70
4.1.2.1	Statistiken als Sekundärquelle .....	70
4.1.2.2	Beobachtung .....	70
4.1.2.3	Zählung und Kartierung.....	71
4.1.2.4	Befragung .....	72
4.1.3	<i>Erhebungsinstrumente</i> .....	74
4.1.4	<i>Fragebogenkonstruktion</i> .....	75
4.1.4.1	Frageformulierung .....	75
4.1.4.2	Fragestruktur und Antwortvorgaben.....	76
4.1.4.3	Antwortverzerrung.....	77
4.1.5	<i>Fazit: Das Untersuchungsdesign</i> .....	78
4.2	WEDDINGER NACHBARSCHAFTEN ALS POTENZIAL ZUR KIEZSTABILISIERUNG ...	79
4.2.1	<i>WEM ist Nachbarschaft WIE wichtig?</i> .....	79
4.2.1.1	Zusammenhang zwischen der Erwerbslosigkeit und der Bedeutung der nachbarschaftlichen Beziehungen.....	79
4.2.1.2	Zusammenhang zwischen dem Alter und der Relevanz nachbarschaftlicher Beziehungen .....	81
4.2.1.3	Nachbarschaftliche Beziehungen und Haushalte mit Kindern.....	82
4.2.1.4	Relevanz nachbarschaftlicher Beziehungen in Abhängigkeit vom Haushaltsnettoeinkommen.....	83
4.2.1.5	Relevanz nachbarschaftlicher Beziehungen – Deutsche und Nicht-Deutsche im Vergleich (basierend auf der ersten Staatsbürgerschaft) .....	84
4.2.2	<i>Welchen Einfluss hat die Wohndauer auf Nachbarschaft?</i> .....	86
4.2.2.1	Kontaktintensität in Abhängigkeit von der Wohndauer im Kiez.....	86
4.2.2.2	Einfluss der Wohndauer auf die Bereitschaft, einen Nachbarn um Hilfe zu bitten.....	87
4.2.3	<i>Vertrauen und Kontaktintensität als Faktoren guter nachbarschaftlicher Beziehungen</i> .....	88
4.2.4	<i>„Nachbarschaftsindex“: Eine Synthese</i> .....	90
4.2.4.1	Die Kieze im Vergleich .....	91
4.2.4.2	Nachbarschaftsindex von Deutschen und Nichtdeutschen im Vergleich....	91
4.2.4.3	Überprüfung der eigenen Aussage zur Relevanz der Nachbarschaft durch den Nachbarschaftsindex .....	92
4.2.5	<i>Fazit und Projektanregungen</i> .....	92
4.3	FREIWILLIGES ENGAGEMENT UND ENGAGEMENTPOTENZIALE IM WEDDING ....	94
4.3.1	<i>Einleitung</i> .....	94
4.3.2	<i>Formales und institutionalisiertes Engagement im Wedding</i> .....	94
4.3.2.1	Politisches Engagement (Wahlbeteiligung).....	94
4.3.2.2	Ehrenamtliche Tätigkeiten .....	96
4.3.2.3	Wovon hängt die Ausübung eines Ehrenamtes ab?.....	98
4.3.3	<i>Kiez- und nachbarschaftsbezogene Engagementpotenziale</i> .....	103
4.3.3.1	Engagementbereitschaft im Kiez .....	103
4.3.3.2	Engagementbereitschaft in direkter Nachbarschaft - Mobilisierung der Mieterschaft.....	111
4.3.4	<i>Engagementbarrieren</i> .....	114
4.3.5	<i>Fazit (Zusammenfassung und Empfehlungen)</i> .....	116
4.4	SOZIALKAPITAL: SOZIALSTRUKTURELLE RESSOURCEN IM SOLDINER UND SPRENGEL- KIEZ.....	118
4.4.1	<i>Intensität von Vertrauen und sozialen Normen</i> .....	118

4.4.1.1	Intensität sozialer Normen .....	119
4.4.1.2	Norm der Reziprozität .....	124
4.4.1.3	Generalisiertes Vertrauen im Kiez .....	126
4.4.2	<i>Soziale Netzwerke</i> .....	129
4.4.2.1	Netzwerke von Verwandten und Freunden .....	129
4.4.2.2	Nachbarschaftliche Netzwerke .....	136
4.4.2.3	Netzwerke von Familien .....	142
4.4.2.4	Netzwerke von Vereinen und Organisationen, Quartiersmanagement .....	153
4.4.3	<i>Fazit</i> .....	157
4.4.3.1	Bedingungen für Sozialkapital .....	157
4.4.3.2	Präsenz und Qualität Sozialer Netzwerke .....	158
4.5	PROFIS UND AMATEURE: STRUKTURIERTE MEINUNGSBILDER, EINSCHÄTZUNGEN UND STATEMENTS VON KIEZ-EXPERTEN .....	161
4.5.1	<i>Leitfadeninterviews mit verschiedenen Bewohnern des Kiezes Sparrplatz und Soldiner Straße/ Wollankstraße</i> .....	161
4.5.1.1	Kurze Vorstellung der interviewten Personen .....	161
4.5.1.2	Ergebnisse .....	162
4.5.1.3	Fazit / Ansatzpunkte .....	165
4.5.2	<i>Netzwerke zivilen Engagements: Leitfadeninterviews mit Experten aus dem Bereich Vereine und Initiativen</i> .....	166
4.5.2.1	Kurze Vorstellung der interviewten Personen .....	167
4.5.2.2	Ergebnisse .....	169
4.5.2.3	Fazit und Ansatzpunkte .....	177
4.5.3	<i>Leitfadeninterviews mit den zuständigen Quartiersmanagern</i> .....	178
4.5.3.1	Kurze Vorstellung der interviewten Personen .....	178
4.5.3.2	Ergebnisse .....	179
4.5.3.3	Fazit und Ansatzpunkte .....	184
4.5.4	<i>Leitfadeninterviews mit verschiedenen Stadtteilpolitikern</i> .....	185
4.5.4.1	Kurze Vorstellung der interviewten Personen .....	185
4.5.4.2	Ergebnisse .....	186
4.5.4.3	Fazit und Ansatzpunkte .....	190
4.5.5	<i>Abschließendes Resümee</i> .....	191
5	Zusammenfassung: Die Potenziale der Weddinger „Problemkieze“ .....	195
5.1	„PROBLEMKIEZE“ – QUO VADIS? .....	195
5.2	KIEZE: BESSER ALS IHR RUF! .....	195
5.3	QUARTIERSMANAGEMENT: ZU WENIG BEKANNT - ÖFFENTLICHKEITSARBEIT VERBESSERN! .....	196
5.4	DIE WEDDINGER BEWOHNER: GROßE ENGAGEMENT-BEREITSCHAFT NUTZEN! „SCHLÄFER“ MOBILISIEREN! .....	197
5.5	NICHTDEUTSCHE STÄRKER INTEGRIEREN! .....	197
5.6	FAMILIEN UND NACHBARSCHAFTEN ALS DIE WESENTLICHEN STABILISIERENDEN FAKTOREN ERKENNEN! .....	198
6	Literaturangaben .....	201
7	Anhang .....	206
7.1	HINWEISE ZUR QUANTITATIVEN ERHEBUNG .....	206
7.1.1	<i>Konzeption des Fragebogens</i> .....	206
7.1.2	<i>Dokumentation des Fragebogens</i> .....	207
7.1.3	<i>Befragung und Stichprobe</i> .....	217
7.1.4	<i>Datenqualität</i> .....	218
7.1.4.1	Altersverteilung .....	218
7.1.4.2	Anteil und Struktur der ausländischen Bevölkerung .....	219
7.1.4.3	Erwerbstätigkeit .....	219
7.1.4.4	Bildungsstand .....	219
7.1.4.5	Einkommensstruktur .....	220
7.1.5	<i>Fazit</i> .....	220

7.2	KARTIERUNG DER GEWERBESTRUKTUR IM QM- GEBIET SOLDINER-/	
	WOLLANKSTRASSE .....	221
7.3	AKTEURSNETZWERKE (VON EXPERTEN SKIZZIERT) .....	222
	7.3.1 Nachbarschaft.....	222
	7.3.2 Vereine .....	224
	7.3.3 QM .....	226
	7.3.4 Politiker.....	227

## Abbildungs- und Tabellenverzeichnisse

### Abbildungen

Abbildung 1: Assoziationen mit „Nachbarschaft“: Ein Brainstorming .....	12
Abbildung 2: Freiwilliges Engagement- Verteilung auf Bereiche .....	23
Abbildung 3: Freiwilliges Engagement- Inhalte der Tätigkeit .....	24
Abbildung 4: Anforderungen freiwilliger Tätigkeiten .....	25
Abbildung 5: Werte in Deutschland 1997 .....	26
Abbildung 6: Erziehungsziele 1951- 1995 in der Bundesrepublik und den alten Ländern..	27
Abbildung 7: Entwicklung elterlicher Erziehungswerte 1954- 1995 nach Altersgruppen (Trend) .....	27
Abbildung 8: Motive für freiwilliges Engagement .....	29
Abbildung 9: Engagementpotenzial.....	31
Abbildung 10 und 11: Ziele der Handlungstheoretiker (oben) und das strukturell individualistische Erklärungsschema nach COLEMAN (unten) .....	38
Abbildung 12: Determinanten für die Existenz und Aktivierung von Sozialkapital .....	40
Abbildung 13: Übersicht Sanierungsgebiete .....	60
Abbildung 14: Sparrplatz.....	62
Abbildung 15: Biesentaler Straße .....	63
Abbildung 16: Soldiner Straße .....	63
Abbildung 17: Koloniestraße.....	64
Abbildung 18: Antwortverzerrung.....	77
Abbildung 19: Relevanz nachbarschaftlicher Beziehungen in Abhängigkeit vom Haushaltsnettoeinkommen .....	84
Abbildung 20: Relevanz nachbarschaftlicher Beziehungen – Deutsche und Nicht-Deutsche im Vergleich (basierend auf der ersten Staatsbürgerschaft).....	84
Abbildung 21a und b: Reziprozität der nachbarlichen Gefälligkeiten .....	124
Abbildung 22a und b: "Wie du mir so ich dir" - Norm bei ausländischen Bürgern.....	125
Abbildung 23: Generalisiertes Vertrauen im Soldiner Kiez und am Sparrplatz .....	126
Abbildung 24a und b: Generalisiertes Vertrauen nach Nationalität .....	127
Abbildung 25: "Würden Sie innerhalb der nächsten sechs Monate aus dem Kiez wegziehen?" .....	128
Abbildung 26: Wohlfühlen im Kiez und die Ausübung eines Ehrenamtes .....	133
Abbildung 27: Zugangsweg zur freiwilligen ehrenamtlichen Tätigkeit .....	134
Abbildung 28 und 29: Untersuchung zur Reziprozität im Soldiner Kiez .....	138
Abbildung 30: Untersuchung zur Kontaktintensität der Befragten zu ihren Nachbarn in Stunden (Zeit) pro Woche (nur Befragte mit Freunden oder Verwandten vor Ort)..	139
Abbildung 31: Untersuchung zur Kontaktintensität der Befragten zu ihren Nachbarn in Stunden (Zeit) pro Woche (nur Befragte mit Freunden oder Verwandten vor Ort)..	139
Abbildung 32: Wie bewerten die Befragten die Arbeit des QM's (Angaben in Prozent). 156	
Abbildung 33: <i>Soldiner Kiez- Alltag zwischen arabischem Gemüseladen, Rosis Kneipe und grüner Panke</i> .....	162
Abbildung 34: <i>Heiko Schmidt zog es vom Prenzl'berg in den Wedding</i> .....	167
Abbildung 35: <i>Nicht betrunken mit J. Brunken</i> .....	167
Abbildung 36: <i>M. Oezkan im Büro seiner Dönerproduktion</i> .....	168
Abbildung 37: <i>Angela Bochum ist kreativ</i> .....	168
Abbildung 38: <i>C. Heise sichtlich erschöpft nach dem ersten (Teil-) Interview</i> .....	168
Abbildung 39: <i>Vom Farben-</i> .....	171
Abbildung 40: <i>H. Schmidt hilft seinem türkischen Nachbarn auf den Weg in die Türkei..</i>	171
Abbildung 41: <i>Soldiner Straße- so manch wichtige Frage wird auch an der Hauswand diskutiert...</i> .....	175
Abbildung 42: <i>Herr Fischer beim Zeichnen des Akteursnetzwerkes</i> .....	178
Abbildung 43: <i>Im QM- Büro Sparrplatz – Herr Langer vor der Fotodokumentation Wolferrmanns</i> .....	179
Abbildung 44: Die Untersuchungsgebiete .....	217

## Tabellen

Tabelle 1: Wertetypen in der deutschen Bevölkerung .....	28
Tabelle 2: Sozialstruktur- Die wichtigsten verwendeten Daten auf einen Blick .....	58
Tabelle 3: Typen der Befragung .....	72
Tabelle 4: Bedeutung nachbarschaftlicher Beziehungen für Erwerbslose in den Gebieten Sprengelkiez/ Sparrplatz und Soldiner Kiez gesamt (Angaben in Prozent) .....	80
Tabelle 5: Bedeutung von nachbarschaftlichen Beziehungen für Arbeitslose -Vergleich zwischen Sprengelkiez/ Sparrplatz und Soldiner Kiez (Angaben in Prozent) .....	80
Tabelle 6: Relevanz nachbarschaftlicher Beziehungen für verschiedene Altersgruppen (Angaben in Prozent) .....	81
Tabelle 7: Relevanz nachbarschaftlicher Beziehungen – alle Haushalte mit und ohne Kinder unter 18 Jahren im Vergleich (Angaben in Prozent).....	82
Tabelle 8: Relevanz nachbarschaftlicher Beziehungen - Familien mit im Haushalt lebenden Kindern unter 18 Jahren/ Soldiner Kiez (Angaben in Prozent).....	82
Tabelle 9: Relevanz nachbarschaftlicher Beziehungen - Familien mit im Haushalt lebenden Kindern unter 18 Jahren/ Sprengelkiez/ Sparrplatz (Angaben in Prozent) .....	83
Tabelle 10: Relevanz nachbarschaftlicher Beziehungen – „Staatszugehörigkeit“/ Soldiner Kiez.....	85
Tabelle 11: Relevanz nachbarschaftlicher Beziehungen – „Staatszugehörigkeit“/ Sprengelkiez/ Sparrplatz .....	85
Tabelle 12: Kontaktintensität – Wohndauer im Kiez.....	86
Tabelle 13: Wohndauer in Jahren – Bereitschaft einen Nachbarn um Hilfe zu bitten .....	87
Tabelle 14: Gründe der Befragten, die nicht die NachbarInnen bitten würden, Handwerker ins Haus zu lassen .....	88
Tabelle 15: Kontaktintensität (gemeinsam verbrachte Zeit pro Woche) zwischen den NachbarInnen.....	89
Tabelle 16: Nachbarschaftsindex Deutsche/Ausländer.....	91
Tabelle 17: Relevanz nachbarschaftlicher Beziehungen in Korrelation zum Nachbarschaftsindex .....	92
Tabelle 18: Beteiligung an den Kommunalwahlen 2001 (Kiezvergleich) .....	95
Tabelle 19: Schulabschlüsse in den Kiezen .....	96
Tabelle 20: Die Ausübung eines Ehrenamts im vergangenen Jahr .....	96
Tabelle 21: Art des Engagements .....	97
Tabelle 22: Zugangsweg zur freiwilligen Tätigkeit.....	98
Tabelle 23: Zusammenhang zwischen der Ausübung eines Ehrenamtes und dem Alter des Engagierten .....	99
Tabelle 24: Zusammenhang zwischen der Ausübung eines Ehrenamtes und dem Schulabschluss (Kiezvergleich).....	100
Tabelle 25: Zusammenhang zwischen den im Kiez ehrenamtlich Tätigen und ihrem Wohlfühlen im Kiez.....	101
Tabelle 26: Zahl der ehrenamtlich Tätigen im Kiez mit Freunden im Wedding .....	101
Tabelle 27: Verteilung der ehrenamtlich Engagierten nach Deutschen und Ausländern (basierend auf 1. Staatsbürgerschaft) nach Kiezen .....	102
Tabelle 28: Bereitschaft zu einer freiwilligen Aufgabe im Kiez .....	103
Tabelle 29: Bereitschaft zu einer freiwilligen Aufgabe und Wohlfühlen im Kiez.....	104
Tabelle 30: Engagementbereitschaft im Kiez und Wohndauer in Jahren in den Kiezen ..	105
Tabelle 31: Alter und Engagementbereitschaft.....	106
Tabelle 32: Engagementbereitschaft im Kiez bei Ausländern und Deutschen (basierend auf der 1. Staatsbürgerschaft).....	107
Tabelle 33: Engagementbereitschaft im Kiez bei Ausländern und Deutschen (basierend auf der 1. Staatsbürgerschaft) nach Kiezen .....	107
Tabelle 34: Wohlfühlen von Ausländern und Deutschen (basierend auf der 1. Staatsbürgerschaft) in den beiden Kiezen .....	108
Tabelle 35: Engagementbereitschaft und soziale lokale Netzwerke (Freunde) .....	108
Tabelle 36: Engagementbereitschaft und soziale lokale Netzwerke (Verwandte).....	109
Tabelle 37: Engagementbereitschaft und Kenntnis von Vereinen im Kiez .....	109

Tabelle 38: Kontaktintensität mit Nachbarn und Engagementbereitschaft.....	110
Tabelle 39: Hofbegrünung und freiwilliges Kiezengagement .....	110
Tabelle 40: Bereitschaft zur Teilnahme an einer Nachbarschaftsaktion.....	111
Tabelle 41: Abhängigkeit der Teilnahmebereitschaft an einer Nachbarschaftsaktion vom Schulabschluss .....	112
Tabelle 42: Abhängigkeit der Teilnahmebereitschaft an einer Nachbarschaftsaktion von der Kontaktintensität mit den Nachbarn .....	112
Tabelle 43: Abhängigkeit der Teilnahmebereitschaft an einer Nachbarschaftsaktion vom Wohlfühlen im Haus .....	113
Tabelle 44: Abhängigkeit der Teilnahmebereitschaft an einer Nachbarschaftsaktion vom Wohlfühlen im Kiez.....	113
Tabelle 45: Engagementbarrieren im Kiezvergleich .....	114
Tabelle 46: Alter und Engagementbarrieren.....	115
Tabelle 47: Engagementbarrieren nach Erwerbstätigkeit .....	116
Tabelle 48: Engagementbarrieren und Wegzugsbereitschaft.....	116
Tabelle 49a und b: Sauberkeit im Kiez als Soziale Norm .....	119
Tabelle 50a und b: Sauberkeit im Kiez, moralische Betrachtung .....	120
Tabelle 51a und b: Einstellung zu Hundehaltern im Soldiner Kiez und am Sparrplatz nach Altersklassen.....	121
Tabelle 52a und b: Einstellung zu Hundehaltern im Soldiner Kiez und am Sparrplatz nach Nationalität.....	122
Tabelle 53: Freunde im Kiez .....	129
Tabelle 54a und b: Bewohner nicht- deutscher Herkunft mit Freunden im Kiez .....	130
Tabelle 55a und b: Wohlbefinden der Bewohner in Abhängigkeit von Freunden vor Ort	131
Tabelle 56: Das Ausübung eines Ehrenamts und das Wohlfühlen im Kiez.....	133
Tabelle 57: Besteht ein Zusammenhang zwischen den Gründen, weshalb ein Befragter in den Soldiner Kiez gezogen ist und der Tatsache, ob Familienangehörige vor Ort wohnen?.....	135
Tabelle 58: Besteht ein Zusammenhang zwischen den Gründen, weshalb ein Befragter in den Sprengelkiez gezogen ist und der Tatsache, ob Familienangehörige vor Ort wohnen?.....	136
Tabelle 59: Fiktives Beispiel - Nachbarschaftshilfe bei Handwerkerbesuch.....	136
Tabelle 60: Wie wohl fühlen sich die Befragten in ihrem Haus in Bezug auf ihre Nachbarn und wie viele ihrer Nachbarn kennen sie mit Namen?.....	137
Tabelle 61: Besteht ein Zusammenhang zwischen dem Vorhandensein von Freunden im Wohngebiet und wie viele Nachbarn der/die Befragte/r mit Namen kennt?.....	140
Tabelle 62: Besteht ein Zusammenhang zwischen dem Vorhandensein von Freunden im Wohngebiet und der Kontaktintensität der/des Befragten zu ihren/seinen Nachbarn? .....	141
Tabelle 63a und b: Wohlbefinden im Kiez im Zusammenhang mit dem Familienstand ...	143
Tabelle 64: Rücksichtsvolle Atmosphäre im Kiez.....	145
Tabelle 65: Hilfe in Notsituationen .....	145
Tabelle 66a und b: Norm der Reziprozität.....	146
Tabelle 67: Ehrenamtliches Engagement von Familien und kinderlosen Haushalten allgemein.....	148
Tabelle 68: Im Kiez stattfindendes ehrenamtliches Engagement .....	148
Tabelle 69: Wegzugsgründe von Familien aus den Untersuchungsgebieten.....	149
Tabelle 70a und b: Kontaktintensität der Nachbarschaften- Familien vs. kinderlose Haushalte .....	150
Tabelle 71a und b: Kontaktintensität der Nachbarschaften: Deutsche vs. Ausländer.....	151
Tabelle 72: Anzahl der Kinder und Kontaktintensität mit der Nachbarschaft.....	152
Tabelle 73: Aktivität in einer Organisation oder einem Verein im Kiez .....	153
Tabelle 74: Aktiv im Verein nach Altersklassen spezifiziert.....	154
Tabelle 75: Wie viele der Befragten kennen das Quartiersmanagement und sein Vorort-Büro?.....	156
Tabelle 76: Strukturelle Vorgaben für die Befragung .....	218
Tabelle 77: Altersstruktur Soldiner Kiez/Sprengelkiez .....	218
Tabelle 78: Ethnische Struktur Soldiner Kiez/Sprengelkiez.....	219
Tabelle 79: Haushaltseinkommen Soldiner Kiez/Sprengelkiez.....	220



# 1 Vorwort

Dieser Bericht entstand im Rahmen des Projektseminars „Nachbarschaft, Sozialkapital und Bürgerengagement: Empirische Quartiersanalyse am Beispiel Berlin-Wedding“ am Geographischen Institut im Sommersemester 2002.

Wie der Titel bereits vermuten lässt, widmeten wir uns speziell den Entwicklungsbedingungen des Berliner Stadtteils Wedding. Dies geschah vor dem theoretischen Hintergrund aktueller Prozesse städtischer Restrukturierung, die sowohl auf Internationalisierung und Globalisierung als auch auf die spezielle Situation im wiedervereinigten Berlin zurückgehen. Die Beschränkung auf einen konkreten Ort innerhalb der Stadt erfolgte dabei nicht ohne Grund: Da die sozioökonomischen und politischen Entwicklungsbedingungen zunehmend komplexer werden, lassen sie sich als „Überblicksempirie“ immer weniger darstellen und erfassen. Aspekte, die aus der Distanz nur schwer erfassbar sind (wie z.B. „endogene Potenziale“ und lokale Milieus), werden für Stadt- und Quartiersentwicklungsstrategien in der Praxis immer bedeutender. Medienwirksame politische Programme wie das „Armutsbekämpfungsprogramm“ in Hamburg oder das „Quartiersmanagement“ in einigen Berliner Wohnquartieren verdeutlichen die Problematik und die Notwendigkeit neuer Herangehensweisen. Ziel der empirischen Arbeiten im Seminar sollte es sein, mehr über die Situation der Menschen in ausgewählten Wohnquartieren (z.B. über vorhandene Nachbarschaftspotenziale, soziale Netzwerke, Selbsthilfepotenziale etc.), ihre Probleme (z.B. als Planungsbetroffene) und mögliche Auswege (z.B. über Partizipation) herauszufinden.

Da gerade einige Westberliner Stadtviertel und Wohnquartiere als „Verlierer“ des vereinten Berlins gelten können, wurde bewusst ein solcher Stadtteil untersucht – wohl wissend, dass es auch im Berliner Osten Gebiete mit „kumulierten Problemlagen“ gibt. Im Wedding jedoch liegen zweifellos einige der problematischsten Stadtquartiere Westberlins. Als Untersuchungsgebiete wurden die beiden Quartiersmanagement-Gebiete Soldiner-/Wollankstraße sowie Sparrplatz/Sprengelkiez ausgewählt und verglichen. Das Projekt knüpft damit inhaltlich (und räumlich) an ein früheres Projektseminar (2000) in Moabit an (vgl. SCHNUR [Hrsg.] 2000). Dabei wurden thematisch und methodisch zahlreiche neue Aspekte in die Forschung integriert (zum Teil durchaus „experimentell“), jedoch bei bestimmten Themen auch der Vergleich zur Moabit-Studie (u.a. QM-Gebiet Beusselstraße) ermöglicht. Unter anderem wurde neben einer Bewohnerbefragung mittels Fragebögen eine umfangreiche Sequenz qualitativer Interviews mit „Kiez-Experten“ durchgeführt.

Der Projektkurs fand in drei Abschnitten statt. Der erste Abschnitt diente der Einarbeitung in relevante Theorieansätze (Sozialkapital, Ehrenamt, Nachbarschaften etc.) und damit verbunden einer Vertiefung geeigneter Methoden (qualitative und quantitative Methoden, Fragebogen und/oder Leitfaden, Diskussion des Fragebogens aus der Moabit-Untersuchung) sowie als Einstieg in den Untersuchungsraum Wedding (Abgrenzung und Geschichte, Quartiersstruktur, aktuelle Problemfelder). Darauf aufbauend wurde ein Untersuchungs- und Befragungsdesign auf der Basis der Moabit-Studie konzipiert und weiterentwickelt. Der zweite Abschnitt beinhaltete die eigentliche Erhebung in den beiden Gebieten sowie die Dateneingabe (SPSS). Der dritte Abschnitt widmete sich der Auswertung und Darstellung der Ergebnisse in dem hier vorliegenden Projektbericht. Dabei wurde das Projekt weitgehend „realitätsnah“ gestaltet. Dies betraf die

Arbeitsorganisation in wechselnden Projektteams sowie die seminarinterne Kommunikation via Internetplattform (www.eProject.com), aber auch die straffe Terminplanung im Rahmen eines Semesters, die es notwendig machte, die Qualität des eigenen „Outputs“ in Relation zur gegebenen Zeit zu bewerten. Nicht alles war also im Rahmen des Projekts machbar. Darüber hinaus sollte die Arbeit einen praktischen Nutzwert bekommen.

Obwohl der Herausgeber in die Konzeption und Redaktion der Texte eingebunden war, bleibt der Abschlussbericht ein Produkt der Seminarteilnehmer. Deshalb sind die Beiträge recht heterogen – sowohl im Stil, als auch in der Ausreifung und in der Herangehensweise an wissenschaftliche Fragestellungen. Für einen kompakten Sammelband würde man den Text noch weiter vereinheitlichen und straffen. Dies wurde jedoch bewusst unterlassen, weil auf diese Art und Weise die vielfältigen Ideen und Argumentationslinien von insgesamt achtzehn Studentinnen und Studenten nach wie vor erkennbar bleiben - diese Struktur ist durchaus auch eine der Stärken des Berichts.

Berlin, im Mai 2003

Olaf Schnur

## 2 Allgemeine Hinweise

### 2.1 Das Projektteam

Folgende StudentInnen haben an diesem Projekt in wechselnden Gruppen mitgearbeitet (in alphabetischer Reihenfolge):

Anker, Martin	Keller, Christine
Bleicher, Alena	Kunz, Annette
Bosa, Nicole	Rahn, Cornelia
Claussen, Lars	Schellig, Alina
Förtsch, Carsten	Schmidt, Susanne
Friebel, Katja	Schumacher, Julia
Friedrich, Conny	Stolper, Stefanie
Hau-Othman, Susanne	Wagenknecht, Lars
Junius, Johannes	Weist, Thorsten

Die Verfasserinnen und Verfasser der einzelnen Kapitel sind im laufenden Text vermerkt. Der Name markiert den Beginn eines Textbeitrages, der jeweils „bis zum/r nächsten Autor/in“ reicht. Weitere Dinge, die zum Teil im Hintergrund verrichtet wurden und deren Verantwortlichkeiten nicht unberücksichtigt bleiben sollen:

- Katja Friebel, Susanne Schmidt, Olaf Schnur: *Endredaktion*
- Carsten Förtsch, Katja Friebel, Annette Kunz, Alina Schellig, Susanne Schmidt, Olaf Schnur: *Mitarbeit Kurzfassung/Presseinfo*

### 2.2 Aufbau des Berichts – eine Lesehilfe

Der Bericht besteht analog zum beschriebenen Forschungsablauf aus drei Teilen. Während sich der erste Teil (Kapitel 3) mit theoretischen Fragestellungen zur Quartiersentwicklung in Großstädten auseinandersetzt und sich mit dem Untersuchungsraum Wedding beschäftigt (Kapitel 3. 4), werden im darauf folgenden Abschnitt (Kapitel 4) die Untersuchungsergebnisse der Befragung vorgestellt und einer Analyse unterzogen. Dies geschieht anhand thematischer Schwerpunkte, die auch selektiv gelesen werden können. Schließlich finden sich nach einer Zusammenfassung noch Hinweise zu Literatur und Methodik am Ende des Bandes.

## 3 Theoretische Vorüberlegungen

### 3.1 Theorie der Nachbarschaft – Theorie von gestern?

Nicole Bosa  
Christine Keller  
Cornelia Rahn

#### Abbildung 1: Assoziationen mit „Nachbarschaft“: Ein Brainstorming

*Abstand, Animositäten, Aushelfen, Ausleihen, Bedrohung, Beistand, Betrunken, Briefkasten, Chance, Chaos, Charme, Dezibel, Differenz, Distanz, Eckkneipe, Ei, Eigendynamik, Eigentümerversammlung, Fairness, Gegenüber, Gerüchte, Gerüche, Grenzen, Grüßen, Haus, Hinterhof, Hilfe, Hass, Initiative, Intimität, Jovialität, Kontrolle, Konzepte, Krach, Liebe, Lust, Metropole, Mülltonne, Nähe, Nebenan, Ohropax, Optionen, Passivität, Planer, Paketannahme, Quartiersmanager, Querulant, Ressentiment, Ruhe, Sehnsucht, Sicherheit, Spießler, Straßenfest, Streit, Takt, Taktik, Toleranz, Treppenhaus, Umgangform, Utopie, Verbot, Verboten, Vorgarten, Xanthippe, Zaun, Zimmerlautstärke, Zusammenhalt*

#### 3.1.1 Einleitung

Diese Begriffsammlung stellt eine erste Annäherung an das Thema Nachbarschaft dar. Es handelt sich um Assoziationen, Klischees, Schlagworte und Wünsche, die bei einem Brainstorming der Arbeitsgruppe zum Begriff der Nachbarschaft genannt wurden. Diese Assoziationen zeigen, wie facettenreich der Begriff Nachbarschaft aufgefasst wird. Nachbarschaft erscheint als ein Paradoxon, denn es bedeutet sowohl Nähe als auch Abstand. Der Nachbar ist gleichzeitig auch der Fremde, Nachbarn erkennen sich als die jeweils anderen an und haben somit auch das Bedürfnis, sich wegen der bestehenden räumlichen Nähe voneinander abzugrenzen. Es ist notwendig, neben dem gemeinsamen Raum einen gemeinsamen Sinn im Symbolraum Nachbarschaft zu teilen.

Seit den 90er Jahren zeigt sich in den innerstädtischen Altbaugebieten Berlins eine erhöhte Umzugsdynamik, die durch den Wegzug von Familien mit Kindern und Erwerbstätigen, sowie durch einen Nachzug niedrigverdienender, oft auf Transferleistungen angewiesener Bevölkerungsgruppen gekennzeichnet ist. Dieses selektive Wanderungsverhalten der Bewohner führt zu einem sozialen Wandel, hin zu einer räumlich lokalisierten Dominanz von Haushaltstypen, die in vielfältiger Weise gesellschaftlich benachteiligt sind: Arbeitslose, Sozialhilfeempfänger, Alleinerziehende, Ausländer, Menschen mit Suchtproblemen oder psychischen Erkrankungen.

In vorangegangenen Studien und Interviews mit Angestellten der Bezirksverwaltungen wurden vor allem Gebiete in der Innenstadt als „besonders problematisch“ ausgewiesen. Diese Gebiete weisen gemeinsame Merkmale auf: hohe Bevölkerungsfuktuation, hohe Heterogenität der Bevölkerung, hohe unfreiwillige Segregation, hoher Ausländeranteil, Verfall der Bausubstanz und Vandalismus (vgl. die Stadtmodelle der Chicagoer Schule: „zone in transition“ von BURGESS). Zu diesen Quartieren gehören auch der Sprengelkiez/ Sparrplatz und das Quartier um die Soldiner Straße im Wedding. Als „besonders problematisch“ gelten Gebiete mit „Anzeichen von Verwahrlosung des öffentlichen Raums, zunehmend gewaltförmige Auseinandersetzungen insbesondere zwischen Jugendgruppen, Drogenkriminalität, Alkoholismus, wachsende Verbreitung von

*Gefühlen der Unsicherheit und Bedrohung*“ (HÄUßERMANN, H., KAPPAN, A. 1999: 200).

Deshalb erhält Nachbarschaft als soziale Interaktion einen anderen, vielleicht höheren Stellenwert als in den vorangegangenen Jahren. Nachbarschaft als soziale Interaktion kann dazu beitragen, die lokale Identität der Bewohner eines Stadtviertels zu stärken, indem durch Nachbarschaftskontakte Austauschmöglichkeiten entstehen, die eine Problemwahrnehmung ermöglichen. Solch eine Sensibilisierung schafft Räume für Eigeninitiative und Verantwortung seinen Nachbarn und der Umgebung gegenüber. Mit dieser Untersuchung soll der Frage nachgegangen werden, was Nachbarschaft in den untersuchten Quartiersmanagementgebieten im Wedding leisten kann und soll, bzw. was sie bereits leistet.

Bevor anhand einer Modellnachbarschaft und der in Kapitel 4 folgenden Theorie der Nachbarschaft die Inhalte dieses Begriffes erläutert werden, behandelt das nachfolgende Kapitel den sprachwissenschaftlichen Hintergrund. Damit ist eine bessere Einordnung möglich, wie dieser Begriff verstanden wird.

### *3.1.1.1 Der sprachwissenschaftliche Ursprung*

Der Ursprung des Wortes Nachbar findet sich bereits im Althochdeutschen (8-12 Jh.) wieder. Jener althochdeutsche Begriff „Nahigur(o)“ bzw. „nahigibur(o)“ setzt sich aus den beiden Wörtern „nah“ und „Bauer“ zusammen, was auch die Bedeutung des „nahebei Wohnenden“ beinhaltet. Im Mittelhochdeutschen trifft man auf die Entsprechung „nachgebur“ (vgl. HAMM 1973: 16).

Der zweite Teil des althochdeutschen Begriffes, „gibur“, bedeutet einerseits *Bauer*, aber auch *Haus* und lässt sich von „bueri“ ableiten, was dem heutigen *wohnen*, *bewohnen*, *Landwirtschaft betreiben* entspricht. Es handelt sich also um einen Begriff, der zunächst die räumliche Nähe beschreibt, der Nachbar ist Subjekt und Objekt zugleich, wobei der Schwerpunkt auf der Bezeichnung des Ortes, des Hauses liegt. Zudem war damals der Status der Bauernschaft auf Besitz begründet (anders Leibeigene). Nachbarschaft ist gleichbedeutend mit Bauernschaft, andere Synonyme sind Gebauerschaft, Burlag, Hübner- und Hundschaft. Manchmal stand Nachbarschaft auch für Zunft, Gilde, Rotte und Wehr (vgl. ENGELHARD 1986).

Deutlich geworden ist, dass es sich bei dem Nachbarn um denjenigen handelte, dessen Haus oder Hof an das bzw. den eigenen angrenzte. Der Begriff beinhaltet die Dimensionen räumliche Nähe, landwirtschaftliche Tätigkeit, sowie den Hausbesitz.

Weder in den Theorien noch im Alltagsverständnis ist der Begriff Nachbarschaft eindeutig räumlich definiert. Er bezieht sich auf eine ganze Skala von Personenkreisen: auf die Nachbarn von nebenan, von gegenüber, die Nachbarn im Haus, die Nachbarn im Block, die Nachbarn im Kiez (vgl. ENGELHARD 1986: 27).

### *3.1.1.2 Schöne neue Nachbarschaft*

Im Folgenden wird modellhaft dargestellt, wie eine „funktionierende Nachbarschaft“ im Jahr 2010 aussehen könnte:

Der Wedding ist ein Stadtteil, in dem viele Personen mit einem geringen Aktionsradius im Wohnbereich leben: Familien mit Kindern, Alleinerziehende, alte und sozial benachteiligte Personen und Ausländer.

Die Bewohner würden vermehrt auf nachbarschaftliche Beziehungen angewiesen sein, weil staatliche Unterstützungsleistungen weiterhin zurückgingen. Ein gutes

Verhältnis zu seinen Nachbarn führt dazu, dass man sich in seinem Wohnumfeld wohl fühlt, man ist eher bereit, sich für seine Umgebung verantwortlich zu fühlen. Eine intakte Nachbarschaft verstärkt das Sicherheitsgefühl der Bewohner und intensiviert die Ortbindung. Die funktionierende Nachbarschaft hätte eine stabilisierende Wirkung auf den Stadtteil. Nachbarschaftliche Beziehungen benötigen „Raum-Zeit-Kontinuitäten“, d.h. erst ab einer bestimmten (Wohn-)Dauer derselben Personen an einem Ort werden nachbarschaftliche Beziehungen möglich. Durch wiederholte Begegnungen, beispielsweise im Treppenhaus, auf dem Hof oder dem Spielplatz, würde ein Sich-Kennenlernen und der Aufbau engerer Beziehungen, die auf Vertrauen und Sympathien basieren, ermöglicht. Diese bauen sich aber nur langsam und allmählich auf und werden durch wiederholten "face-to-face"-Kontakt ermöglicht. *"Nachbarschaft konstituiert sich als soziale Organisation von Nähe. Diese Nähe wird bestimmt von den Möglichkeiten des Austausches auf der Basis gegenseitigen Vertrauens,(...)"* (SCHILLING, H. 1997: 18).

Es wäre also sinnvoll, die Kontaktmöglichkeiten zu fördern, indem die Bewohner selbst z. B. den Rasen mähten, das Laub fegten, kleinere Reparaturen an Gebäuden übernehmen, und als Gegenleistung/Anreiz die Betriebskosten prozentual gesenkt würden. Es würden Entrümpelungsdienste, Tischler- und Malerarbeiten, Reparaturen an Kleinfahrzeugen, Einkaufsdienste, Babysitting, bis hin zu Sprachhilfen für Ausländer innerhalb der Nachbarschaften kleinräumig organisiert werden (vgl. NEUHÖFER, M. 1998: 43). Dadurch könnten Ausgaben der Stadt gesenkt werden; die lokale Identifikation der Bewohner mit ihrem Stadtteil erhöht werden. Arbeitslose und/ oder stark isolierte Personen bekämen das Gefühl wieder gebraucht zu werden. Durch das gemeinsam Erlebte und Geschaffte könnten sich eventuell Freundschaften über die nachbarschaftlichen, meist zweckorientierten und auf Reziprozität beruhenden Beziehungen hinaus entwickeln. Aggressionen, Vorurteile, Feindseligkeiten und Lethargien könnten durch solche verbindenden Aktionen abgebaut werden.

Sinnvoll und effektiv organisiert wäre dies durch eine Verbesserung der bereits vorhandenen bzw. durch neu gegründete Nachbarschaftsagenturen. Diese würden mit gezielter Werbung und Information, eventuell Ausschreibungen/Aushänge in den Treppenaufgängen und zur Verfügung stehenden Ansprechpartnern auf ihre Aktionen aufmerksam machen, damit die betreffenden Personen wirklich erreicht und motiviert werden. Gerade Personen mit Mehrfachbenachteiligungen, wie z.B. alkoholranke, psychisch labile Langzeitarbeitslose, lassen sich oft nur schwer motivieren. Initiierte Straßenfeste und selbstorganisierte Feste in Höfen oder auf öffentlichen Plätzen, mit und für die Anwohner, könnten eine „Plattform“ sein, um erste Kontakte, Ideen und Anregungen auszutauschen. Wichtig wäre auch eine mehrsprachige Formulierung der Aushänge, um gezielt ausländische Bevölkerungsgruppen anzusprechen.

Auf die Integration ausländischer Kinder, Jugendlicher und junger Erwachsener würde besonders Wert gelegt werden, da diese nicht selten mehrfach benachteiligt sind: mangelnde deutsche Sprachkenntnisse, geringer Schulabschluss, Identitätsprobleme, hohe Jugendarbeitslosigkeit, etc. Deshalb würden Aufenthaltsmöglichkeiten und Räumlichkeiten gestellt werden, in denen diverse Freizeitangebote, Hausaufgabenhilfe, eine Jobbörse, sowie interkulturelle Veranstaltungen stattfänden.

Die Aufgabe von Nachbarschaften könnte auch auf infrastruktureller Ebene erweitert werden indem die Nachbarn neue Kommunikationsmöglichkeiten (z.B. Kieztreff, Kiezzeitung) einrichten bzw. evtl. bereits vorhandene nutzen.

Erwerbstätige mit ortungebundener Arbeitsstätte (Möglichkeit des „Zu-Hause-Arbeitens“) konzentrierten das Alltagsleben und Freizeitaktivitäten vermehrt auf das nähere Wohnumfeld. Dadurch würden die lokalen Gewerbetreibenden mehr frequentiert werden und es entstünden mehr Kontakte innerhalb der Nachbarschaft, die lokale Identität könnte gefestigt werden.

Generell lässt sich feststellen, dass es nur sehr wenige Theorie-Ansätze zu dem Thema Nachbarschaft gibt. Ein Grund hierfür kann sein, dass die Alltäglichkeit der Nachbarschaft diese zu einem wissenschaftlich schwer zu fassenden und kaum zu systematisierenden Thema werden lässt. Aus diesem Grund werden im folgenden zwei unterschiedliche Ansätze dargestellt, die jeweils den Fokus der sie vertretenden Personen widerspiegeln.

### 3.1.2 Begriff und Theorie der Nachbarschaft nach HAMM

Der Trierer Soziologe Bernhard HAMM verfasste schon Anfang der 1970er Jahre eine wissenschaftliche Arbeit zur Theorie der Nachbarschaft. Der Nachbarschaftsdiskurs war in dieser Zeit des politischen Aufbruchs von großem öffentlichem Interesse, ist dann aber in den 1980er Jahren fast vollständig vererbt. Mit dem wiederaufkeimenden wissenschaftlichen Interesse an dem Thema „Nachbarschaften“ Anfang der 1990er Jahre widmete sich HAMM wieder seiner Theorie von 1973 und überarbeitete diese, blieb jedoch seinen ‚Kernansichten‘ der 1960er und 1970er Jahre treu. So behält er auch seine 1973 geprägte Definition von Nachbarschaft bei, die wie folgt lautet:

*Nachbarschaft wird definiert als eine soziale Gruppe, die primär wegen der Gemeinsamkeit des Wohnens interagiert.*

#### 3.1.2.1 Thesen zu Nachbarschaft

Seine Erkenntnisse über Nachbarschaft und „nachbarliches“ Verhalten fasst er in folgenden theoretischen Aussagen zusammen (HAMM 1998: 173-176):

Nachbarschaftliche Beziehungen gehen nicht von Personen, sondern von Wohnungen aus. Die Personen sind auswechselbar, Nachbarpositionen werden zugeschrieben. D.h. Nachbar ist man ohne eigenes Zutun, den einzigen Handlungsspielraum hat man nur in der Art der Ausführung dieser Rolle.

1. Die räumliche Nähe der Wohnungen ist das Kriterium für die Auswahl der möglichen Interaktionspartner, während zusätzliche Gemeinsamkeiten über die faktische Interaktionsdichte entscheiden.
2. Der soziale Status der Nachbarposition ist in unserer Gesellschaft im Vergleich zu dem Status von Freunden, Bekannten und vor allem zu dem sozialen Status der Familie gering.
3. HAMM geht davon aus, dass jeder Mensch verschiedene Bezugsgruppen hat und unterscheidet die Anzahl der Bezugsgruppen, denen jeder Mensch angehört, nach verschiedenen Kriterien:

Sie steigt mit zunehmendem Einkommen, zunehmender Bildung und höherer beruflicher Stellung. Sie ist verschieden für die familiären Positionen. Für die nicht erwerbstätige Hausfrau, für nicht mehr mobile ältere Menschen und für Kinder ist die Nachbarschaft eine sehr bedeutende Bezugsgruppe, da sie ansonsten nicht über eine große Anzahl von Bezugsgruppen verfügen.

4. Nachbarschaftliches Verhalten richtet sich nach Normen, die unterschiedlich verpflichtend sind:

Muss- und Soll-Erwartungen sind sogenannte Minimalerwartungen, deren Verletzung häufig zu Rechtsstreitigkeiten führen. Unter den Kann-Erwartungen ist nach HAMM die Distanznorm die wichtigste.

Durch die Verhaltenserwartungen an Nachbarn werden wichtige Aufgaben dieser umschrieben: Nothilfe, Sozialisation, Kommunikation, soziale Kontrolle.

5. HAMM betont, dass es hierbei wichtig ist, dass einander erbrachte Leistungen reziprok, d.h. gegenseitig und gleichwertig, sind. Nachbarschaft hat eine größere Bedeutung in Situationen, in denen öffentliche Infrastrukturen oder privat-kommerzielle Dienstleistungen nicht (ausreichend) zur Verfügung stehen, z.B. in historisch früheren Epochen Europas, aber auch heute in ländlichen Siedlungen und in vielen außereuropäischen Gesellschaften. HAMM vertritt die Meinung, dass der Nachbarschaft im heutigen Europa eine relativ geringe Bedeutung zukommt, weil die *„obrigkeitsstaatliche Vergangenheit sowohl die Tendenz nach sich zieht, Probleme auf staatliche Verwaltungen abzuladen, als auch zu einer Tendenz des Staates gehört, alle gesellschaftlichen Bereiche regelnd unter seine Kontrolle bringen zu wollen“* (HAMM 1998: 175). Zieht sich der Staat nun aber aus solchen Leistungen zurück, kommen der Nachbarschaft Aufgaben zu, die ihr durch die „Modernisierung“ entzogen wurden.
6. Nachbarschaft und soziale Kontrolle bedingen sich, d.h. das eine gibt es nicht ohne das andere.
7. Es gibt keinen Unterschied der Nachbarschaft zwischen Land und Stadt, da Menschen in Grosstädten auch in Wohnquartieren wohnen.
8. Die Wohnbevölkerung ist in städtischen Gebieten relativ homogen zusammengesetzt, hat also einen ähnlichen sozialen Status, eine ähnliche Stellung im Lebenszyklus und einen ähnlichen ethnisch-kulturellen Hintergrund. Als Grund für diese Homogenität führt HAMM an, dass die Wohnquartiere meist in gleicher Zeit mit ähnlichen Bauvorschriften in Bezug auf die Nutzungsdichte und Nutzungsart bebaut wurden und dementsprechend einem ähnlichen Alterungsprozess unterliegen. Die Bausubstanz, die Wohnungsgrößen und die Wohnkosten ähneln sich.
9. Standortqualitäten, Größe, Qualität und Preis der Wohnungen wirken als Filter für den Zuzug.

### 3.1.2.2 Übertragung von HAMMs Thesen auf den Wedding

Einige Annahmen, die HAMM in seinen Thesen vertritt, lassen sich auf den Wedding übertragen, auch wenn man ihrem Inhalt teilweise nicht so einfach und teilweise überhaupt nicht zustimmen kann. These Nr.4 zufolge, die besagt, dass die Anzahl der Bezugsgruppen, die ein Mensch hat, dafür ausschlaggebend ist, wie wichtig ihm die nachbarschaftlichen Beziehungen sind, müsste der Nachbarschaft im Wedding ein sehr hoher Stellenwert zukommen. Der Großteil der im Wedding – oder besser der von uns untersuchten Gebiete Soldiner Kiez und Sprengelkiez/ Sparrplatz – lebenden Bevölkerung weist alle Kriterien auf, die auf wenige Bezugsgruppen schließen lassen. Es herrscht insgesamt eine hohe Erwerbslosigkeit – HAMM hat diesen Aspekt nur auf nicht erwerbstätige Hausfrauen bezogen, im Wedding müsste man ihn erweitern und auf alle nicht erwerbstätigen Bevölkerungsgruppen beziehen. Zu den Erwerbslosen kommt ein hoher Anteil älterer, „nicht mehr mobiler“ Menschen und eine hohe - besonders unter der

nichtdeutschen Bevölkerung anzutreffende – Anzahl Kinder. Letztere wirken nach HAMM sehr nachbarschaftsstabilisierend. Auch die Auswirkungen der Abnahme staatlicher Leistungen, wie sie in These Nr. 6 beschrieben wird, lassen sich an den beiden QM- Gebieten Soldiner Kiez und Sprengelkiez/ Sparrplatz festmachen. Es ist zwar ein gesamtdeutsches Phänomen, dass staatliche Sozialleistungen abnehmen, doch kann man behaupten, dass Gebiete, wie die von uns untersuchten, besonders und doppelt davon betroffen sind:

Einmal sind bei der vorzufindenden Bevölkerungsstruktur soziale Leistungen besonders wichtig – auf jeden Fall wichtiger als in sozial stabileren Gebieten - und außerdem werden in sowieso benachteiligten Gebieten Leistungen noch schneller abgezogen als in anderen, da auf sozialschwächere nicht der öffentliche Fokus gerichtet ist (z.B. werden die Untersuchungsgebiete nicht so häufig von der BSR frequentiert wie jene für Wirtschaft, Politik, Tourismus wichtigen Bereiche). These Nr. 9, die besagt, dass die Wohnbevölkerung in städtischen Gebieten relativ homogen zusammengesetzt ist, kann man in bezug auf die von uns untersuchten Gebiete nur teilweise zustimmen. Die Wohnbevölkerung bezogen auf den sozialen Status ist relativ homogen, d.h. in diesem Fall, dass in den besagten Gebieten überwiegend Sozialschwache wohnen. Doch kann man nicht davon ausgehen, dass die gleiche Homogenität auf die Stellung im Lebenszyklus und schon gar nicht auf den ethnisch-kulturellen Hintergrund zutrifft.

### *3.1.2.3 Bestimmungsgründe für nachbarschaftliches Verhalten*

Nach HAMM sind die Bestimmungsgründe dafür, welches „nachbarliche“ Verhalten an einem bestimmten Ort zu einer bestimmten Zeit erwartet werden kann, vielfältig (HAMM 1998: 176).

Als Siedlungssoziologe macht HAMM die Bestimmungsgründe für nachbarschaftliches Verhalten an „ärmeren“ Quartieren fest. Er geht generell davon aus, dass städtische Armut und Arbeitslosigkeit zunimmt, so dass es dann zu einer Subkultur der Armut kommen wird, wenn relativ mittellose Familien den großen Teil der Bevölkerung eines Gebietes ausmachen. Diese Subkultur beinhaltet eine intensivere gegenseitige Hilfe, denn *„wer arm ist, ist auch weniger mobil, für den wird Nachbarschaft ein zunehmend wichtiger Bezugspunkt“* (HAMM 1998: 177). Doch neben diesem scheinbar positiven Aspekt der städtischen Armut können auch andere, „abweichende“ Verhaltensweisen in weniger begünstigten Quartieren gefördert werden, so z.B. die Verteidigung der Nachbarschaft vor Linken oder Ausländern, was unweigerlich zur Ghettobildung führt (HAMM 1998: 178). Doch Segregation ist nicht nur ein Phänomen ärmerer Quartiere, in reichen Villenvororten kann es genauso zu einer „gesellschaftlichen Entsolidarisierung“ kommen. HAMM vertritt die Meinung, dass viele der Faktoren, an denen sich die Zusammensetzung der Bevölkerung städtischer Wohnquartiere und ihre Lebensumstände entscheiden, lokal nicht zu steuern sind und von überlokalen Entwicklungen abhängen.

### *3.1.2.4 Nachbarschaft: ein künftiges Politikfeld*

Nach HAMM sind regionale Polarisierungen in den Städten zu erwarten, und die öffentlichen Sozialsysteme werden nicht in der Lage sein, diese Diskrepanzen aufzufangen. Als Folge davon wird es zu großräumigen Polarisierungen und einer hohen Arbeitslosenquote kommen. Es gibt verschiedene Ansätze, dieser sozialen Segregation entgegenzuwirken: Auf der supra- lokalen Ebene muss man sich darauf einstellen, dass es in Zukunft keine Vollbeschäftigung mehr geben wird, während sich die Städte infrastrukturell auf eine hohe Arbeitslosigkeit, die

Informalisierung der Wirtschaft und abnehmende Haushaltsmittel vorbereiten müssen.

Hierbei nimmt die Ebene der Nachbarschaften eine wichtige Rolle ein:

Nach HAMM müssten sich die Eigentumsrechte an städtischen Wohnungen so verändern, dass mehr Wohnraum in genossenschaftlichem Eigentum verwaltet wird. Außerdem müssten die Bedingungen für Selbstversorgung verbessert werden – HAMM erinnert hier an die in Hinterhöfen betriebene Subsistenzwirtschaft – und „Zweitwährungssysteme für den nicht monetär vermittelten Austausch“ geschaffen werden (HAMM1998: 180).

Voraussetzung für genannte Vorsorgemöglichkeiten ist die Stabilisierung der Wohnbevölkerung, eine Grundvoraussetzung für die Entstehung guter Nachbarschaftsbeziehungen. Doch obwohl HAMM Nachbarschaften viel zutraut, weist er auch darauf hin, dass die Leistungsfähigkeit von Nachbarschaften nicht überschätzt werden soll

### 3.1.3 Merkmale der Nachbarschaft nach ROHR- ZÄNKER

Ruth ROHR- ZÄNKER hat sich in den 1990er Jahren aus der Planungsperspektive mit dem Thema Nachbarschaft beschäftigt, ohne jedoch den Anspruch einer Theoriebildung zu verfolgen. Sie legt ihren Schwerpunkt darauf, „*welche Bedeutung Nachbarschaften unter Bedingungen zunehmender Pluralisierung von Lebensstilen, Individualisierung und Enträumlichung für die Entwicklung von Stadtquartieren haben können*“ (ROHR- ZÄNKER 1998: 1).

Ihre Arbeit ist weniger theoretisch ausgerichtet als die von HAMM und hat einen praktisch orientierten Schwerpunkt. Sie erachtet „*Fall- Studien, in denen soziales Verhalten vor dem Hintergrund der Bewohnerstruktur und der baulich- räumlichen Bedingungen beschrieben und analysiert werden kann*“ als sehr sinnvoll. Sie meint, dass die Erwartungen an Nachbarschaft hoch und diffus sind, und dass der Begriff der Nachbarschaft in räumlicher und sozialer Sicht sehr unterschiedlich verwendet wird (ROHR- ZÄNKER 1998: 8). Nachbarschaft ist ihrer Meinung nach ein informelles Gebäude, das weder sozial noch räumlich eine Einheit bildet. Sie widerspricht der Aussage von HAMM, die besagt, dass Nachbarschaft eine soziale „Gruppe“ zufällig nahe beieinander Wohnender sei (ROHR- ZÄNKER 1998: 11). ROHR-ZÄNKER meint eher, dass sich Nachbarschaften auch überlagern können und einzelne Menschen in verschiedenen „Nachbarschaften“ leben können, d.h. dass sie sich unterschiedlichen Gruppen, die sich auch in räumlicher Nähe zu ihrer Wohnung befinden können, zugehörig fühlen. Das bezeichnete sie dann als sogenannte „Bastelnachbarschaften“ (ROHR- ZÄNKER 1998: 11). Unter funktionierender Nachbarschaft versteht sie eine Balance zwischen Sicherung der nachbarschaftlichen Funktionen entsprechend der eigenen Bedürfnisse und der gewünschten Distanz (ROHR-ZÄNKER 1998: 10). Sie führt entsprechend ihrer Ausrichtung teils ergänzende, teils andere Kriterien als HAMM zur Bestimmung von Nachbarschaft an.

#### 3.1.3.1 Erwartungen an Nachbarschaft

ROHR- ZÄNKER bezieht sich in ihren Ausführungen auf planungswissenschaftliche Veröffentlichungen, die die Erwartungen an Nachbarschaft auf sieben Schwerpunkte konzentrieren (ROHR- ZÄNKER 1998: 1):

1. Nachbarschaft als Zuflucht vor den Anforderungen der Moderne.
2. Nachbarschaft als „Heimat“ und Anker gegen Tendenzen der Enträumlichung.
3. Nachbarschaft als Kern neuer moralischer Werte und Bindungskräfte.
4. Nachbarschaft als Unterstützungsnetzwerk.
5. Nachbarschaft als Instrument zur Integration benachteiligter Bevölkerungsgruppen.
6. Nachbarschaft zur Unterstützung alternativer Lebensstile.
7. Nachbarschaft zur Entlastung städtischer Dienstleistungen und Absicherung von Eigentum.

Die angeführten Erwartungen überlappen und ergänzen sich teilweise. Erwartungen an Nachbarschaft resultieren aus bestimmten Vorstellungen über die Funktionen von Nachbarschaft. Nach ROHR- ZÄNKER ist all diesen Erwartungen *„ihre Vagheit hinsichtlich der sozialen und räumlichen Dimension gemein“* (ROHR-ZÄNKER 1998: 1).

### 3.1.3.2 Bestimmungsfaktoren für Nachbarschaftsverhalten

Ob eine Nachbarschaft tatsächlich in der Lage ist, bestimmte an sie gestellte Erwartungen zu erfüllen, macht ROHR- ZÄNKER an verschiedenen Faktoren fest.

Das Nachbarschaftsverhalten wird ihrer Meinung nach durch folgende Komponenten festgelegt (ROHR- ZÄNKER 1998: 2)

#### **Soziale Voraussetzungen (Haushaltsstruktur, Altersstruktur, Sozialstruktur)**

Bezogen auf die Haushalts- und Altersstruktur erreichen Nachbarschaftsbeziehungen unter den sogenannten „jungen Alten“ ihren Höhepunkt, da diese meist jungen Familien ihren Kontakt zu den Nachbarn überwiegend über Kinder herstellen. Die Sozialstruktur, also der sozioökonomische Status und kulturelle Hintergrund, bestimmt auch das Nachbarschaftsverhalten, kann man doch hier davon ausgehen, dass *„Personen mit nur geringer nachbarschaftlicher Orientierung diese Form der Kontakte oft nicht nötig haben, sie haben andere Netzwerke, andere Kontakte“* (ROHR- ZÄNKER 1998: 15).

#### **Wohndauer**

Nachbarschaftsnetze entstehen häufig erst über Jahre, sind also auf eine lange Wohndauer der Mitglieder angewiesen. ROHR- ZÄNKER geht außerdem davon aus, dass bei Personen mit einer hohen Wohnmobilität die Nachbarschaftsorientierung nicht stark ausgeprägt ist.

#### **Homogenität bzw. Heterogenität der Bewohner**

Nachbarschaftsbeziehungen sind von der homogenen/ heterogenen Zusammensetzung der Quartiersbewohner abhängig. Enge nachbarschaftliche Beziehungen bestehen vornehmlich in sozial und kulturell homogenen Gebieten, räumlich betrachtet gilt dies sowohl für den engen Nachbarschaftsbereich als auch für die Quartiersebene. Demgegenüber steht aber der Vorteil heterogener Gebiete, mehr Potentiale und Ressourcen für nachbarschaftliche Selbsthilfe und soziale Integration zu bieten. Dies muss aber nicht so sein, wenn man bedenkt, dass ein großer Anteil der Bewohner eines heterogenen Gebietes nicht freiwillig dort wohnt und dementsprechend keine große Nachbarschaftsorientierung aufweist.

### **Baulich-räumliche Umwelt**

Es besteht ein Zusammenhang zwischen der Art der nachbarschaftlichen Beziehungen und den baulich- räumlichen Voraussetzungen, z.B. beeinflussen kommunikative Qualitäten der gebauten Umwelt – das kann z.B. ein begrünter Hinterhof mit Sitzgelegenheiten sein - die soziale Atmosphäre und die Bereitschaft zu Kontakten. Im Gegensatz zu HAMM betont ROHR- ZÄNKER diesen Aspekt sehr stark. Ihrer Meinung nach ist es für die Stadtplaner und Stadtpolitiker, die sich einer Verbesserung von Problemquartieren widmen, unerlässlich, die Wohnzufriedenheit der Bewohner zu fördern, die Bindung an den Wohnort zu festigen, das Eigenengagement der Bürger zu wecken und so die lokale Identität zu stärken. Wie HAMM sieht auch ROHR- ZÄNKER in einer verstärkten Mietermitbestimmung ein Potential für Stadtquartiere. Die Möglichkeiten der Nachbarschaft als stabilisierender Faktor sollte jedoch nicht überschätzt werden, auch hier ist sie mit HAMM einer Meinung. Sie zieht das Fazit, dass sich Nachbarschaftsnetze durch einen Anstieg kinderloser Haushalte, und damit einem Rückgang stabilisierender Bevölkerungsgruppen, lockern werden.

#### **3.1.4 Fazit**

Abschließend stellt sich die Frage, welche Relevanz theoretische Aussagen über Nachbarschaft besitzen- gerade dann, wenn es sich, wie anfangs schon erwähnt, um ein Themengebiet handelt, welches wissenschaftlich schwer zu systematisieren ist. Könnte dieses Abgrenzungsproblem nicht den Schluss zulassen, dass Theorien zu Nachbarschaft überflüssig sind und man sie nicht auf reale Nachbarschaften übertragen sollte?

Die besprochenen Theorieansätze erheben nicht den Anspruch auf Vollständigkeit. Um tatsächliche Aussagen über nachbarschaftliche Beziehungen zu erhalten, müssen die vermuteten Zusammenhänge empirisch überprüft werden. Ohne theoretische Vorüberlegungen zu nachbarschaftlichen Verhältnissen können jedoch keine inhaltlichen Aussagen – hervorgehend aus Abweichungen von oder Zustimmungen zu den Theorieansätzen - getroffen werden. Diese inhaltlichen Aussagen machen Quartiere letztendlich vergleichbar und lassen auf weiteres Potential für Sozialkapital und Bürgerengagement schließen.

Martin Anker

Stefanie Stolper

Lars Wagenknecht

## 3.2 Freiwilliges Engagement und „Neues Ehrenamt“

Das folgende Kapitel beschäftigt sich mit dem freiwilligen Engagement. Als bisher noch ungenügend genutzte gesellschaftliche Ressource kommt dem freiwilligen Engagement für die Zukunft eine immer stärkere Bedeutung zu. Durch ein gezieltes Engagement können die sich Engagierenden aktiv die eigene Lebenswelt vor Ort mitgestalten. Dies ist gerade für die Quartiers-/ Kiezebene von Bedeutung.

Ganz zu Beginn soll kurz die Historie des Ehrenamtes betrachtet werden, um die Veränderungen zu zeigen, die es seit Beginn des 19. Jahrhunderts durchlief. Anschließend erfolgt ein Blick auf den Umfang und die Bedeutung des freiwilligen Engagements in Deutschland, verbunden mit einer Betrachtung des Wertewandels und der Wertetypen. Der Frage, wie Engagement gefördert werden kann, beziehungsweise welche Hemmnisse ihm entgegenwirken, soll am Ende des Kapitels nachgegangen werden.

### 3.2.1 Zur Historie des Ehrenamtes

Das „bürgerliche Ehrenamt“ entstand 1808 durch die Verabschiedung der Preußischen Städteordnung zur Integration des aufstrebenden Bürgertums in den absolutistischen Staat. Aus dieser resultierten Selbstgestaltungsrechte bei der Verwaltung der lokalen Angelegenheiten durch die Bürger, sowie Selbstgestaltungspflichten, wie die unentgeltliche Verpflichtung von Bürgern zur Übernahme von „öffentlichen Stadtämtern“. Damit war das bürgerliche Ehrenamt anfangs ein „Amt“ im eigentlichen Sinne, nämlich der Ausübung öffentlicher Gewalt. Zugleich war es untrennbar mit der Lokalgemeinschaft verbunden. Das *soziale* Ehrenamt wurde dann 1853 geschaffen und als „Elberfelder System“ bekannt. Als Teil der kommunalen Verwaltung auf Grundlage der Preußischen Städteordnung sah es die Durchführung der öffentlichen Armenpflege als ehrenamtliche Aufgabe der (männlichen) Bürger vor. Dabei war beim sozialen Ehrenamt die lokale Vertrautheit und Präsenz des Armenpflegers als Bürger und Nachbar entscheidendes Qualifikationsmerkmal. In den 1890er Jahren wurde die herkömmliche Armenpflege dann zur kommunalen Sozialpolitik ausgebaut. Dies führte zu einer Bürokratisierung und Professionalisierung kommunaler Politik und zu einem Bedeutungsverlust des Ehrenamtes. Verstärkt wurde dieser Prozess dann nach dem 1. WK und in der Zeit der Weimarer Republik. Die Ehrenamtlichkeit in der öffentlichen Armenpflege wurde durch berufliche und fachliche Tätigkeiten ergänzt und überlagert (vgl. SACHSE 2000: 76f.).

In der BRD nach dem 2. WK fristete das Ehrenamt ein Schattendasein. Erst in den 1970er Jahren wurde der Grundgedanke ehrenamtlicher Arbeit, d.h. sich lokal vor Ort für die eigenen Belange aktiv einzusetzen und die eigene Lebenswelt mitzugestalten, unter dem Etikett der „Gemeinwesenarbeit“ (GWA) wieder aufgegriffen. Von fortschrittlichen SozialarbeiterInnen getragen, verstand sich die Aktivierung als Widerstand gegenüber dem bürokratischen Apparat zur Erlangung von Gegenmacht. Wichtig war „eine laute Stimme, ein Herz für die Leute, eine gehörige Portion Frechheit und einen klaren Kopf zu besitzen.“ Im Gegensatz dazu, sagt HINTE, grenzt die heutige Form der geordneten Bürgerbeteiligung die Menschen aus, die sich ungeordnet und lautstark äußern, und bezieht nur die ein, die sich in Formen wie Bürgersprechstunde oder Bürgereingabe zu äußern gelernt haben. Auch stellt er fest, dass die Umdeutung von BürgerInnen zu KundInnen zu Beteiligung und Engagement nicht anregt, da ein Kunde nur bedient wird (vgl. HINTE 1998: 153ff.).

### 3.2.2 Freiwilliges Engagement in Deutschland heute

Das folgende Kapitel beschreibt das freiwillige Engagement in Deutschland in der jüngsten Vergangenheit bis heute.

#### 3.2.2.1 Definition

Das freiwillige Engagement ist in den letzten Jahren zunehmend ins Blickfeld der deutschen Öffentlichkeit geraten. Dabei wurde es oft mit den unterschiedlichsten Begrifflichkeiten unterlegt, so dass es sich als schwierig herausstellte, aussagekräftige Untersuchungen anzustellen. Im Allgemeinen ist zu sagen, dass es sich hierbei um ein ausgesprochen weites Feld handelt, in dessen Rahmen es viele Möglichkeiten der Beteiligung gibt. Hinsichtlich der Unterscheidung muss man trennen zwischen der sogenannten Freiwilligenarbeit, dem Bürgerengagement, dem Ehrenamt, den Selbsthilfegruppen und den selbst organisierten Initiativen und Projekten. Während es sich beim Bürgerengagement um soziale und politische Tätigkeiten im Allgemeinen handelt, wird ein Ehrenamt dann als solches bezeichnet, wenn tatsächlich ein Amt oder eine Funktion in einer gesellschaftlichen Organisation bzw. Institution ausgeübt wird. Weiterhin kann gesagt werden, dass ein Bürger dann als freiwillig engagiert gilt, wenn er Aufgaben und Tätigkeiten außerhalb seiner beruflichen Arbeit und seines privaten, familiären Bereiches zum Wohl der Allgemeinheit vollbringt.

#### 3.2.2.2 Gesellschaftliche Bedeutung

Welche gesellschaftliche Bedeutung kommt dem freiwilligen Engagement tatsächlich zu? Unumstritten ist die Beteiligung, als „eine unverzichtbare Voraussetzung für gelebte Demokratie und humanes Miteinander“ (VON ROSENBLADT 2000) zu sehen. Kritischer muss betrachtet werden, dass ehrenamtlich ausgeführte Tätigkeiten durchaus in der Lage sind, einen wichtigen Beitrag zur Bewältigung der Finanzkrise öffentlicher Haushalte zu leisten, erst recht wenn perspektivisch betrachtet von einer Rückverlagerung staatlicher Aufgaben an die Gesellschaft, aus der sie in Vergangenheit herausgelöst worden sind, die Rede ist, beispielsweise wenn es um die Pflege öffentlicher Grünanlagen oder das ehrenamtliche Betreiben von Schwimmbädern auf Vereinsbasis geht. Eng damit verbunden ist die Tatsache, dass eine tiefer liegende Leistungsgrenze sozialstaatlicher Daseinsvorsorge in den vergangenen Jahren vielfach durch Selbsthilfe der Betroffenen kompensiert werden musste. Nicht zuletzt ist die Aufmerksamkeit und Würdigung des freiwilligen Engagements von staatlicher Seite auch deshalb gestiegen, weil erkannt wurde, dass die Krise im Verhältnis zwischen Staat und dem immer „verdrossener“ werdenden Bürger durch aktive Beteiligung überwunden werden kann. Dies ist nicht nur an immer häufiger stattfindenden Bürgerbegehren oder –entscheiden zu erkennen, sondern auch an der ansteigenden Teilnahme an öffentlichen Planungs- und Entscheidungsprozessen. Letztendlich kann Bürgerarbeit einen wichtigen Beitrag zur Entstehung einer neuen „Tätigkeitsgesellschaft“ anstelle der heutigen Erwerbsgesellschaft leisten.

#### 3.2.2.3 Umfang, Tätigkeitsfelder, Organisationsrahmen

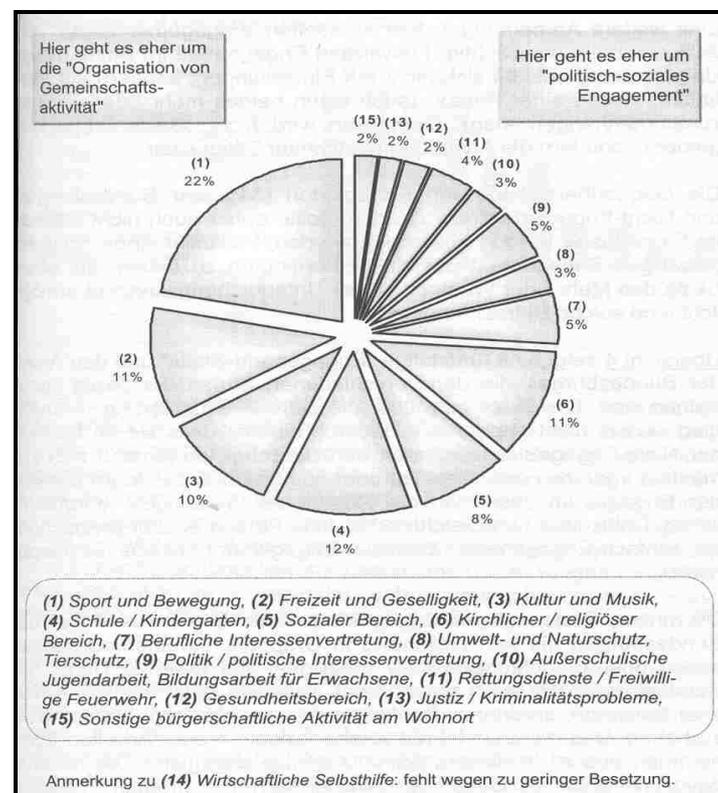
Im nun folgenden Abschnitt soll es darum gehen, das freiwillige Engagement in Deutschland von verschiedenen Seiten näher zu beleuchten. Das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend hat dazu erstmalig eine bundesweite Studie in Auftrag gegeben, dessen Repräsentativerhebung im Zeitraum des Sommers 1999 einzuordnen ist.

Als erstes gilt es natürlich, Wissen darüber zu erlangen, wie groß der eigentliche Umfang freiwilligen Engagements ist. Die Ergebnisse des Surveys waren durchaus überraschend: 34 % der Befragten sind aktiv, das heißt jeder 3. Bürger ist freiwillig bzw. ehrenamtlich tätig. Im internationalen Vergleich rangiert Deutschland damit auf einem Spitzenplatz. Dies ist vor allem deshalb erstaunlich, da bei vorangegangenen Prognosen und Einschätzungen eher vom Gegenteil, also einer extrem geringen Beteiligung ausgegangen worden ist. Der Grund dafür ist einfach: Vielen war gar nicht bewusst, dass sie sich engagieren. Erst nachdem alle möglichen Inhalte freiwilliger Tätigkeiten zur Vorlage gebracht wurden, konnten sich viel mehr Bürger in die Gruppe der Engagierten einordnen.

Dabei lassen sich die Inhalte in 14 verschiedene Aktionsfelder (Abb. 2) unterteilen. Mit Abstand am größten ist die Beteiligung der Menschen in Deutschland im Bereich „Sport und Bewegung“, 22 % sind hier aktiv dabei. Als weitere wichtige Gebiete freiwilligen Engagements lassen sich Freizeit und Geselligkeit, Kultur und Musik, Schule bzw. Kindergarten, Kirche oder Religion (welches vorwiegend in den alten Bundesländern eine größere Rolle spielt) sowie der soziale Sektor benennen. Eine wichtige Erkenntnis dabei ist, dass nicht nur politisch-soziales Engagement geleistet wird, sondern auch unpolitische Tätigkeiten als Teil der Gemeinschaftsaktivität im Lebensumfeld stark vertreten sind.

Zum organisatorischen Rahmen, in dem sich die Bürger beteiligen, sei hier nur soviel gesagt: Nahezu die Hälfte aller Aktiven (43 %) ist in Vereinen engagiert. Die andere Hälfte betätigt sich in Verbänden, Gewerkschaften, Parteien, in der Kirche, in Selbsthilfegruppen, selbstorganisierten Initiativen bzw. Projekten oder in staatlichen und kommunalen Einrichtungen.

**Abbildung 2: Freiwilliges Engagement- Verteilung auf Bereiche**



Quelle: VON ROSENBLADT 2000: 97

### Abbildung 3: Freiwilliges Engagement- Inhalte der Tätigkeit

(Anteil der Engagierten, die den jeweiligen Punkt als Hauptinhalt ihrer Tätigkeit nennen- Mehrfachnennungen möglich)



Quelle: VON ROSENBLADT 2000: 47

Der zeitliche Aufwand dabei liegt im Durchschnitt aller Freiwilligen bei 23 Stunden im Monat oder anders gesagt bei 5 Stunden in der Woche. Allerdings muss differenziert werden, da die Bandbreite sehr groß ist. Während einige nur sporadisch aktiv sind, fühlen sich andere zu regelmäßigen Terminen mehrmals in der Woche verpflichtet. Insgesamt bringt jeder Zehnte der Gesamtbevölkerung mehr als 5 Stunden in der Woche für ehrenamtliche Tätigkeiten auf.

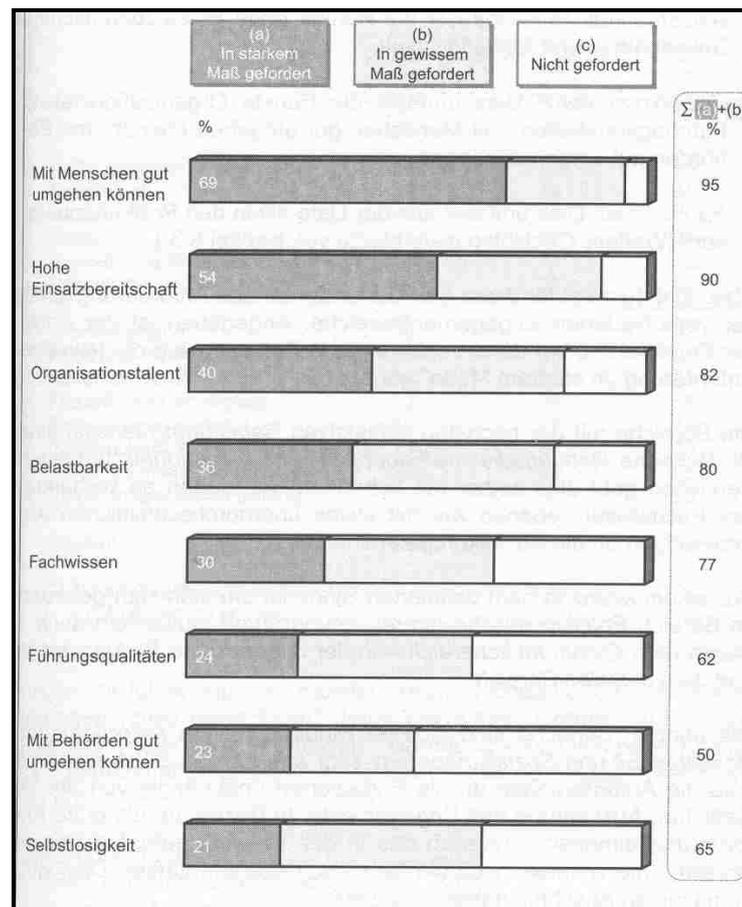
Dabei werden verschiedenste inhaltlichen Aufgaben und Leistungen erbracht (Abb. 3). Am häufigsten werden Treffen organisiert und durchgeführt, praktische Arbeiten geleistet oder persönliche Hilfeleistungen gestellt.

Dabei können die Anforderungen, die sich dem Engagierten stellen, recht unterschiedlich ausfallen (Abb. 4). Während es in bestimmten Bereichen wichtig ist, eine gewisse Sozialkompetenz zu besitzen, welche sich dadurch ausdrückt, dass derjenige es vermag, gut mit Menschen umzugehen, Führungsqualitäten umzusetzen und Organisationstalent einzubringen, steht auf anderen Gebieten eher das Fachwissen im Vordergrund. Oft jedoch ist es die persönliche Belastbarkeit, eng in Verbindung mit hoher Einsatzbereitschaft und Selbstlosigkeit, die als unerlässlich empfunden wird.

Als Gegenleistung erhält der freiwillig Aktive in vielen Fällen eine bestimmte Aufwandsentschädigung. Auch wenn häufig gerade der Begriff des Ehrenamtes noch als Bild gesehen wird, in dessen Rahmen kein finanzieller Ausgleich nötig ist,

muss doch erwähnt werden, dass ohne gewisse Anreize das freiwillige Engagement, sowohl was Qualität als auch Quantität angeht, um einiges geringer wäre. Oftmals werden dabei als eine Art der Aufwandsentschädigung einfach nur die entstandenen Kosten ersetzt. In manchen Fällen wird sogar eine finanzielle Vergütung in Form von Pauschalen oder Honoraren gezahlt. Die Höhe dieser geringfügigen Bezahlung übersteigt selten 150 EURO im Monat, und liegt meist sogar noch unter 50 EURO. Allerdings ist festzuhalten, dass sich jeder Vierte bei den Freiwilligen gerade in diesem Bereich eine Verbesserung wünscht. Weiterhin können Sachzuwendungen, wie z.B. kostenlose Fahrausweise oder die private Nutzung von Gruppenräumen und Ausstattungsmitteln, als eine Art Gegenwert verstanden werden.

**Abbildung 4: Anforderungen freiwilliger Tätigkeiten**



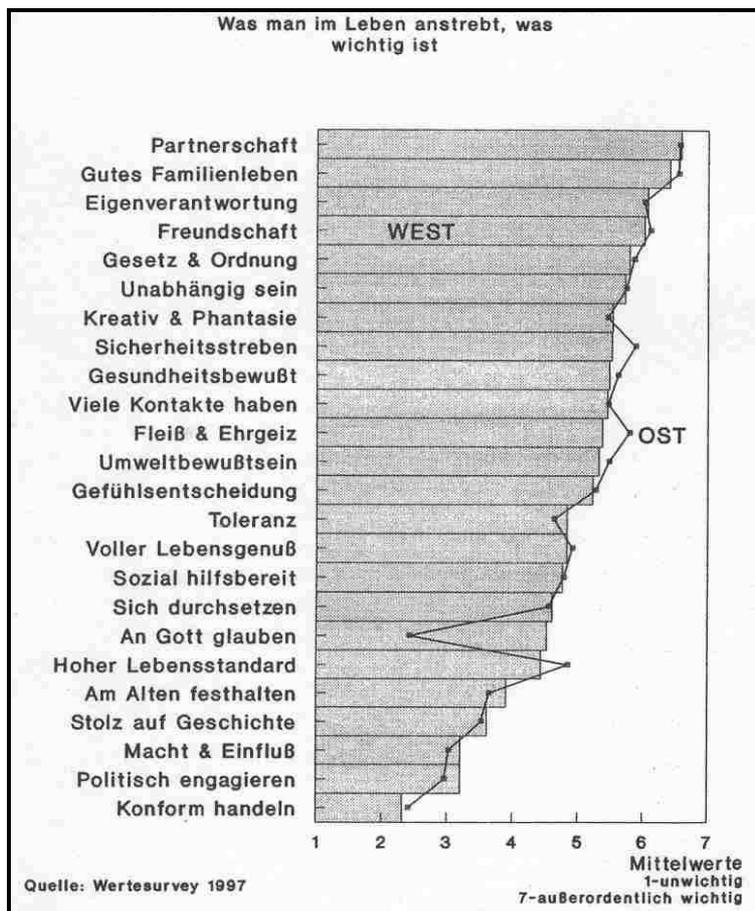
Quelle: VON ROSENBLADT 2000: 99

### 3.2.2.4 Wertewandel und Wertetypen

Das Thema Werte und Werteerziehung ist in jüngster Vergangenheit oft diskutiert worden. Dabei wird ein Verlust an Werten beklagt, der auf einen angenommenen Wertewandel zurückgeht. In Bezug auf diesen gesellschaftlichen Wertewandel wird oft argumentiert, dass traditionelle Tugenden in der Gegenwart nur noch eine eher untergeordnete Rolle spielten und dass an ihre Stelle ein hohes Maß an Individualismus und Selbstentfaltung getreten sind. Nicht selten wird von einer Ellenbogengesellschaft gesprochen, die sich durch einen „immer härter werdenden Existenzkampf im Zeichen der Globalisierung“ (KLAGES 1998) auszeichnet, was letztendlich dazu führt, dass viele Erwerbstätige immer mehr Zeit und Energie in ihren Beruf investieren. Analog dazu hat sich eine Medien- und

Informationsgesellschaft herausgebildet, im Zuge derer immer mehr Menschen viel Zeit vor dem Fernseher oder am Computer im Internet verbringen. Nicht zuletzt führten die sich ausdifferenzierenden Lebensstile, die ungebrochene Reiselust und ein stetig wachsendes Kulturangebot schnell zur Hypothese Freizeitgesellschaft, die in letzter Konsequenz wiederum für eine Abnahme des freiwilligen Engagements sprechen würde. Um dies noch einmal zu verdeutlichen, sei die Selbstlosigkeit erwähnt, die im Gegensatz zum Individualismus, bei dem es um die Verfolgung eigener Ziele und Interessen geht, als eine wichtige Grundlage für ehrenamtliche Tätigkeiten gesehen wird. Paradoxerweise aber ist es vielmehr zu einer Zunahme freiwilliger Aktivitäten gekommen. Woran liegt das? Wird der gesellschaftliche Wertewandel etwa überschätzt? Und: Welche Wertetypen gibt es überhaupt in Deutschland?

Abbildung 5: Werte in Deutschland 1997

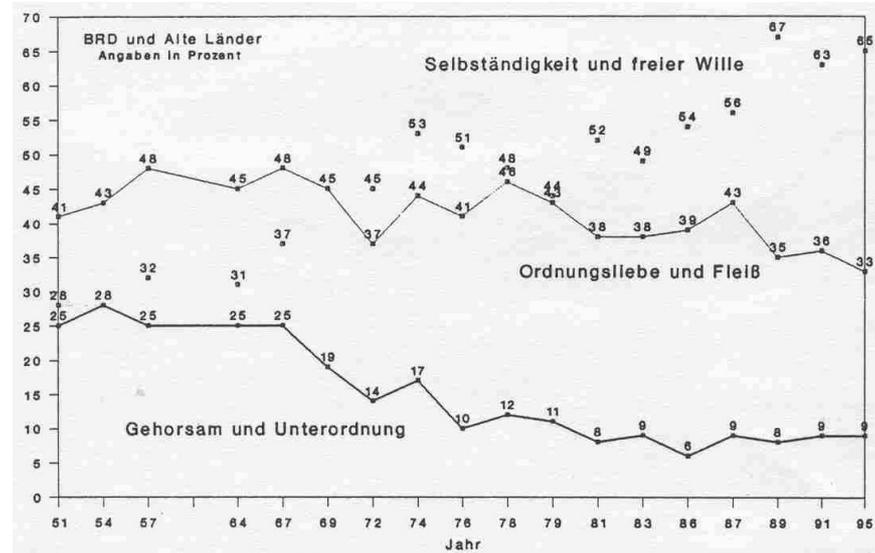


Quelle: KLAGES, GENSICKE 1999: 48

Studien haben gezeigt, dass ein Wandel von materialistischen zu postmaterialistischen Werten (INGLEHHART 1989, zit. in: KLAGES 2001: 727) bzw. von Pflicht- und Akzeptanzwerten zu Selbstentfaltungswerten zu beobachten ist (vgl. KLAGES 2001: 727). Allerdings zeigt der Speyer Wertesurvey von 1997, dass innerhalb dieses Wertewandels auch traditionelle Werte wie 'Gutes Familienleben' oder 'Gesetz und Ordnung' immer noch wichtig sind (Abb. 5). Dies kann auch bestätigt werden, wenn man die Veränderung der Erziehungsziele zwischen 1951 und 1995 in der alten Bundesrepublik betrachtet (Abb. 6). Der Wertewandel spiegelt sich in dem Auseinandergehen der Ziele „Selbständigkeit und freier Wille“ und „Gehorsam und Unterordnung“ wieder, d. h. von Pflicht und Akzeptanz hin zur Selbstentfaltung. Dieser Prozess setzte schubartig ab Mitte der

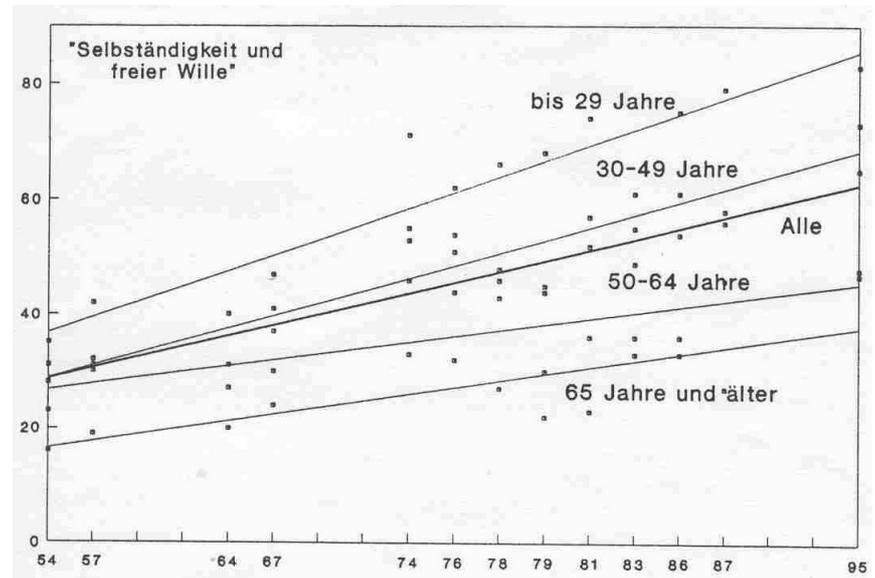
60er Jahre in Verbindung mit dem zunehmenden Wohlstand nach den Aufbaujahren ein (vgl. KLAGES 2001: 731). Trotzdem behielt ein alter Wert wie „Ordnungsliebe und Fleiß“ seine Bedeutung bei.

**Abbildung 6: Erziehungsziele 1951- 1995 in der Bundesrepublik und den alten Ländern**



Quelle: KLAGES 2001: 730

**Abbildung 7: Entwicklung elterlicher Erziehungswerte 1954- 1995 nach Altersgruppen (Trend)**



Quelle: KLAGES 2001: 731

Entscheidender in Bezug auf den Wertewandel ist ein Vergleich des Wertewandels zwischen den verschiedenen Altersgruppen (Abb. 7). Dabei zeigt sich, dass zwar der Wertewandel alle Altersgruppen erfasst, er aber umso ausgeprägter bzw. ´steiler´ verläuft, je jünger die Altersgruppe ist. Auch sind die Generationsunterschiede seit den 1950er Jahren deutlich auseinandergegangen. Für die Arbeit in einem Quartier verlangt dies eine Differenzierung der Vorgehensweise entsprechend der Altersgruppen.

Vom Wertewandel gleichermaßen erfasst sind Männer und Frauen. Vom Wertewandel umso stärker erfasst sind dagegen die Menschen mit einem höherem Bildungsniveau, umso geringer die mit einem niedrigeren Bildungsniveau. Es zeigt sich die Bedeutung der Bildungsexpansion für den Wertewandel (vgl. KLAGES 2001: 732).

Erklärend muss gesagt werden, dass in einer Kollektiveinheit (Gruppe) das Verhalten der Gruppenmitglieder unterschiedlich stark durch Wertvorstellungen bestimmt wird. Sie bestimmen nicht nur das Handeln jedes einzelnen, sondern sind auch Grundlage für die Integration der Gruppe. Dabei sind die Wertmaßstäbe von jedem Gruppenmitglied durch Erziehung und Erfahrung erlernt. Dieser Prozess des Erlernens erfolgt allerdings individuell. So sind Wertmaßstäbe, auch Grundwerte oder einfach nur Werte genannt, Grundüberzeugungen bzw. Glaubenswahrheiten („credos“) (vgl. BERNSDORF 1969: 999f.). Diese können zwischen einzelnen Mitgliedern einer Gruppe differieren oder aber auch eine Gesellschaft in verschiedene Wertegruppen unterteilen. Die vom Wertewandel betroffene Bevölkerung in Deutschland lässt sich dabei fast vollständig zu 5 Wertetypen (Tab.1) zuordnen (vgl. KLAGES 2001: 734f.); ausgehend von den Wertedimensionen „Pflicht und Akzeptanz“, „hedonistisch-materialistischer Selbstentfaltung“ und „idealistischer Selbstentfaltung“. Die Wertedimension „Pflicht und Akzeptanz“ kennzeichnet ein angepasstes Verhalten, das auf die gesellschaftliche Annahme bzw. Akzeptanz des eigenen Verhaltens ausgerichtet ist. Dabei vertritt der Einzelne die Grundüberzeugung, dass es ihm aufgetragene Pflichten innerhalb der Gesellschaft zu erfüllen gilt. Bei der „hedonistisch-materialistischen Selbstentfaltung“ ist das Verhalten des einzelnen durch das Ziel bestimmt, die eigenen Wünsche zu befriedigen. Die Genusssucht und die Befriedigung materieller Wünsche bestimmen das Handeln. Hingegen wird bei der „idealistischen Selbstentfaltung“ die Lebensführung durch den Glauben an Ideale und das Streben nach ihnen bestimmt.

**Tabelle 1: Wertetypen in der deutschen Bevölkerung**

- |   |
|---|
| <p>Typ 1: <b>Konventionalisten</b> - Diese sind durch hohe Pflicht- und Akzeptanzwerte gekennzeichnet. Überwiegend sind es ältere Menschen, bei denen der Wertewandel nicht oder noch nicht stattgefunden hat. Sie zeichnen sich durch eine Wertekonstanz, sowie eine Modernisierungsabwehr und die Suche nach Situationen mit erwartungs- entsprechendem Verhalten aus. In Westdeutschland betrug ihr Anteil 1997 18 % der Gesamtbevölkerung.</p> <p>Typ 2: <b>Perspektivlose Resignierte</b> – Sie verzeichnen in allen 3 Wertebereichen relativ niedrige Werte. Bei ihnen zeigt sich ein Werteverlust bedingt durch mangelnde Lebenserfolge. Sie sind gekennzeichnet durch die Suche nach Nischen, die ein unauffälliges Verhalten und wenig Eigenaktivität und Eigenverantwortung erfordern. Ihr Anteil betrug 1997 16 % der Bevölkerung.</p> <p>Typ 3: <b>Aktive Realisten</b> – Sie zeichnen sich durch hohe Werte in allen 3 Wertebereichen aus. Auf die durch den Wandel bedingten verschiedenartigen Herausforderungen reagieren sie pragmatisch und</p> |
|---|

zeigen dabei eine hohe Eigenaktivität und Eigenverantwortung, sowie Erfolgsorientierung. Sie sind über alle Altersklassen gleichmäßig verteilt und machten 1997 36 % der Bevölkerung aus.

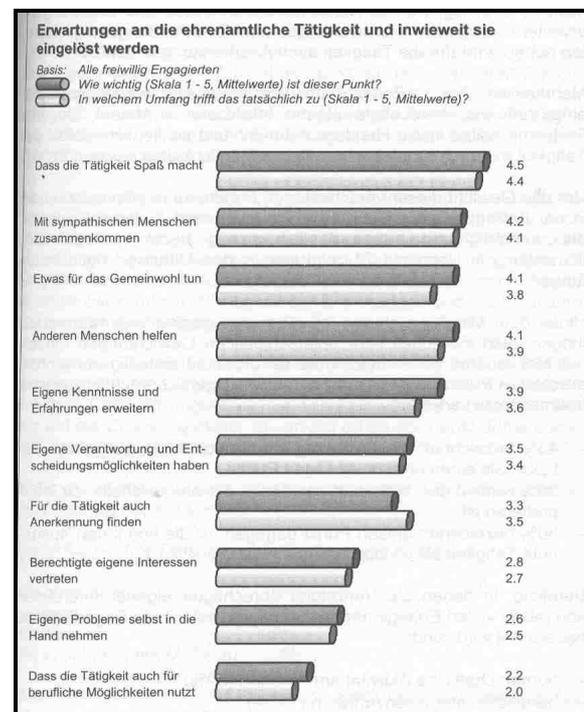
Typ 4: **Hedonistische Materialisten** – Bei diesen ist der Wert der hedonistisch-materialistischen Selbstentfaltung sehr hoch, während die beiden anderen Werte eher niedrig sind. Sie sind fähig zur mobilen Anpassung an die jeweiligen Umstände und sind dabei viel stärker vom „Lustprinzip“ geleitet als die aktiven Realisten. 1997 betrug ihr Anteil an der Bevölkerung 14 %.

Typ 5: **Nonkonforme Idealisten** – Sie sind durch einen hohen Wert der idealistischen Selbstentfaltung gekennzeichnet, während die beiden anderen Werte relativ niedrig sind. Auf der Bewusstseins-ebene sind sie starke Modernisierungs-Bejaher, wobei sie sich an einer individuell menschlichen Emanzipation und gesellschaftlichen Gleichheit orientieren. Den Anpassungszwängen und -herausforderungen der Modernisierungswirklichkeit stehen sie häufig kritisch und hilflos gegenüber. Ihr Anteil an der Bevölkerung betrug 1997 16 %.

Bei den Angaben der Bevölkerungsanteile für die einzelnen Wertetypen muss berücksichtigt werden, dass diese sich auf die Gesamtbevölkerung beziehen. Betrachtet man einzelne Bevölkerungsgruppen, so kann es zu leichten Abweichungen kommen. Am deutlichsten ist diese bei den westdeutschen Arbeitslosen, von denen nicht 16 %, sondern 28 % zu den perspektivlosen Resignierten zählen (vgl. KLAGES; GENSICKE 1999: 36). Dies muss auch bei der Untersuchung eines Quartiers berücksichtigt werden.

### 3.2.3 Engagementpotential, Motive und die Abhängigkeit von sozialen Faktoren bei der Ausübung einer freiwilligen Tätigkeit

**Abbildung 8: Motive für freiwilliges Engagement**



Quelle: VON ROSENBLADT 2000: 113

Um den Wertewandel in Beziehung zum freiwilligen Engagement zu setzen, ist es wichtig, die Motivation der Aktiven zu hinterfragen (Abb. 8). Dabei ist festzustellen, dass traditionelle Motive, wie „etwas für das Gemeinwohl tun“ oder „anderen Menschen helfen“ nach wie vor von großer Bedeutung sind. Aber, wie sich zeigt, ist die Beteiligung nicht ausschließlich von altruistischen Beweggründen abhängig. Auch selbstentfaltende Motive, wie „Tätigkeit soll Spaß machen“, „mit sympathischen Menschen zusammenkommen“ oder „eigene Kenntnisse und Erfahrungen erweitern“ spielen eine weitaus größere Rolle, als man gemeinhin annehmen würde. Demzufolge lässt sich feststellen, dass freiwilliges Engagement von selbstentfaltenden Werten nicht eingeschränkt wird, ganz im Gegenteil, es wird vom Individualismus vielmehr kräftig unterstützt und mitgetragen. Im Zusammenhang mit der Entwicklung vom „alten“ zum „neuen“ Ehrenamt sei gesagt, dass stark institutionalisierte große Organisationen über Mitgliederschwund und mangelndes Teilnahmeinteresse klagen, während gerade in den letzten Jahren sich die Zahl der Selbsthilfegruppen und selbst organisierten Initiativen bzw. Projekte stark erhöhte .

Weiterhin kann gesagt werden, dass bestimmte soziale Indikatoren geradezu typisch für die Gruppe der Freiwilligen sind. So existiert beispielsweise ein Zusammenhang zwischen der Engagementbereitschaft und dem Bildungs- und Berufsstand. Dabei können viele Aktive ein überdurchschnittlich hohes Niveau beider Faktoren aufweisen, was natürlich schlussfolgern lässt, dass bei vielen eine bessere finanzielle Voraussetzung gegeben ist. Außerdem wurde festgestellt, dass ein Großteil der Engagierten sozial stärker integriert ist, sprich, sie bewegen sich sowieso schon in einem größeren Bekannten- und Verwandtenkreis. Zusätzlich besitzen viele einen ausgesprochenen Sinn für das Gemeinwesen.

Beim Vergleich beider Geschlechter, ist festzustellen, dass Männer mit 38 % aktiver sind als Frauen, von denen sich 30 % beteiligen. Dabei engagieren sich Männer mit einem wesentlich höheren Zeitaufwand. Während Frauen vorwiegend in familienbezogenen und sozialen Bereichen (Schule/Kindergarten, Soziales, Kirche, Gesundheit) tätig sind, liegt das Interesse der Männer eher bei freizeit- und berufsorientierten Bereichen (Sport, Freizeit, Geselligkeit, politische und berufliche Interessenvertretung, Unfall- und Rettungswesen). Wichtig bei einigen Männern ist außerdem eine Funktion oder Tätigkeit, die einen gewissen Prestigegewinn verspricht. Entscheidend ist die Erkenntnis, dass sich die geschlechter-spezifische Arbeitsteilung in der Gesellschaft nahtlos in der Aufteilung der freiwilligen Tätigkeit fortsetzt.

Wie sieht es bei der Jugend aus? Die 14- 24- jährigen sind mit 37 % überdurchschnittlich viel engagiert. Dabei konzentriert sich ihre Aktivität vorwiegend auf die Bereiche Sport, Freizeit und Geselligkeit, Schule, Kultur, Kirche und Rettungswesen. Das wichtigste in dieser Altersgruppe ist allerdings ein vorhandenes riesiges Engagementpotential. Von den Nicht- Aktiven bekundeten weit über die Hälfte (63 %) ein gewisses Interesse, und von den Aktiven wären immerhin 57 % bereit, ihr Engagement auszuweiten. Das ist bemerkenswert, und wenn Engagement gefördert werden soll, dann bietet sich gerade hier ein erfolgversprechender Ansatzpunkt. Außerdem ist bei der bundesweiten Studie festgestellt worden, dass bei einer späteren Beteiligung auf einem bestimmten Gebiet oft die Wurzeln im Jugendalter eine entscheidende Rolle spielen.

Eine weitere für die Betrachtung des freiwilligen Engagements interessante soziale Gruppe sind die Arbeitslosen. Für sie kann es wichtig sein, ehrenamtliche Tätigkeiten zu übernehmen, da sie so eine Möglichkeit besitzen, der gesellschaftlichen Ausgrenzung entgegenzutreten. Sie erhalten sich das Gefühl gebraucht zu werden. Weiterhin haben Arbeitslose durch Freiwilligenarbeit die

Chance, nicht vorhandene Fähigkeiten und Kenntnisse zu erwerben, die eventuell nützlich sind, um sich auf dem Arbeitsmarkt neu zu positionieren. Trotz alledem sind sie in allen Bereichen möglicher Beteiligung unterrepräsentiert, insgesamt sind es 22 %, die sich engagieren.

In Deutschland bestehen auch gewisse regionale Unterschiede, wenn es um gemeinschaftliche Beteiligung geht. Wenig überrascht die Tatsache, dass aufgrund größerer Anonymität in Großstädten das Engagement geringer ausfällt. Im Gegensatz dazu ist es in sehr kleinen Gemeinden am höchsten. Eine weitere Disparität existiert zwischen den neuen Bundesländern, in denen sich nur 28 % beteiligen, und den alten Bundesländern, wo immerhin 37 % tätig sind. Die Gründe dafür sind in den immer noch andauernden gesellschaftlichen Transformationsprozessen zu suchen, worauf hier nicht näher eingegangen werden soll.

Zum Schluss noch zu denjenigen Bürgern, „die heute oder künftig bereit und interessiert wären, Aufgaben und Arbeiten im Bereich des freiwilligen Engagements zu übernehmen“ (VON ROSENBLADT 2000: 199). Aus ihnen lässt sich das Engagementpotential ableiten, welches sich aus drei Gruppen zusammensetzt (Abb. 9). Von den Engagierten würden ein Drittel aller ihr Engagement ausweiten, diese werden als die „Expansiven“ bezeichnet. Die Hälfte der früher Aktiven wäre bereit sich erneut zu engagieren, die sogenannten „Ehemaligen“. Als Letztes gehört noch der Teil der Nicht- Engagierten, die sich bislang noch nie aktiv beteiligt haben, dazu, von denen jeder Dritte mitmachen würde. Sie werden als die „Neuen“ bezeichnet. Werden nun die einzelnen Gruppen zusammengerechnet, erhält man ein Engagementpotential von 37 %. Die Zahlen machen deutlich, dass Erfolgchancen einer möglichen Engagementförderung groß sind. Entscheidend dabei wird es sein, bestehende Barrieren und Hemmnisse zu überwinden.

**Abbildung 9: Engagementpotenzial**

Standorte des Engagementpotenzials in Deutschland		
Freiwillig Engagierte 34%	Personen, die derzeit nicht engagiert sind 66%	
↓  von diesen wären bereit und in der Lage, ihr Engagement noch auszuweiten 34%	davon waren ...	
	früher einmal engagiert 31%	bisher nicht engagiert 67%
	von diesen wären heute oder zukünftig interessiert ...	
	sich wieder zu engagieren 47%	sich erstmals zu engagieren 37%
„Expansive“	„Ehemalige“	„Neue“
in % aller Befragten		
11%	10%	16%
<b>Engagementpotenzial gesamt: 37%</b>		

Quelle: VON ROSENBLADT 2000: 200

### 3.2.4 Freiwilliges Engagement: Hemmnisse und Strategien zur Förderung

Obwohl inzwischen immer häufiger auf das hohe Engagementpotential als "schlafende" gesellschaftliche Ressource hingewiesen wird, liegt das Problem jedoch eher darin, dass es größtenteils ungenutzt bleibt. Doch wie lässt sich freiwilliges Engagement fördern? Welche Handlungsalternativen und -konzepte können bzw. müssen entwickelt werden, um dieses endogene Potential u. a. auf Quartiers-/ Kiezebene nutzen zu können? Dazu muss zunächst nach den Ursachen für die mangelnde Umsetzung des geäußerten Interesses an freiwilligen Tätigkeiten gesucht werden. Der Abbau dieser Engagementbarrieren stellt einen ersten, indirekten Baustein zur Potentialnutzung dar. Ein weiterer Baustein wäre die explizite und direkte Förderung von Engagement.

#### 3.2.4.1 Engagementhemmnisse

Warum engagieren sich viele Menschen nicht, selbst wenn sie dazu prinzipiell bereit wären? Was hindert sie ganz allgemein daran und worin liegen speziell die Ursachen für ein mangelndes Engagement in ihrem 'Kiez'?

Auf der Suche nach den Gründen für ein Nicht- Engagement stößt man immer wieder auf Faktoren, die einen Mangel konstatieren: das Fehlen von Anreizen, Zeit und Informationen werden als Haupthemmnisse wahrgenommen. Diese Faktoren sind oft eng miteinander verknüpft, auch wenn die dahinter stehenden Motive subjektiv durchaus sehr differenziert sind. Die Ursachen für den *fehlenden Anreiz*, sich freiwillig zu engagieren, sind verschieden und kommen in Äußerungen wie "es macht keinen Spaß", "ich habe keine Lust dazu", "ich will nichts mit fremden Leuten zu tun haben", "ich bin nicht kompetent" oder "ohne ordentliche Bezahlung mache ich gar nichts" zum Ausdruck (vgl. KLAGES 1998: 36). Der *Informations- und Anstoßmangel* trägt seinen, nicht unerheblichen, Teil zum Nicht- Engagement bei. Potentielle Engagierte geben u. a. an, dass sie zu wenig über das Thema wissen, sie niemanden kennen, an den sie sich wenden könnten und dass sie auch noch niemand danach gefragt habe (vgl. ebd.). Gerade hier scheint demzufolge auch ein wichtiger Punkt bei der Beseitigung von Engagementbarrieren bzw. sogar die Voraussetzung dazu zu liegen. Ein weiteres Hindernis stellt die *vermutete*, mit freiwilligem Engagement einhergehende, *zusätzliche Belastung mit Problemen* dar. Zu den am häufigsten genannten Problemen gehören die fehlende Aufwandsentschädigung, die Befürchtung, dass "man als Laie nicht ernst genommen wird" und die Angst vor eventuellen rechtlichen Schwierigkeiten<sup>1</sup>. Viele dieser Einwände werden durch bereits Engagierte bestätigt, womit die Tragweite und die praktische Relevanz der Hindernisse noch deutlicher werden dürften. Doch nicht zuletzt spielt auch das *Image der Engagierten* als Engagementhemmnis eine nicht zu unterschätzende Rolle: Den interessierten Nicht- Engagierten erscheinen die bereits Engagierten oft "eher als von ihrem Tun erfüllte Fanatiker einer Selbstlosigkeit, mit der sie sich nicht identifizieren können" (KLAGES 1998: 37). Schließlich ist der Hinweis auf den *Zeitmangel* nicht das letzte, doch ein nahezu durchweg betontes, Argument gegen die Ausübung einer

<sup>1</sup> Beispielsweise ist zur Zeit in Deutschland noch immer die rechtliche Regelung (nach Paragraph 118 des Arbeitsförderungsgesetzes) gültig, nach der Arbeitslose, die sich monatlich mehr als 15 Stunden freiwillig engagieren, ihren Anspruch auf Arbeitslosengeld verirken, da ihre „Verfügbarkeit für den Arbeitsmarkt in diesem Fall in Zweifel zu ziehen sei“ (VON ROSENBLADT 2000: 66f.)

freiwilligen Tätigkeit. Entweder ist dafür keine Zeit übrig oder die Prioritäten werden woanders, z. B. bei der beruflichen Karriere, gesetzt<sup>2</sup>.

Zusätzlich zu diesen eher allgemeinen Hemmnissen wirken diejenigen, die speziell mit der Lebenssituation und dem Wohnumfeld verbunden sind und die ein Engagement im und für den Kiez und seiner Bewohner verhindern. Beispielsweise kann eine fehlende Identifikation mit der Umgebung ausschlaggebend dafür sein, dass Menschen ein unzureichendes Verantwortungsbewusstsein und -gefühl für den Kiez entwickeln und somit wenig geneigt sind, sich freiwillig zu engagieren. Diese Tendenz wird gerade in den sogenannten benachteiligten Quartieren häufig noch durch die soziale Benachteiligung der Bewohner, die sich in überdurchschnittlich hoher Arbeitslosigkeit, schlechterer (Aus-)Bildung und überwiegend niedrigen Einkommen manifestiert, und eine zunehmende Stigmatisierung verstärkt. Daraus ableitend, muss, hinsichtlich der Nutzung des freiwilligen Engagements als endogenes Entwicklungspotential im Quartier, zumindest zwei Fragestellungen gefolgt werden: Wie lassen sich die allgemeinen Rahmenbedingungen verbessern und welche Maßnahmen sollten konkret auf lokaler Ebene durchgeführt werden, um Hemmnisse abzubauen und gleichzeitig das Engagement zu fördern?

### 3.2.4.2 Engagementförderung

Wie bereits erwähnt, muss die Förderung von Engagement auf zwei Wegen erfolgen: zum einen indirekt, im Abbau der bestehenden Hemmnisse, und zum anderen in der direkten Förderung. Diese 'Doppelstrategie' muss sich zudem auf alle Ebenen und Bereiche erstrecken. Als die wesentlichen Forderungen und Erfolgsgaranten bezüglich der Engagementförderung benennt KLAGES - neben der Verankerung des freiwilligen Engagements in der Bürgerrolle und dessen Selbstverständlichkeit durch die "Stimulierung" dieses Leitbildes - drei grundlegende Maßnahmen (1998: 38):

1. Es muss eine informationshaltige Öffentlichkeitsarbeit für das bürgerliche Engagement stattfinden, die sowohl ein breites Motivationsspektrum unter Einbeziehung von Selbstentfaltungsinteressen anspricht, als auch Hemmschwellen aufgrund von Wissensdefiziten abbaut.
2. Notwendig sind Kontakt- und Beratungsangebote sowie der Aufbau einer "engagementfördernden Infrastruktur" (in Form von Freiwilligenagenturen und -börsen).
3. Freiwilliges Engagement muss attraktiver und motivierender gestaltet werden, in dem zum einen die Handlungsspielräume für Engagement erweitert werden und zum anderen die Gleichrangigkeit von freiwilliger und hauptamtlicher Tätigkeit anerkannt und durch Weiterbildungsangebote gesichert wird.

Doch wie kann der Staat konkret die Rahmenbedingungen verbessern, welchen Einfluss hat die Öffentlichkeit, was können Organisationen selbst tun und nicht zuletzt: Welche konkreten Maßnahmen können vor Ort ergriffen werden, um diese große "schlafende" Ressource entsprechend nutzen zu können?

Die wichtigsten staatlichen Fördermöglichkeiten liegen im steuerlichen Bereich, in der steuerlichen Absetzbarkeit von Unkosten und der steuerlichen Freistellung von Aufwandsentschädigungen. Mit einer Anerkennung von Zeiten ehrenamtlicher Tätigkeit für die Rentenversicherung, als berufliches Praktikum oder

<sup>2</sup> An dieser Stelle sei jedoch nochmals darauf hingewiesen, dass der Anteil der Erwerbstätigen, die sich freiwillig engagieren, deutlich höher ist als der der Erwerbslosen.

Weiterbildung sowie als Ersatz für Zivil- und Wehrdienst können staatliche Anreize geschaffen werden. Nicht zuletzt ist eine Regelung zur Vereinbarkeit von ehrenamtlicher Tätigkeit und dem Bezug von Arbeitslosengeld dringend erforderlich, gerade wenn es um die "Aktivierung" von Nicht-Erwerbstätigen geht. Auch Arbeitgeber können ihren Beitrag leisten, indem sie ihre Mitarbeiter beispielsweise zeitweise für ehrenamtliche Tätigkeiten freistellen<sup>3</sup>. Derartige Maßnahmen, verknüpft mit einer öffentlichen Anerkennung durch Ehrungen, Presse und Medien, könnten dazu führen, dass freiwilliges Engagement nicht nur als Ressource anerkannt, sondern auch aufgewertet und genutzt wird. Die Organisationen selbst können vielfach Engagement unterstützen: Möglichkeiten sind die Bereitstellung von Mitteln finanzieller und materieller Art, die fachliche, menschliche und psychische Unterstützung der Freiwilligen, Weiterbildungsmöglichkeiten, eine unbürokratische Kostenerstattung und finanzielle Vergütung für geleistete Arbeit sowie die Anerkennung der ehrenamtlichen Tätigkeit durch die hauptamtlichen Kräfte.

Hinsichtlich der zu ergreifenden konkreten Maßnahmen im Kiez kommt dem Quartiersmanagement als lokaler Akteur und der "*antreibenden Kraft vor Ort*" (FRANKE; LÖHR 2000: 2) in unseren beiden Untersuchungsgebiete eine zentrale Rolle bei der Rekrutierung freiwillig Engagierter zu: Die Aktivierung der Bewohner, v. a. bisher nicht oder nur schwer erreichbarer Gruppen, gehört zur erklärten zentralen Aufgabe des Quartiersmanagements (FRANKE; GRIMM 2001). Doch welche Maßnahmen sind dazu geeignet, das mit Sicherheit vorhandene Potential zu aktivieren? Die Ideen reichen von persönlicher (An-) Werbung der Bewohner über die Veranstaltung von Kiez-Festen bis zu Projekten der Wohnumfeldverbesserung.

So vielfältig die Maßnahmen und Möglichkeiten zur Engagementförderung jedoch auch sind, Voraussetzung für deren Erfolg ist die Zusammenarbeit aller Akteure auf und zwischen allen Ebenen - eine kreative horizontale und vertikale Vernetzung also.

### 3.2.5 Kritische Anmerkungen

Trotz zahlreicher Vorschläge zur Nutzung der Ressource freiwilliges Engagement bleiben Fragen offen. Wie bringt man, beispielsweise, unengagierte Menschen dazu, sich für ihr Quartier zu engagieren? Die Erfahrungen zeigen, dass mit den "klassischen" Aktivierungsmethoden wie Informationsbroschüren, Bürgersprechstunden und -versammlungen, Stadtteilforen, Runde Tische etc., oft nur solche Menschen erreicht werden, die es gewöhnt sind, sich in solchen Formen zu äußern (vgl. HINTE 1998: 155; HERRMANN 1998: 181). Zudem verfügen gerade "perspektivlose Resignierte" selten über Grundvoraussetzungen zum freiwilligen Engagement wie "gesundes" Selbstbewusstsein und Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten. Und schließlich kann es auch nicht nur darum gehen, 'mehr Menschen' zu motivieren, sondern vielmehr müssen auch 'andere Menschen' zum Engagement bewegt werden, um dem Problem der Selektivität von Engagement entgegenzutreten (vgl. BRAUN, KLAGES 2000: 183f.).

Letztlich muss auch die Frage gestellt werden, inwieweit freiwilliges Engagement eine Antwort auf die Krise im Wohnquartier ist (und sein kann), oder ob es

<sup>3</sup> In den Niederlanden, USA, Großbritannien und der Schweiz haben solche Projekte, bei denen Unternehmen ihre Mitarbeiter für einige Zeit freistellen, damit diese beispielsweise in sozialen Einrichtungen mithelfen, schon Tradition. Seit 1999 wurden auch in Deutschland (München, Hamburg) Projekte wie "SeitenWechsel" und "Switch" initiiert, die Resonanz aller Beteiligten ist dabei äußerst positiv (vgl. SPIEGEL 45/2000: 105).

angesichts der zunehmend leeren Finanztöpfe nicht nur als eine Chance für den Staat und die Stadt begriffen wird, sich aus seiner bzw. ihrer sozialen Verantwortung zu stehlen. Freiwilliges Engagement kann nicht die alleinige Lösung sein und ist auch nicht zum "Nulltarif" zu haben, dennoch könnte es durchaus zu einer positiveren Entwicklung benachteiligter Quartiere beitragen.



### 3.3 Sozialkapital: Ressourcen in sozialen Beziehungen und Netzwerken

Alena Bleicher  
Carsten Förtsch  
Johannes Junius

*"Jede Gesellschaft benötigt zur Organisation des Zusammenlebens eine Ordnung, deren Humanität und Vitalität auch vom Einsatz des einzelnen, seiner Motivation und seiner Mitsorge für die Gemeinschaft abhängt. Insofern sind Gemeinsinn und Gemeinschaftsfähigkeit Grundvoraussetzungen für den Zusammenhalt einer Gesellschaft. Gesellschaftliche Bindekräfte bzw. 'soziales Kapital' sind eine zentrale Ressource jeder Gesellschaft"* (PUTNAM 2001: 11).

#### 3.3.1 Einleitung

In den vorausgehenden Abschnitten sind durch die Erörterung der Themenkomplexe, die sich mit Nachbarschaften und bürgerlichem Engagement beschäftigen, Bereiche erschlossen worden, die bei der Untersuchung sozialer Phänomene auf Stadtteilebene einen punktuellen und dennoch lebendigen Eindruck des Kiezlebens vermitteln können. In diesem Beitrag werden diese Themenkomplexe über die Darstellung sozialer Beziehungen und Netzwerke abstrahiert und in einem theoretischen Konzept zusammengeführt. Es geht um die Funktionsweise und Wirkung sozialer Beziehungen und im Folgenden ausdrücklich um das Kapital, das diesen Beziehungen inne liegen kann - eine kurze Charakteristik dessen, was unter „Sozialkapital“ verstanden wird.

Die Idee vom „Sozialkapital“ kann in eine historische Serie von verschiedenen Überlegungen zu *Kapital*formen eingeordnet werden, als Produktionsfaktor analog zu Physischem Kapital oder Humankapital<sup>4</sup>. „Sozialkapital“ ist dabei Forschungsgegenstand einer Vielzahl von theoretischen und praktischen Untersuchungen insbesondere aus den Sozial- wie Politikwissenschaften geworden.

##### 3.3.1.1 Begriffsgeschichte

Populär wird das Konzept durch BOURDIEU (1983) und COLEMAN (1988, 1990), zwei der bedeutendsten Sozialwissenschaftler unserer Zeit (PAXTON 1999: 88). Seit Ende der 1980er Jahren zeigt sich ein stark gestiegenes Interesse an diesem Thema. So werden bis 1981 nur ganze 20 Facharbeiten veröffentlicht. Zwischen 1991 und 1995 sind es 109 Beiträge, die unter Verwendung des Begriffs des Sozialkapitals erscheinen. In den nur drei darauf folgenden Jahren zwischen 1996 und 1999 schließen sich knapp eintausend Publikationen dem Thema an (PUTNAM 2001: S. 18).

Der Begriff des „Sozialkapitals“ ist offenbar Anfang des letzten Jahrhunderts entstanden<sup>5</sup>, er verschwand jedoch für lange Zeit in der wissenschaftlichen Bedeutungslosigkeit. Das Gleiche widerfährt anderen Arbeiten: unabhängig voneinander wird die Wortkreation „Sozialkapital“ mindestens sechsmal in den letzten hundert Jahren erfunden (PUTNAM 2001: 17). So folgen vor allem sozialwissenschaftliche Veröffentlichungen, in denen mit dem Sozialkapitalbegriff

<sup>4</sup> **Physisches Kapital** ist, wie die Bezeichnung schon vermuten lässt, materieller Art. Gemeint sind Gegenstände wie Maschinen und Werkzeuge, die ökonomische Produktionen erleichtern können. Die Qualität von **Humankapital** äußert sich in den Fähigkeiten und Fertigkeiten von Individuen, die durch Bildung oder Arbeitstraining innerhalb der Individuen entstehen und Produktionen erleichtern (Paxton 1999: 88).

<sup>5</sup> So erschien eine im Jahre 1916 von Lyda Judson Hanifan verfasste pädagogikwissenschaftliche Schrift unter Verwendung des Begriffs und gilt heute als die erste Referenz zum Forschungsthema (Putnam 2001: 16f)

gearbeitet wird, wie in einer Untersuchung von Nachbarschaften städtischer Siedlungen durch die Stadtsoziologin Jane JACOBS. Bis BOURDIEU bleibt der Begriff jedoch wissenschaftlich im Dunkeln und unklar (PAXTON 1999: 92).

### 3.3.1.2 Auswahl der Sozialkapitalansätze

Die für unsere Projektarbeit relevantesten Ansätze sind im Folgenden die Arbeiten von COLEMAN und dem Politologen PUTNAM (1995, 2001), sowie einige Ansätze aus netzwerktheoretischer Sicht. Dabei wird durch die Abfolge der Konzepte versucht, eine logische Verbindung zwischen den einzelnen Theoretikern herzustellen, sofern dies wissenschaftlich sinnvoll und möglich ist.

Pierre BOURDIEU möchten wir insofern ausschließen, da seine Arbeiten im Kontext unseres Projektes am wenigsten zielführend erscheinen. Kurz zusammengefasst stellt er Analogien zu anderen Kapitalarten her. Er beschreibt Unterschiede zwischen ökonomischem, kulturellem und sozialem Kapital, die jedoch unter bestimmten Voraussetzungen konvertierbar sind. Sozialkapital definiert sich bei ihm über die Zugehörigkeit zu einer Gruppe und ist als individuelles Gut aufzufassen (HAUG 2000: 63).

Zentraler Bestandteil unserer Projektarbeit wird das Konzept von COLEMAN, der Sozialkapital ebenfalls aus der Analyseebene eines Individuums erarbeitet, aber stärker dessen instrumentellen Charakter hervorhebt. Im Unterschied zu BOURDIEU steht sein Konzept auch in einem umfassenden theoretischem Kontext, der den Handlungstheoretikern der Rational-Choice-Schule folgt. Darauf baut ebenfalls der anschließende Teil mit PUTNAM auf: PUTNAMS empirische Arbeit basiert auf COLEMANS theoretischen Überlegungen zum Forschungsgegenstand „Sozialkapital“, betrachtet jedoch eigens die kollektive Wirkung. Den Abschluss bildet die kurze Zusammenfassung von Arbeiten, die den Sozialkapitalbegriff speziell um den netzwerktheoretischen Kontext erweitern.

## 3.3.2 Sozialkapital-Konzepte

### 3.3.2.1 *Bei dir hab ich was GUT: Sozialkapital nach James S. COLEMAN*

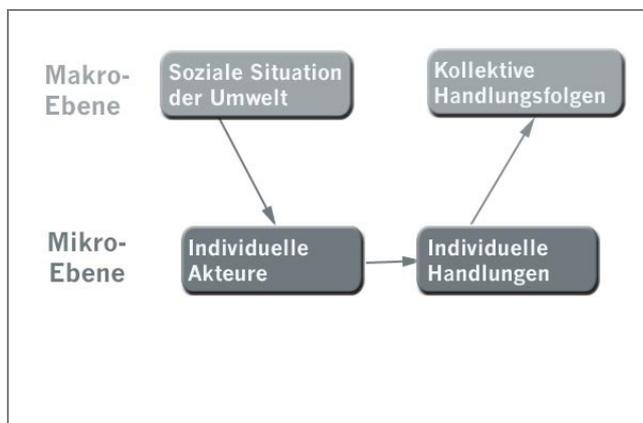
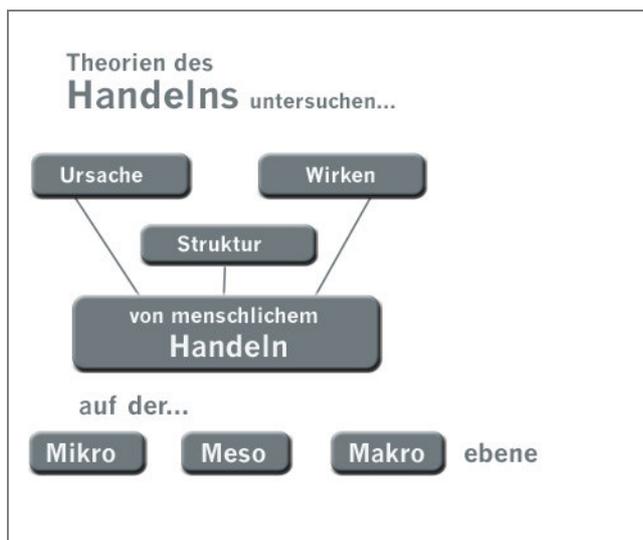
In seiner Definition von „Sozialkapital“ bezieht sich COLEMAN u. a. auf den Wirtschaftswissenschaftler LOURY (1977), die Soziologin BAKER (1983) und GRANOVETTER (1985). LOURY führt den Begriff ursprünglich ein, um die sozialen Ressourcen zu identifizieren, die für die Entwicklung von Humankapital von Nutzen sind. BAKER und GRANOVETTER untersuchen in ihren Arbeiten den Einfluss sozialer Organisationen auf die Funktionsweise ökonomischer Institutionen.

Auch Untersuchungen der Netzwerktheoretiker FLAP und DE GRAAF (1986) schließt COLEMAN in seine Überlegungen ein (COLEMAN 1991: 393, HAUG 2000: 62). Er gliedert diese in der eigenen Forschungsarbeit zum „Sozialkapital“ in sein Gesamtverständnis von sozialen „Handlungen und Handlungssystemen“ ein, wie es auch im gleichnamigen Teil seiner vierbändigen Gesamtausgabe „Grundlagen der Sozialtheorie“ (1991) zu finden ist. Vor der definitionstechnischen Aufschlüsselung von „Sozialkapital“ werden zum grundlegenden Verständnis relevante Begriffe des Gesamtkonzeptes kurz erläutert.

## Handlungstheorien und Rational Choice

*Handlungstheorien* allgemein möchten Ursache, Wirkung und Struktur menschlichen Handelns verstehen und erklären. Wie und warum Menschen so handeln, wie sie handeln und mit welchen Folgen für sich und die Gesellschaft, das sind die wichtigsten Fragestellungen in diesem Zusammenhang. „Handeln“ wird dabei zum einen von einer Mikroebene, aus der Ebene eines Individuums betrachtet. Analog dazu werden Handlungen von Gemeinschaften und Gesellschaften nach Ursache, Wirkung und Struktur analysiert. Diese Analyseebene bezeichnet man als Makroebene (siehe Abb. 10). Ein wichtiger soziologischer Forschungsgegenstand ist, Verknüpfungen zwischen diesen Ebenen herzustellen, sowie Rückschlüsse von einer Ebene auf die andere zu ziehen und Einflüsse identifizieren und erklären zu können. COLEMAN versucht, diese Transformation zwischen den einzelnen Ebenen in seinem "strukturell individualistischen Erklärungsschema" zu modellieren (Abb. 11, COLEMAN 1991). So haben Colemans Überlegungen ihren Focus auf der Mikroebene, stellen in seinen erklärenden Beispielen jedoch immer wieder den Bezug zur Makroebene her.

**Abbildung 10 und 11: Ziele der Handlungstheoretiker (oben) und das strukturell individualistische Erklärungsschema nach COLEMAN (unten)**



Quelle: Eigene Darstellung

Ein zweiter wichtiger Hinweis bezieht sich auf die verschiedenen Forschungsströmungen, die sich mit Handlungstheorien beschäftigen und zu unterscheiden sind. Eine davon ist der „*Rational Choice*“ - Ansatz. COLEMAN erarbeitete sein bisheriges Gesamtwerk aus dieser Denkrichtung. Der Ansatz geht davon aus, dass Individuen ihre Handlungsmöglichkeiten grundsätzlich nach rationalen Kriterien aussuchen, die einen vorteilhaften Nutzen für sie darstellen. In Abhängigkeit von den Informationen und den Fähigkeiten, die sie besitzen, bedeutet das die subjektive Nutzenmaximierung.

Die Rational-Choice-Theoretiker reduzieren in dem Kontext den Menschen nicht auf die Eigenschaften eines „homo oeconomicus“: Die Handlungsmöglichkeiten können durch bestimmte Werte und Normen der Gesellschaft beeinflusst werden, so dass trotz der rationalen Auswahl an Handlungsoptionen im Extremfall auch altruistisches, zumindest oberflächlich selbstloses Verhalten mit der Theorie erklärt werden kann. Der Rational-Choice-Ansatz ist aus ideologischen Gründen höchst umstritten, da die individuelle Nutzenmaximierung mit Werten einer Zivilgesellschaft unvereinbar scheint. Seine Grundlagen sind ungeachtet dessen aus den Ergebnissen wissenschaftlicher empirischer Arbeit hergeleitet. In diese Sichtweise ist auch die nun folgende Definition und die Erklärungen der verschiedenen Formen von „Sozialkapital“ einzuordnen.

### **Definition von Sozialkapital**

Nach COLEMAN stellen die sozialstrukturellen Ressourcen eines Individuums, also die sozialen Netzwerke und Beziehungen, in die es eingebettet ist, ein Kapitalvermögen des Individuums dar. Dieses Kapital bezeichnet er als Sozialkapital. Es entsteht, wenn sich Beziehungen zwischen Personen so verändern, dass bestimmte Handlungen erleichtert werden (siehe Abb. X2). Um diesen Aspekt zu verdeutlichen, erarbeitet er Vergleiche zum Physischen Kapital und Humankapital: *„Physisches Kapital wird geschaffen, indem Material so verändert wird, dass daraus Werkzeug entsteht, das die Produktion erleichtert; dementsprechend wird Humankapital geschaffen, indem Personen so verändert werden, dass sie Fertigkeiten und Fähigkeiten erlangen, die ihnen erlauben, auf neue Art und Weise zu handeln“* (COLEMAN 1991: 394). Weiter schreibt er: *„Wie andere Kapitalarten ist Sozialkapital produktiv, denn es ermöglicht die Verwirklichung bestimmter Ziele, die ohne es nicht zu verwirklichen wäre. Wie auch Physisches Kapital und Humankapital ist Sozialkapital nicht völlig fungibel [vielseitig einsetzbar], sondern nur fungibel im Hinblick auf bestimmte Tätigkeiten. Eine bestimmte Form von sozialem Kapital, die bestimmte Handlungen begünstigt, kann für andere Handlungen nutzlos oder gar schädlich sein“* (COLEMAN 1991: 392), so wie Maschinenanlagen eines Autowerkes keine Mikrochips, sondern nur Fahrzeuge herstellen können, oder Französischkenntnisse während des Urlaubs in Griechenland wertlos, im kanadischen Quebec jedoch hilfreich erscheinen.

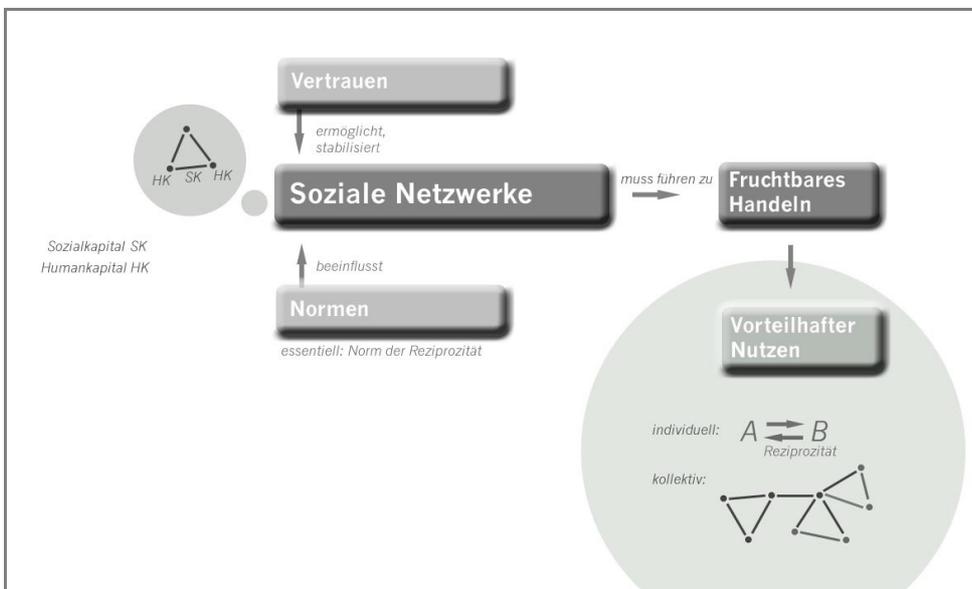
Sozialkapital ist in den Beziehungsstrukturen zwischen zwei und mehr Personen zu lokalisieren. Konkret begünstigt die Qualität der sozialen Netzwerke bzw. irgendein Aspekt dieser Sozialstruktur bestimmte Handlungen von Individuen, die sich innerhalb dieser Struktur befinden. Bei fehlendem Sozialkapital werden die Handlungsmöglichkeiten beschränkt (COLEMAN 1991: 394f.). Seine produktive Wirkung liegt demnach in der Handlungsbegünstigung, an deren Ende ein sichtbarer Nutzen der Ressource folgt (siehe Abb. 12).

COLEMAN verweist auch auf eine direkte Beziehung zum Humankapital (siehe Abb. 12). Die beiden Kapitalformen sind komplementär, wenn durch die sozialen Netzwerke eine Kollektivierung humaner Ressourcen erreicht wird oder einzelne

Individuen durch ihre Beziehungen das Humankapital anderer Individuen nutzen können (COLEMAN 1991: 395).

Die folgende Abbildung 12 fasst alle Bedingungen für die Existenz und Aktivierung von Sozialkapital in einem modellhaften Überblick zusammen. Das Modell ist in Anlehnung an das strukturell individualistische Schema (Abb. 11) besonders gut zu verstehen. Insbesondere "Normen" sind Elemente der "sozialen Situation der Umwelt", die auf die "Individuellen Akteure" in den "Sozialen Netzwerken" wirken. Sie führen zu "Individuellem Handeln", die im Falle aktiven Sozialkapitals eine fruchtbare Handlung darstellen muss. Betrachtet man die Abbildung 12 wieder vom kollektiven Standpunkt, sollte sich im Sinne der Sozialkapitaldefinition aus dem fruchtbaren Handeln der individuellen Akteure positive Folgen für das Kollektiv ergeben. Dies ist jedoch *nicht zwingend* ein Resultat. Subjektiv fruchtbares Handeln für einen individuellen Akteur kann durchaus auch negative Folgen für eine Gemeinschaft bedeuten. So ist individuelles Sozialkapital auch getrennt von kollektivem Sozialkapital zu betrachten.

**Abbildung 12: Determinanten für die Existenz und Aktivierung von Sozialkapital**



Quelle: Eigene Darstellung

### Entstehungsvoraussetzungen

In seiner Arbeit über „Sozialkapital“ erläutert COLEMAN sechs verschiedene Formen, in denen Sozialkapital ausgeprägt sein kann. Interpretiert man diese Erläuterungen, so findet man neben dem Hinweis auf die Verknüpfung von Humankapital, in denen sich die kapitalrelevante Wirkung von Sozialkapital allgemein äußert, zwei Grundbedingungen, die allen Formen eigen sind – wenn auch unterschiedlich stark ausgeprägt.

Lösen sich die beschriebenen Beziehungen, so zerfällt auch das innewohnende Sozialkapital. Wichtiger Bestandteil produktiver sozialer Netzwerke ist infolgedessen das Vertrauen der Individuen ineinander. Durch Vertrauen werden die sozialen Beziehungen stabilisiert und ermöglichen erst kooperative Beziehungen. *Bestimmte Werte und Normen in der Gesellschaft sind ebenfalls essentiell, damit Sozialkapital entstehen kann.* Nach COLEMAN muss ausdrücklich eine Norm der Gegenseitigkeit existieren (siehe Abb. 12).

Wissenschaftlich als Norm der Reziprozität ausgedrückt, wird damit ein „Wie du mir so ich dir“ bezeichnet (COLEMAN 1991: 397). Den meisten erbrachten Leistungen steht zumindest theoretisch eine Gegenleistung gegenüber, die erwartet wird. Die Norm ist gebrochen, wenn in einer Beziehung erbrachte und empfangene Leistungen einzelner Personen in einem eindeutigen Missverhältnis stehen. Eine empfundene Nichtbeachtung dieser Norm führt in der Regel zu Auflösungserscheinungen der Bindung(en) und bedeutet ebenfalls den Wegfall des innewohnenden Sozialkapitals.

## Formen von Sozialkapital

### (1) Verpflichtungen und Erwartungen

So ist auch der einfache Mechanismus zu erklären, nach dem Sozialkapital vor allem in seiner ersten und häufigsten Ausprägung funktioniert. Eine Leistung von A für B erfolgt im Vertrauen auf Reziprozität in Form einer Gegenleistung in der Zukunft. Für A entsteht eine Erwartung, für B schafft es die Verpflichtung das Vertrauen in Form einer späteren Gegenleistung zu rechtfertigen. „Diese Verpflichtung kann man als eine „Gutschrift“ betrachten, die A besitzt und die von B mit irgendeiner Leistung eingelöst werden muss“ (COLEMAN 1991: 396f.) Diese Gutschrift, (wie auch die erbrachte Vorleistung) kann als Sozialkapital betrachtet werden. Die Schaffung einer Verpflichtung ist auf der Seite dessen, der die Vorleistung anbietet, im allgemeinen mit geringerem Aufwand verbunden als der zu erwartende Nutzen aus der Gegenleistung zum geeigneten Zeitpunkt (COLEMAN 1988: 102, 1991: 397; zit. bei HAUG 2000: 63). Daher müssen aus Rational- Choice- Sicht die gegenseitig erbrachten Leistungen nicht zwangsläufig vergleichbar sein. Der Vorteil, den beide Individuen aus dem Tausch Leistung – Gegenleistung erwarten, liegt in dem subjektiv unterschiedlich betrachteten Wert der Leistungen. An dieser Stelle wird der produktive Aspekt von Sozialkapital besonders deutlich:  $A \rightarrow B$  Leistung ;  $A \leftarrow B$  Gutschrift. Person A vollbringt eine Leistung für Person B und erhält dafür im Gegenzug eine Gutschrift für eine spätere äquivalente Leistung von Person B.

Besitzt Person A eine Anzahl dieser Gutschriften von Personen, zu denen es Beziehungen unterhält, ergibt sich nach COLEMAN eine direkte Analogie zum Finanzkapital. Die Gutschriften stellen eine große Kreditmasse dar, auf die A bei Bedarf zurückgreifen kann, wenn sein Vertrauen nicht enttäuscht wird (COLEMAN 1991: 397)

Zusammengefasst hängt diese Form von Sozialkapital von zwei Elementen ab, a) der Vertrauenswürdigkeit zu den unterhaltenden Beziehungen auf einzulösende Verpflichtungen und b) von der Menge der tatsächlich einlösbaren Verpflichtungen.

Wird das Vertrauen gerechtfertigt, so kommt es aus Rational- Choice- Sicht zu Rückkopplungsprozessen, die diese Austauschbeziehungen verstärken. Wird entgegen gebrachtes Vertrauen enttäuscht, so mindert sich die Beziehung in ihrer Intensität oder zerbricht. Wenn eine Norm der Gegenseitigkeit existiert, ist dieses Risiko jedoch gering. Erfüllt B nicht die „Wie du mir so ich dir“ - Norm in Bezug auf die Gegenleistung (die das Vertrauen erhält), so können für B kostenintensive Sanktionen die Folge sein, die für B aus rationaler Sicht ökonomisch ungünstig sind. Die Sanktionen können Strafen im Sinne der Missachtung von B sein. Auch kann sich durch den erlittenen Vertrauensverlust, das zwischen A und B innenliegende Sozialkapital reduzieren oder durch Auflösung der Beziehung komplett wegbrechen.

Diese letzte Gedankenerweiterung ist eine logische Interpretation, die man nach COLEMAN ziehen, jedoch in seinem Text nicht belegt werden kann. Sie dient zum besseren Verständnis und wird im danach folgenden Kapitel bei PUTNAM deutlicher erläutert.

### *(2) Normen und Sanktionen*

Abgesehen von der Norm der Gegenseitigkeit können wirksame Normen als eine sehr labile Form von Sozialkapital betrachtet werden. „Normen in einer Gemeinschaft, die wirksame Belohnungen für eine schulische Leistungen fördern und bieten, erleichtern die Aufgabe einer Schule ungemein“ (COLEMAN 1991: 403). Innerhalb des Kollektivs stellt nach COLEMAN auch die Norm, die Eigeninteresse gegenüber Kollektivinteressen zurückstellt, eine fruchtbare Form von Sozialkapital dar. „Eine Norm dieser Art, die durch soziale Unterstützung, Status, Ansehen und andere Belohnungen untermauert wird, ist das soziale Kapital, aus denen junge Nationen aufgebaut werden [um sich später aufzulösen], das Familien in Gestalt von führenden Familienmitgliedern bestärkt, selbstlos im Interesse der Familie zu handeln...“ (COLEMAN 1991: 403). Auf bestimmte Handlungen einflussreiche Normen können entweder internalisiert oder durch äußere Belohnungen sowie Bestrafungen unterstützt bzw. sanktioniert werden.

Als labile Form von Sozialkapital gelten wirksame Normen, da sie auch gleichzeitig bestimmte fruchtbare Handlungen einschränken oder ausschließen können. Eine Norm, die besagt, dass die Kreativität eines Kinder besonders gefördert werden muss, indem es eine Musikschule besucht, lässt möglicherweise die mathematische Begabung des Kindes verkümmern und betrüben das elterliche akustische Kunstverständnis: „Wirksame Normen in einem bestimmten Bereich können die Innovationsbereitschaft dort verringern und können nicht nur abweichende Handlungen einschränken, die anderen Schäden zufügen, sondern auch abweichende Handlungen, die für jeden Gewinn bringend sind“ (COLEMAN 1991: 404)

Normen und wirksame Sanktionen sind dabei in äußerst geschlossenen Netzwerken sehr wirksam, da ein dichtes soziales Netzwerk auch einen höheren Grad an sozialer Kontrolle bedeutet. Normen werden stärker beachtet, weil Sanktionen in diesem Kontext schmerzhafter wirken. (COLEMAN 1991: 413f.).

### *(3) Informationspotential*

Die direkte Beziehung zum Humankapital wird in dieser und der nächsten Ausprägungsmöglichkeit besonders kenntlich. Soziale Beziehungen liefern Informationen, die Handlungen begünstigen können. Das Sozialkapital liegt im Erwerb von Informationen durch den Rückgriff auf soziale Beziehungen, welche eine nutzbare Verknüpfung von Humankapital darstellen (COLEMAN 1991: 402). So kann eine Person, die sich nicht brennend für Tagesereignisse interessiert, jedoch über aktuelle Entwicklungen auf dem laufenden sein möchte, Zeit sparen, in dem sie alle für sich relevanten Informationen von einem Freund erhält, der solchen Ereignissen seine Aufmerksamkeit widmet. Die Zeitersparnis ist Ergebnis der Handlung, die durch den Rückgriff auf das Humankapital eines anderen begünstigt wurde (COLEMAN 1991: 403), die Zeitersparnis ist das resultierende Gut .

### *(4) Herrschaftsbeziehungen*

Sozialkapital kann genutzt werden, indem z.B. bestimmte Kontrollrechte von einer Person teilweise oder komplett auf eine andere Person mit besseren, gerade

erforderlichen Kompetenzen übertragen werden. Dies kann nach Coleman vor allem zur Lösung gemeinschaftlicher Probleme beitragen, wenn es um die Besetzung von Funktionen im politischen, wirtschaftlichen, wie auch sozialen Bereich geht (Coleman 1991: 404).

#### (5) Zielgerichtete Organisationen

Zielgerichtete Organisationen können gewerbliche, wie auch freiwillige Organisationen darstellen, die sinngemäß ein bestimmtes Ziel verfolgen. Bei kommerziellen Organisationen werden die Herrschaftsstrukturen betont, die sich aus Positionen zusammensetzen müssen, die durch Verpflichtungen und Erwartungen verknüpft sind, um im Sinne des Unternehmens zu handeln. „Wie andere Kapitalformen erfordert soziales Kapital *Investitionen* in die Planung der Struktur von Verpflichtungen und Erwartungen, Verantwortung und Herrschaft sowie Normen (oder Regeln) und Sanktionen, die eine effektive funktionierende Organisation entstehen lassen“ (COLEMAN 1991: 406). Das gilt für das erfolgreiche Wirken von Organisationen überhaupt.

In einem besonderen Beispiel freiwilliger Organisationen zeigt COLEMAN eine andere Komponente von sozialem Kapital. Organisationen, die ein öffentliches Gut zur Verfügung stellen, über die alle Interessierten profitieren. Unabhängig davon, ob sie in der Organisation mitwirken oder nicht und an deren Kosten beteiligt sind.

Beispiele sind Betroffenenvereinigungen für bestimmte Krankheiten, die als Plattform auch und gerade für andere Betroffene zugänglich gemacht werden. Rational ist die Existenz dieser Vereinigungen u.a. über bestimmte Normen oder Moralvorstellungen zu erklären, die in diesem Fall aus der Betroffenheit resultieren. Auch können eigene Interessen durch die Mobilisierung in einer Organisation besser verfolgt werden.

Ein Nebenprodukt zielgerichteter Organisationen ist die potenzielle Nutzung der aufgebauten Struktur, wie sie in der letzten Form von Sozialkapital betrachtet werden können.

#### (6) Übereignungsfähige soziale Organisationen

Unter dieser Bezeichnung werden Organisationen zusammengefasst, die neben ihrem ursprünglichen Existenzsinn für andere Absichten und Ziele einsetzbar sind. Die Existenz der Organisation und ihre Einsetzbarkeit für andere Zwecke stellt das soziale Kapital dar. Oft haben Bürgerinitiativen bis zum Scheitern oder Erreichen ihres Ziels eine Organisation aufgebaut, die aufgrund der darüber hinaus bestehenden Kontakte für alle Ressourcen bereitstellen, die vorher nicht zugänglich gewesen waren.

Ein spezifisches Beispiel erwähnt SILLIS (1957), auf den COLEMAN verweist. Der *"March of Dimes"* sollte ursprünglich die Ausrottung der Kinderlähmung unterstützen. Als mit Hilfe von J. E. Salks Impfstoff die Kinderlähmung tatsächlich ausgeremert wurde, blieb die *"March of Dimes"* – Organisation bestehen und widmete sich der Bekämpfung anderer Krankheiten.

### Zusammenfassung

Sozialkapital ist eine besonders fruchtbare Qualität sozialer Netzwerke, die den Beziehungen zwischen mehreren Individuen innewohnt. Dabei werden diese Netzwerke erst durch Vertrauen ermöglicht und stabilisiert. Ebenso ist die Existenz der Norm der Reziprozität zur Entstehung und Erhaltung dieser Ressource notwendig. Weitere Normen regulieren die Netzwerke mehr oder weniger

vorteilhaft. Die Netzwerke selbst begünstigen Handlungen, die Individuen oder Kollektiven Nutzen verschaffen. Sie stellen erst in diesem Nutzen Sozialkapital als Ressource dar. Darüber hinaus besteht eine komplementäre Verbindung zum Humankapital, die sich in der Kollektivierung humaner Ressourcen auszeichnet.

### 3.3.2.1 *Gemeinsam sind wir stärker: Sozialkapital nach Robert D. PUTNAM*

In COLEMANS Überlegungen äußert sich Sozialkapital insbesondere als individuelles Gut, das innerhalb menschlicher Beziehungen und Netzwerke zu finden ist. Einen erweiterten Ansatz erarbeitet Robert PUTNAM auf der Basis COLEMANS. Er beschreibt die Qualität von Sozialkapital als Kollektivgut von Gemeinschaften. Jeder in unserer Quartiersanalyse untersuchte Kiez ist Heimat für einige tausend Bürger, die, wenn wir den Kiezbegriff überbeanspruchen, auch etwas wie eine "Gemeinschaft" darstellen oder zumindest solche "Gemeinschaften" beherbergt.

PUTNAM erforschte in einer zwei Jahrzehnte andauernden Studie die wirtschaftlichen und sozialen Ungleichheiten italienischer Provinzen zwischen dem Nord- und dem Südtteil des Landes. Er stellte unabhängig von anderen Faktoren fest, dass in den wirtschaftlich erfolgreicherer Regionen eine ausgeprägtere Vereinskultur bestand und in der Bevölkerung ein besonders intensives Klima des Vertrauens und der gegenseitigen Verantwortung herrschte. Die ökonomisch weniger erfolgreichen Regionen waren dagegen durch das Dilemma nichtkollektiven Handelns infolge gegenseitigen Misstrauens gekennzeichnet. Es erschien auf der Individualebene rationaler, aufgrund anderer Normen und des fehlenden Vertrauens Vorteile zuungunsten des Kollektivs zu suchen. Generell stellte er im südlichen Teil Italiens eine abnehmende Bindungstendenz an Vereine, Nachbarschaft, Familie und betrieblichen Gemeinschaften fest. Aus dem fehlenden Engagement resultieren für ihn erhebliche Probleme für das Gemeinwohl, weil es auf Formen der kollektiven Bindung und Unterstützung angewiesen ist. PUTNAM identifizierte schlussfolgernd im Norden mehr Sozialkapital als im südlichen Teil.

Die Ergebnisse dieser Arbeit sind Basis seiner Herleitungen zur Wirksamkeit von Sozialkapital auf Gesellschaftsebene und in dem Buch „Making Democracy Work. Civic Traditions in Modern Italy“ (1993) veröffentlicht worden. Mit den Zusammenhängen zwischen Zivilgesellschaft, Demokratie und wirtschaftlichen Erfolg beschäftigt sich der Politologe auch am Beispiel der USA in seinem Buch „Bowling Alone“ (1995), in dem er jedoch zu widersprüchlichen Ergebnissen kommt. Seiner These der Auflösung des gesellschaftlichen Zusammenhalts, die im Resultat eine Reduktion kollektiven Sozialkapitals bedeutet, steht zunächst der Wirtschaftsboom der 1990er Jahre in den USA konträr gegenüber.

Definitiv bezieht er sich neben COLEMAN auf Jane JACOBS (1961). Nach JACOBS kann sich auf den Bürgersteigen in reinen Wohngebieten ebenso wenig ein interessantes und vielfältiges Leben entwickeln wie in reinen Büro- oder Geschäftstraßen. In isolierten Parkanlagen sieht sie wie auf trostlosen Spielplätzen Raum für Gewalt, die in belebten gemischten Quartieren nicht auftreten wird. Besonders wichtig ist es daher, trotz der Anonymität der Großstadt eine soziale Kontrolle zwischen Nachbarn zu fördern, die Kriminalität verhindert. Dies beruht auf Vertrauen in die potenziellen gegenseitigen Hilfeleistungen zwischen nur flüchtigen Bekannten, deren einzige Gemeinsamkeit der Wohnort ist (HAUG 2000: 65). Aus diesen Überlegungen erarbeitet später PUTNAM seine Fragestellungen zu kollektiv wirkendem Sozialkapital.

### Definition von Sozialkapital

Wichtig für PUTNAM ist die Entstehung von Kooperation auf der kollektiven Ebene, die er als Sozialkapital sieht und folgernd beschreibt: „By `social capital' I mean features of social life – networks, norms and trust – that enable participants to act together more effectively to pursue shared objectives [...] social capital, in short, refers to social connections and the attendant norms and trust“ (PUTNAM 1995, zit. bei HAUG 1997: 5). So sind es Vertrauen, Normen und die sozialen Netzwerke, die in Anlehnung an Coleman essentielle Elemente von Sozialkapital sind.

Die Entstehung von kollektivem Vertrauen sieht er in der Verbindung mit den *Normen der Gegenseitigkeit (Reziprozität)* und *Netzwerken zivilen Engagements* (PUTNAM 1993: 171). Für ihn gibt es in der Gesellschaft Handlungserwartungen, die durch Normen beeinflusst oder vorgegeben werden. In seiner Argumentation gibt es direkte Parallelen zu COLEMAN. So werden die Gefahren der Enttäuschung bzw. des Risikos der Nichterfüllung dieser Erwartungen durch strenge Normen der Gegenseitigkeit und dichter Netzwerke gemindert und Kooperationen in der Folge vorteilhaft (PUTNAM 1993: 171). Auch sieht er eine Wechselbeziehung zwischen Kooperationen und Vertrauen, die sich gegenseitig verstärken. In seiner These führt ein hohes Niveau an Vertrauen innerhalb der Gemeinschaft zu einem qualitativen wie quantitativen Gewinn an Kooperationen. Kooperationen selbst erzeugen wiederum Vertrauen (PUTNAM 1993: 170-171).

### Normen der Reziprozität

Die Entstehung der Normen der Gegenseitigkeit beruhen auf ihrer Transaktionskosten senkenden Wirkung. Dabei unterscheidet er zwei Formen des Austauschs: den spezifizierten Tausch (der simultane Austausch von Sachen gleichen Werts) und den generalisierten Austausch, der nicht gleichzeitig erfolgt. Auch hier wird ein direkter Bezug zu COLEMAN hergestellt. Eine geleistete Unterstützung wird in der Zukunft nach dem „Wie du mir, so ich dir“ - Prinzip zurückgezahlt. Im generalisierten Austausch sieht er eine besonders hochproduktive Komponente sozialen Kapitals (PUTNAM 1993: 173). Der Tausch kann zu einer Kollektivierung humaner Ressourcen führen.

Die Beachtung der Normen der Gegenseitigkeit induziert Rückkopplungsprozesse und verstärkt oder mindert wie bei COLEMAN Austauschbeziehungen. Eine verstärkte Beachtung dieser Norm wird durch ein dichtes soziales Netzwerk erreicht oder bestätigt, denn „*Social networks allow trust to become transitive and spread: I trust you, because I trust her and she assures me that she trust you*“ (PUTNAM 1993: 175). So erklärt sich für PUTNAM auch die Intensivierung von Vertrauen und sozialer Kontrolle.

### Netzwerke zivilen Engagements

Netzwerke zivilen Engagements sind eine essentielle Form von sozialem Kapital (PUTNAM 1993: 173). Je dichter diese Netzwerke in der Gemeinschaft sind, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, dass die Einwohner in der Lage sein werden, zum gegenseitigen Nutzen zu kooperieren. Als Gründe hierfür gibt PUTNAM unter anderem an: „Netzwerke zivilen Engagements erhöhen die potentiellen Kosten der Defektion [hier: des sich Ausgrenzens], [...] fördern die Normen der Reziprozität, [...] erleichtern die Kommunikation und erhöhen den Informationsfluss über die Vertrauenswürdigkeit von Individuen, [...] verkörpern die Erfolge früherer Kooperationsakte, welche als kulturelle Muster für späteres Handeln dienen können“ (PUTNAM 1993: 173f.). Die drei Charakteristika von

Sozialkapital bedingen und verstärken sich also gegenseitig und ermöglichen erst kooperatives Handeln.

PUTNAMs Konzept ist jedoch in mehrfacher Hinsicht kritisch zu sehen. Zum einen kann er nicht ausschließen, dass der wirtschaftliche Erfolg im Norden Italiens selbst erst Sozialkapital initiiert hat, und nicht wie er behauptet umgekehrt. Zweitens beschreibt er wie COLEMAN nur die Vorteile von Sozialkapital, Nachteile, z.B. dass die Unterhaltung und Pflege von Netzwerken auch mit immensen Kosten für einzelne Individuen, aber auch Gemeinschaften verbunden ist, wird kaum oder gar nicht erwähnt.

### **Zusammenfassung**

Sozialkapital definiert sich bei PUTNAM über Normen, Vertrauen und Netzwerke. Wobei er vor allem die Normen der Gegenseitigkeit und die Netzwerke zivilen Engagements als essentielle Grundlage für das Entstehen von Sozialkapital betrachtet.

Ausgehend von diesem Konzept sind für unser Projekt dabei möglicherweise folgende Feststellungen interessant, wenn man die Betrachtungen von Regionen auf die Ebene eines Stadtteils wie dem Wedding herunterskaliert und gleichzeitig Sozialkapital als Potenzial sozialer Stadtentwicklung auch empirisch festmachen möchte. Netzwerke zivilen Engagements (also ehrenamtliche Tätigkeiten in Vereinen, oder Vereine selbst) wären in den Kiezen zu identifizieren. Eine Untersuchung über Tiefe und Dichte der Netzwerke: die Qualität der Kiez-Nachbarschaften, die Bindung an Vereine und die Kooperationsbereitschaft gibt schlussfolgernd einen Überblick über das Vorkommen der Ressource "Sozialkapital".

### **3.3.3 Netzwerktheoretische Ansätze zum Sozialkapital**

COLEMAN und PUTNAM stützen ihr Konzept des Sozialkapitals auf soziale Netzwerke. Im Folgenden sollen zunächst die strukturellen Merkmale und weitere Wirkungsweisen von Netzwerken besprochen werden, die aus zusammenfassenden Beschreibungen der Soziologin Sonja HAUG über Netzwerktheorien hergeleitet sind.

Netzwerke können durch folgende Merkmale unterschieden werden:

- durch die Größe, also die Anzahl beteiligter Personen
- die Dichte oder Geschlossenheit, also die Zahl der tatsächlichen Beziehungen im Vergleich mit den theoretisch möglichen
- durch Cliquen und Cluster, also Untergruppen, Teilnetze des großen Netzes
- durch Zonen, eine erste und eine zweite Zone, in denen die Dichte unterschiedlich ist
- durch Homo- beziehungsweise Heterogenität, also durch soziodemographische Merkmale
- durch die Erreichbarkeit einzelner Personen, also deren potenzielles Wirkungsvermögen
- durch die Bindungen der Personen zum Netz, also die Zahl der Beziehungen pro Person im Netz (gibt indirekt die Dichte an)
- durch die Beziehungen im Netz, welche differenziert werden müssen:

- Simplex- und Multiplex- Beziehungen, also Beziehungen zwischen zwei Teilnehmern in nur einem oder mehreren Kontexten
- "*crisscrossing*" beziehungsweise "*crosscutting*", also Überschneidung von Beziehungen bei unterschiedlichen Aspekten, was zu einer Verbindung führt, oder zu einer Verfeindung, je nach Einstellung zum Thema
- die Symmetrie, also die Reziprozität beziehungsweise Gegenseitigkeit
- und die Intensität, die Häufigkeit der Inanspruchnahme der Beziehung

(HAUG 1997: 15)

- durch interne oder externe Effekte, also ob der Nutzen, der durch das Netzwerk entsteht, ein privater oder interner Nutzen der Netzteilnehmer ist oder ein externer, ein kollektiver Nutzen, der über das Netzwerk hinaus reicht und sich zum Beispiel in kollektivem Vertrauen äußert, das eine Basis für Reziprozität darstellt
- durch den Zweck beziehungsweise den Effekt, also durch den Vorteil (Nutzen), aber auch durch den Schaden, den ein Netzwerk bringt. Putnams Beispiel für sozial unerwünschte Konsequenzen eines Netzwerks ist der Ku-Klux-Klan, der ohne Zweifel ein soziales Netzwerk darstellt, dessen Nutzen für den Staat oder die Gesellschaft jedoch eindeutig negativ zu beurteilen ist, da das Netz antidemokratisch, rassistisch und gewaltbereit ist.
- durch den Grad der Organisation, also formelle oder informelle Netzwerke. Die formell organisierten zeichnen sich durch eine geregelte Mitgliedschaft, offizielle Funktionen und Beiträge aus, informellen Charakter haben lose oder spontane Treffen.

( HAUG 1997: 12-16; PUTNAM 2001: 18-29)

Netzwerke sind komplexe Strukturen, die durch die oben genannten Merkmale beschrieben werden können. Dabei sind nicht auf jedes Netzwerk alle Merkmale anwendbar und von Netz zu Netz unterschiedlich wichtig für die Klassifizierung.

Als Mitglied in einem Netzwerk hat man Kontakt zu anderen Netzwerkteilnehmern und über diese indirekt zu weiteren. Jeder Einzelne bildet also für die anderen eine Brücke, über die Kontakte und Beziehungen hergestellt werden können. Eine Brücke wird jedoch nur interessant, wenn die Kontakte bzw. Beziehungen wenig Redundanz aufweisen. Brücken können auch zwischen zwei Netzwerken entstehen. Entweder durch einen Netzwerkteilnehmer pro Netz. Die beiden Teilnehmer des jeweiligen Netzes bilden die Brücke für die anderen Teilnehmer des Netzes, die mit dem Teilnehmer des Nachbarnetzes nicht bekannt sind. Oder es gibt einen Teilnehmer pro Netz, der eine dritte außenstehende Person kennt. Diese außenstehende Person stellt dann die Brücke zwischen den Netzen und den Teilnehmern her. Eine Brücke ist dann notwendig, wenn ein "*structural hole*" vorliegt und Netzwerke miteinander keine Kontakte haben. (HAUG 1997: 14) Für die brückenbildende Person ist diese Position besonders lohnend, da diese von beiden Seiten der erste Ansprechpartner ist und somit als Vermittler eine gewisse Machtposition inne hat. Neben dem Nutzen, den die beteiligten Netze über die Brücke haben, muss für die Brücke selbst ein Nutzen entstehen. Der Nutzen muss größer sein als die Aufwendungen, sonst "lohnt" es sich nicht. Jedoch muss der

Nutzen nicht zwangsläufig monetärer Art sein, "subjektives Wohlbefinden" (*Glück*) als Konsequenz aus Sozialkapital ist wichtiger als materieller Besitz. (PUTNAM 2001: 23)

Nach der Intensität und Dichte von Beziehungen können zwei Arten von Beziehungen klassifiziert werden: schwache und starke. Die sogenannten *weak-ties* (schwache Bindung) oder *strong-ties* (starke Bindung) spielen eine wichtige Rolle. (HAUG 1997: 14) So ist die Zahl der *potentiellen* Kontakte über einen *weak-tie* größer. Es können Beziehungen und Kontakte zu anderen Gruppen über einen *weak-tie* entstehen und so einen Informationsfluss herstellen. *weak-ties* können also manchmal auch Brücken sein, im umgekehrten Fall sind "Brücken meistens, aber nicht immer Weak-Ties" (HAUG 1997: 14).

### 3.3.4 Sozialkapital in erklärenden Beispielen

#### 3.3.4.1 Vereinigungen südkoreanischer Studenten

In der *International Harald Tribune* wurde im Juni 1986 über Vereinigungen radikaler Studenten in Südkorea berichtet: „*Radikales Gedankengut wird [...] in Gruppen von Studenten [weitergegeben], die derselben Oberschule, Heimatstadt oder Kirche entstammen. Diese Studiengruppen [...] dienen als die fundamentale Organisationseinheit für Demonstrationen und andere Proteste. Um nicht entdeckt zu werden, treffen die Mitglieder verschiedener Gruppen nie zusammen, sondern kommunizieren über einen vorher bestimmten Vertreter miteinander.*“ (COLEMAN 1991: 392)

Auf die gemeinsame Herkunft der Studenten und die damit bestehenden sozialen Beziehungen stützen sich die neu entstehenden politischen Gruppierungen. Soziale Beziehungen und Netzwerke, in denen z.B. aufgrund der gemeinsamen Herkunft Vertrauen herrscht, können, dieses Vertrauen nutzend, auch für andere Ziele (wie hier die Opposition gegen ein politisches System) nutzbar gemacht werden. COLEMAN bezeichnet das als übereignungsfähige soziale Organisationen. Die Funktion, die Bedeutung und die Entstehung von Vertrauen wird in diesem Beispiel besonders deutlich. Die in der Heimatstadt herrschenden sozialen Normen und Regeln, die von jedem Individuum an diesem Ort gelebt werden, sind Grundlage für das Entstehen von Vertrauen zwischen den Angehörigen der Gemeinde. Jeder kennt die Normen und die eventuell mit einem Verstoß gegen sie verbundenen Sanktionen, jeder ist mit ihnen vertraut und weiß, dass es die anderen genauso sind. Das schafft Vertrauen und Verlässlichkeit. Das Sozialkapital entsteht aus und liegt in diesen Vertrauensbeziehungen.

Weiterhin wird in diesem Beispiel die von COLEMAN angesprochene Beziehung zwischen Sozialkapital und Herrschaft deutlich. Die Verbindungspersonen zwischen den einzelnen Gruppen akkumulieren für einen Moment viel Sozialkapital. Um der ihr übertragenen Funktion gerecht zu werden, ist die Verbindungsperson (Brücke) darauf angewiesen, dass alle Angehörigen der Gruppen, zwischen denen die Vermittlung stattfindet, ihr Vertrauen entgegenbringen. Gerade im Fall dieser illegalen Gruppen wird die Verantwortung der Verbindungsperson, aber auch Bedeutung des Vertrauens zwischen ihr und den Gruppenmitgliedern, die sich der Vertrauensperson auch ausliefern, besonders deutlich. Im Fall, dass die Person ihre Macht missbraucht und z.B. zum Verräter wird, ist die ganze Gruppe, das heißt alle Beteiligten, aber auch das durch die Gruppe verfolgte Ziel und bestehende Strukturen in Gefahr.

### 3.3.4.2 Tauschringe auf Stadtteilebene

Tauschringe sind Netzwerke auf kleinräumlicher Ebene (Stadtteile in Großstädten oder mittelgroße Städte) zum Tausch von Waren und Dienstleistungen auf Zeitbasis. Sie werden in der Regel von Bewohnern des jeweiligen Stadtteils selbst organisiert. Diese Netzwerke sind offen für alle. Die Angebote und Nachfragen der einzelnen Personen werden in den meisten Organisationen auf einer Liste erfasst, so dass sich alle Beteiligten und Interessierten informieren können. Unterstützend finden regelmäßige Treffen statt, so dass sich die Engagierten und Interessierten kennen lernen können und auch direkt getauscht werden kann. Die Leistungen werden in einer eigenen Einheit verrechnet: „Verrechnet werden die Tauschgeschäfte mit dem [...] Taler. Dieser Taler existiert nur auf den Konten der Tauschring- Mitglieder. Der Talerkontostand drückt das Versprechen aus, innerhalb des Tauschrings eigene Fähigkeiten und Waren einzubringen, bzw. die der anderen in Anspruch zu nehmen.“ (TAUSCHRING FRIEDRICHSHAIN 2001: Faltblatt)

Tauschring- Netzwerke entstehen also aus der Idee heraus, Dienstleistungen (z.B. Haare schneiden, Tapezieren, Fahrradreparaturen...) und Waren (selbstgestrickte Socken, Gartenfrüchte...), in einer und durch eine Gemeinschaft von vielen Menschen günstiger zu erhalten. Sie sind also von Anfang an auf einen bestimmten Nutzen ausgerichtet, was im Sinne COLEMANs als Sozialkapital zu interpretieren ist. Der Nutzen kann sich auf unterschiedlichen Ebenen ergeben:

- die eingebrachten Tauschobjekte und Dienstleistungen/ Fähigkeiten ersparen es den Beteiligten, dieselben auf anderem Wege (teurer) zu erwerben
- es können durch das Netzwerk Kontakte zwischen Personen entstehen, die sich über den konkreten Anlass hinaus als nützlich erweisen.

Ein Tauschring basiert auf konkreten Normen. Es ist festgelegt, in welcher Weise die einzelnen Angebote und Nachfragen verrechnet werden (Taler) und inwieweit sich jeder einzelne mindestens beteiligen muss, um die Vorteile der Organisation zu nutzen (Mindestarbeitszeit pro Monat und Mindestgebühr TAUSCHRING FRIEDRICHSHAIN: Faltblatt). Diese Normen schaffen dem Einzelnen zugleich die Sicherheit und das Wissen darum, dass eine Gegenseitigkeit von Verpflichtungen und Einlösung von Verpflichtung besteht. Die wichtigste Voraussetzung für Sozialkapital, das gegenseitige Vertrauen, ist damit geschaffen.

Die Qualität des Tauschrings und damit auch des Sozialkapitals steigt, je mehr Menschen sich für diese Sache engagieren und je mehr Leute mit unterschiedlichen Erfahrungshorizonten sich einbringen. Es können dadurch mehr und unterschiedlichere Dienstleistungen angeboten werden. Der Ressourcencharakter des Sozialkapitals wird an diesem Beispiel sehr gut deutlich. Für das Fortbestehen der Organisation ist es unbedingt erforderlich, dass Angebote und Netzwerkstrukturen genutzt werden. Bietet keiner mehr Dienstleistungen an oder will keiner mehr angebotene Dienstleistungen in Anspruch nehmen, verliert das Netzwerk seinen Sinn und verschwindet damit.

Zu einer übereignungsfähigen sozialen Organisation im Sinne COLEMANs kann das Netzwerk werden, wenn die gleichen Strukturen (Personen, Beziehungen, Räumlichkeiten...) noch zu anderen Zwecken verwendet werden. Wenn man z.B. ausgehend vom Tauschring eine Verbrauchergemeinschaft für Ökoprodukte aufbaut oder gemeinsam ein Stadtteilstfest gestaltet.

### 3.3.4.3 Wohnungssuche

Eine Situation, die viele aus eigener Erfahrung kennen: Man möchte in Berlin in einen bestimmten Bezirk, in einen ganz bestimmten Kiez ziehen, in dem es nicht einfach ist, eine Wohnung zu den gewünschten Konditionen (Wohnungsgröße, Lage, Preis...) zu bekommen. Wie wird man üblicherweise bei der Suche vorgehen? Neben dem Studium der üblichen Zeitungsannoncen werden gute Freunde gefragt, ob sie nicht selbst oder von anderen etwas über den Wohnungsmarkt wissen. Darüber hinaus wird man aber auch weniger enge Freunde und ferne Bekannte um Informationen bitten. Am Ende der Suche steht dann manchmal die erhoffte Wohnung im gewünschten Kiez, oft über „Umwege“ erlangt.

Wie im vorhergehenden Beispiel wird auch hier auf Beziehungen und Netzwerke zurückgegriffen, um ein Informationspotential zu nutzen, das dem Einzelnen im Normalfall nicht zur Verfügung steht oder zumindest erst in zeitaufwändiger Recherche angeeignet werden müsste. Auch in diesem Beispiel ist das Sozialkapital umso größer und nützlicher, je mehr Personen das Netzwerk umfasst, je mehr Freunde und Bekannte der Betroffene und wiederum die Freunde und Bekannten haben.

Der Suchende verlässt sich in zweierlei Hinsicht auf bestimmte Normen. Einmal, indem er mit dem Wissen um die übliche Praxis Annoncen studiert (z.B. die Annoncen einer bestimmten Ausgabe einer bestimmten Zeitung, weil man weiß, dass es vor allem da die gewünschte Wohnungsgröße gibt), die in ihrer Art einen Markt darstellen, auf dem Anbieter und Nachfrager nach bestimmten (geschriebenen und ungeschriebenen) Regeln zusammentreffen. Zum anderen baut er auf ein gemeinsames Grundverständnis von Solidarität, also eine soziale Norm, die unter Freunden und Bekannten herrscht.

Klar kommt in diesem Beispiel der Unterschied von *weak- ties* und *strong- ties* zum Ausdruck. Während man in Freundschaften (*strong- ties*) viel (Zeit) investiert, ist bei Bekannten, mit denen man weniger Zeit verbringt, oder die man zwangsläufig z.B. auf der Arbeit trifft (*weak- ties*) der Aufwand wesentlich geringer. Aber sowohl die Informationen der Freunde als auch der Bekannten können im Fall der Wohnungssuche gleich nützlich sein. Mit anderen Worten: die *weak- ties* „rentieren“ sich demnach mehr als die *strong- ties*, da bei geringerer Investition ein höherer Nutzen zu erwarten ist. Es erweist sich also als günstig, viele *weak- ties* zu besitzen.

Lars Claussen

Conny Friedrich

Susanne Hau-Othman

Annette Kunz

Julia Schumacher

Thorsten Weist

## 3.4 Der Untersuchungsraum

Am 05.05.2002 führten wir im Rahmen des Projektseminars eine Exkursion in den Quartiersmanagementgebieten Soldinerstraße/ Wollankstraße und Sparrplatzkiez durch. Sowohl die historische Entwicklung des Weddings allgemein als auch die spezielle Entwicklung der zu untersuchenden Gebiete diente zum "Hineinschnuppern" in unser Arbeitsfeld.

### 3.4.1 Einleitung: Die Quartiersmanagement-Gebiete Soldiner/ Wollankstraße und Sparrplatz/ Sprengelstraße im Bezirk Wedding

Im Nordosten des Bezirkes Wedding befindet sich der Soldiner Kiez. Er wird im Westen von der Koloniestraße und dem östlichen Panke- Ufer sowie im Norden von der Gottschalkstraße und dem südlichen Rand des St.- Elisabeth- Kirchhofes begrenzt. Die Grenze im Osten bilden die Freienwalder Straße, verlängert durch den westlichen Rand des Kirchhofes, sowie im Süden die Osloer Straße.

Angrenzend an den Mittebezirk Tiergarten befindet sich im Süden des Bezirkes der Sparrplatz-/ Sprengelkiez. Dieser liegt am Nordufer des Berlin- Spandauer Schiffskanals, der zugleich die südwestliche Abgrenzung bildet. Weiterhin begrenzen den Kiez im Nordwesten die Luxemburger Straße, im Nordosten die Müllerstraße und im Südosten die Lynarstraße. Im Gegensatz zum Soldiner Kiez erscheint dieses Gebiet durch seine Anlage um den Sparrplatz und seine Angrenzung an den Kanal in sich geschlossener.

Im Folgenden soll ein Überblick über die Geschichte, die Wirtschafts- und Sozialstruktur, Sanierungsgebiete und Stadterneuerung sowie das Wirken des Quartiersmanagements in beiden Gebieten gegeben werden.

### 3.4.2 Die historische Entwicklung des Wedding

Das folgende Kapitel legt die Ursprünge des Bezirkes und Entwicklung zum hochverdichteten Arbeiterviertel bis heute dar.

#### 3.4.2.1 Der ländlich geprägte Wedding

Aufgrund lückenhafter Quellenangaben lässt sich die Entstehung des Weddings nur grob auf 1200 durch den Adeligen *Rudolf de Weddinge* datieren. Die erste gesicherte urkundliche Erwähnung des Dorfes *Weddingen* fand 1251 in einer markgräflichen Urkunde statt, "*in der dem Nonnenkloster zu Spandau eine Mühle an der Panke übereignet wird*" (KOHN, SCHNEIDER 1983: 5) Infolge einer Schenkung des Markgrafen Otto V. an die Bürger von Berlin wird der Wedding 1289 Berliner Grundbesitz.

Der Wedding entwickelte sich an zwei unterschiedlichen Standorten.

Der 1601 entstandene Gutshof zwischen der heutigen Weddingstraße und dem Nettelbeckplatz liegt vermutlich an der Stelle des um 1200 gegründeten Dorfes und ist somit die älteste Keimzelle des Weddings.

Bezeichnend für die Entwicklung ist das geringe Interesse der lokalen Herrscherfamilien am Standort. Schlechten Bodenqualität und die daraus bedingte

Unwirtschaftlichkeit des Gutes führten zur Vernachlässigung beziehungsweise Einstellung der Bewirtschaftung.

Der zweite Siedlungskern des Weddings entwickelte sich am heutigen Gesundbrunnen. Mit der Entstehung des (Friedrichs-)Gesundbrunnens 1760 durch den Hofapotheker Friedrichs II., H. W. Behm fand eine Aufwertung des Weddings statt, da diese Bade- Heil- und Trinkanstalt einzigartig in Berlin war. Neben dem Badebetrieb entwickelte sich die Gegend zu einem bekannten Amüserviertel.

Die 1861 erfolgte Vereinigung des Weddings und des Gesundbrunnens mit dem Stadtbezirk Berlin brachte wenig Veränderungen mit sich. Die Umwandlung des bis ins 19. Jahrhundert landwirtschaftlich geprägten Weddings erfolgte im Zuge der Industrialisierung Berlins Mitte des 19. Jahrhunderts.

#### *3.4.2.2 Der Wedding zur Zeit der Industrialisierung*

Der Wedding bot sich aufgrund der weiträumigen Freiflächen als idealer Standort für Fabriken an. Firmengründungen, wie von dem Pharmazie- und Fotografiekonzern Schering in der Müllerstraße durch den Apotheker Ernst Schering im Jahr 1864, bildeten die Grundlage für den industriellen Aufschwung im Wedding. Neben der 1852 in der Chausseestraße gegründeten Eisengießerei Schwarzkopf stellte die durch den Unternehmer Emil Rathenau 1883 gegründete "Deutsche Edison- Gesellschaft für angewandte Electricität" eine der bedeutendsten Industrien ganz Berlins dar. Im Jahr 1887 erfolgte die Umbenennung in AEG ("Allgemeine Electricitäts- Gesellschaft"). Die Gegend um die Ackerstraße stellte die Keimzelle der AEG dar, und im Laufe der Jahre erfolgte eine Ausweitung auf das Gebiet zwischen Humboldthain, Brunnen-, Volta-, und Hussitenstraße.

Im Zuge der industriellen Entwicklung erfolgten tiefgreifende soziale Veränderungen im Wedding, die sich wie folgt charakterisieren lassen.

Zur Zeit der beginnenden Industrialisierung fand ein Bevölkerungsanstieg von 14.000 im Jahr 1800 auf 350.000 im Jahr 1918 statt. Im Zuge dessen erfolgte die Verdrängung der bis dahin typischen ein- bis zweistöckigen Bebauung durch den heute in Berlin weit verbreiteten fünf- bis sechsgeschossigen Kasernenbau. Die neu entstandenen Wohnquartiere lagen in direkter Umgebung der Arbeitsstätten und zeichneten sich durch extrem schlechte Wohnbedingungen aus. Bezeichnend für den Bezirk war von nun an eine sehr hohe Wohndichte mit wenig Grünflächen. Ein typisches Beispiel hierfür ist der Soldiner Kiez. Bis 1850 siedelten in dem Gebiet Kolonisten, die in ihrer Rolle als Gärtner außerhalb der Stadtmauern liegendes Land bestellten und somit die Versorgung der Stadtbevölkerung mit Lebensmitteln gewährleisteten. Ein weiteres, bis heute spürbares Resultat der Industrialisierung lässt sich in der hohen Bevölkerungsdichte im Wedding erkennen. Nach Kreuzberg stellte Wedding den am dichtesten besiedelten Bezirk der Stadt dar.

Die Entwicklung des Wohnquartiers Sparrplatz zeigt die Problematik innerstädtischer Entwicklung seit der Jahrhundertwende auf. Mit einer Gesamtfläche von 11.831 qm stellt er den Mittelpunkt in einem hochverdichteten, mit Grünflächen unterversorgten Quartier dar. Die ursprüngliche Planung durch Hobrecht in Form eines englischen Squares wurde aufgrund der schnell voranschreitenden innerstädtischen Bebauung auf einen Platz in Form einer verbreiterten Straße reduziert. Die 1909 erstellte Anlage, bereits 1892 nach dem brandenburgischen Feldmarschall Sparr benannt, zeichnet sich bis heute durch Verwahrlosung und Zerstörung infolge von Übernutzung aus.

Die unmenschlichen Lebensbedingungen der Industrialisierungsphase bildeten den Nährboden für die Entwicklung zum "roten Wedding". Die Sprachrohre des Bezirkes stellten ab 1890 die SPD und nach dem I. Weltkrieg die KPD dar.

Im Zuge der 1920 durchgeführten Gründung der Einheitsgemeinde Groß-Berlin erfolgte die Zusammenlegung der Stadtteile Wedding, Gesundbrunnen, nördl. Teil des Voigtlandes und dem östlichen Teil des Gutsbezirkes Plötzensee zum Verwaltungsbezirk Wedding.

### 3.4.2.3 Der Wedding nach 1945

In Folge des II. Weltkrieges waren ein Drittel aller Wohnungen zerstört beziehungsweise schwer beschädigt. Der Wiederaufbau des Bezirkes erfolgte in Form des Abrisses alter Wohnquartiere und Anlage großer Neubauquartiere. Auch wenn eine Auflockerung der Bebauung und Schaffung von Grünflächen erfolgte, wurde oftmals nicht auf die Bedürfnisse der Bewohner eingegangen. Ein stetiger und starker Bevölkerungsrückgang von 242.000 im Jahr 1952 auf 154.000 Einwohner im Jahr 1982 ist kennzeichnend für die Entwicklung. Dieses kann mit der durch den Mauerbau 1961 entstandenen Randlage in Berlin erklärt werden.

Der Anwohner Herr Wolfermann, der bereits seit über 20 Jahren in der Sparrstraße wohnt, vermittelte uns einen Einblick in sowohl aktuelle Geschehnisse als auch in die jüngste Vergangenheit. Bei einem Rundgang durch seinen Hausgarten berichtete von seiner Tätigkeit als Mitbegründer der Betroffenenvertretung in den 1980er Jahren. Durch ihr Engagement schafften es die Anwohner, sowohl die Häuser Sparrstraße 22 und 21 in Eigeninitiative zu sanieren, als auch den flächendeckenden Abriss von Altbauquartieren am Sparrplatz zu verhindern. (siehe auch: Stadterneuerung)

Der durch den Mauerbau bedingte Wegfall von Arbeitsplätzen (1980 schließt die AEG ihren letzten Standort in der Ackerstrasse), die Beendigung von alten Verkehrsverbindungen und sozialen Beziehungen steht für die Entwicklung des Bezirkes bis 1990. Allerdings haben neue Ansiedlungen in alten Industriekomplexen (TU in der Ackerstraße AEG, Zahnklinik der FU auf dem Virchow Areal, Ansiedlung der TFH) den Stellenwert des Weddings punktuell erhöht.

Im Zuge der Verwaltungsreform 2000 wurden die Bezirke Mitte, Tiergarten und Wedding zum Verwaltungsbezirk Mitte zusammengelegt.

### 3.4.3 Besonderheiten der lokalen Ökonomie

Die Bedeutung der lokalen Ökonomie für die Entstehung eines Stadtteils beruht auf der Schaffung von neuen Arbeitsplätzen, der Qualifizierung der existierenden Beschäftigungsverhältnisse und der Initiierung von Multiplikatoreffekten, wie z.B. die Ansiedlung von Institutionen, die in einem engen Verflechtungsverhältnis zum lokalen Gewerbe stehen.

In kleinräumigen Stadtteilen weisen die Betriebe allerdings häufig Strukturen auf, die das Entstehen von ökonomischen Wachstumseffekten eher verhindern. Um diese Effekte zu erreichen, müssen die Betriebe längerfristig im Kiez verankert sein und die Betriebsgrößenstruktur sollte auch einige größere Unternehmen aufweisen, die nicht nur Kunden im Stadtteil versorgen, sondern auch Abnehmerpotentiale außerhalb des Kiezes mobilisieren können (vgl. ÖZTÜRK 2002).

Im alten Bezirk Wedding beträgt der Anteil der Betriebe mit bis zu 49 Beschäftigten 87% (75 von 86 Betrieben insgesamt) und liegt damit über dem

Gesamtberliner Durchschnitt von etwa 81% (STATISTISCHES JAHRBUCH BERLIN 2001: 349). Diese Struktur der Klein- und Kleinstbetriebe spiegelt sich auch in den beiden hier untersuchten Kiezen wider: So beträgt im Quartier Sparrplatz der Anteil der Ein- Personen- Betriebe ca. 25%, der Betriebe mit zwei bis vier Mitarbeitern etwa 50% (BBJ SERVICE gGmbH 2000: 9). Darüber hinaus besteht in beiden Gebieten eine monofunktionelle Branchenstruktur, die sich insbesondere durch einen hohen Anteil von Einzelhandelsgeschäften und Gastgewerbeeinrichtungen auszeichnet (vgl. Karte im Anhang). Im Quartier Sparrplatz entfallen auf den Groß- und Einzelhandel 33% und auf Gaststätten 25% (vgl. BBJ SERVICE gGmbH 2000: 12). Betriebe des Produzierenden Gewerbes sind dagegen deutlich unterrepräsentiert und verteilen sich auf Branchen, die keine Wachstumsentwicklungen erwarten können, wie z.B. das Baugewerbe. Im Quartier Sparrplatz beträgt der Anteil des Baugewerbes am Produzierenden Gewerbe über 57%, im Quartier Soldinerstr./ Wollankstr. immerhin noch 39% (vgl. BBJ SERVICE gGmbH 2000: 12 sowie Angaben des Quartiersmanagements Soldinerstr./ Wollankstr.).

Die Betriebsgrößen- und Branchenstruktur schafft nur äußerst geringe Multiplikatoreffekte. Innovationen sind auf diese Weise kaum zu erwarten. Auf den Zusammenhang zwischen Betriebsgröße und Innovationsbereitschaft und -fähigkeit von Berliner Unternehmen wurde bereits in einer Studie der IHK hingewiesen. Demnach bedeutet das Fehlen eines ausgeprägten Mittelstandes erhebliche Wettbewerbsnachteile, da sich die kleinen Betriebe hauptsächlich aus Kostengründen eine Weiterentwicklung ihrer Produkte und Prozessabläufe nicht leisten können (vgl. EICKELPASCH, A./I. PFEIFFER 1997). Für viele Betriebe stellt das Facharbeiterangebot keinen Standortfaktor dar, da v.a. im Gastronomiegewerbe Ungelernte eingesetzt werden können. Im Quartier Sparrplatz beträgt der Anteil von Ungelernten an den Beschäftigten 32% (vgl. BBJ SERVICE gGmbH 2000: 23). Somit wird auch kaum in Ausbildungskapazitäten investiert, da neben hohen Kosten auch nur unzureichende Ausbildungsmöglichkeiten bestehen.

Die Branchenstruktur hat zudem Auswirkungen auf die Größe des Absatzgebietes: Während Zulieferbetriebe überwiegend aus dem gesamten Stadtgebiet kommen, rekrutieren sich die Kundenpotentiale hauptsächlich aus dem eigenen Stadtbezirk (vgl. BBJ SERVICE gGmbH 2000: 22). Damit werden einerseits die Nutzung endogener wirtschaftlicher Potentiale und andererseits Betriebserweiterungen erschwert.

Ein weiteres Problem stellt die hohe Fluktuation der Unternehmen dar, die sich neben dem jungen Betriebsalter auch in einem deutlichen Anteil leerstehender Gewerbeflächen äußert. Im Quartier Sparrplatz erfolgte die Betriebsgründung bei zwei Drittel der Unternehmen erst in den letzten 10 Jahren (vgl. BBJ SERVICE gGmbH 2000: 15). Die Leerstände sind räumlich ungleichmäßig verteilt, aber in beiden Quartieren deutlich ausgeprägt (vgl. Karte im Anhang). Aufgrund der Dominanz der Wohn- gegenüber der Gewerbefunktion im Quartier Sparrplatz erscheinen die Leerstände in diesem Gebiet wesentlich höher, da sie sich hier insbesondere auf die zentrale Lage um die Sprengelstraße konzentrieren.

Insgesamt kann die Qualität der lokalen Ökonomie in beiden Gebieten als (noch) zufriedenstellend bezeichnet werden. Allerdings deuten Entwicklungstendenzen eher auf eine Verschlechterung hin, da die strukturellen Probleme bislang nicht durch die Arbeit des Quartiersmanagements behoben werden konnten. Zusätzlich geraten insbesondere die kleinen Unternehmen aufgrund des hohen Wettbewerbsdruckes außerhalb der Quartiere in Gefahr, ihren Standort im Stadtteil aufgeben zu müssen. Für das Gebiet Soldinerstraße/ Wollankstraße stellt das Rathauscenter Pankow ein Konkurrenzpotential dar, das insbesondere die

Existenzfähigkeit der Geschäfte um den S- Bahnhof Wollankstraße gefährdet. Im Gebiet Sparrplatz zieht nicht nur das Gesundbrunnencenter ein erhebliches Kaufkraftpotential aus dem Stadtteil ab. Gleichzeitig bedeutet die Aufwertung der Müllerstraße, dass das Gebiet noch weiter peripherisiert wird, sowohl im räumlichen als auch im ökonomischen Kontext.

### 3.4.4 Sozialstrukturelle Spezifika

#### 3.4.4.1 Einleitung

Bei näherer Betrachtung der beiden Quartiersmanagementgebiete stößt man auf das Problem, dass es sehr wenige Daten mit direkten Bezug zu diesen Gebieten gibt. Vor allem für das erweiterte QM- Gebiet Soldiner-/ Wollankstraße fehlen derzeit neuere Daten. Um trotzdem eine Vorstellung von der Sozialstruktur zu bekommen, wird im Folgenden auch auf Bezirksdaten zurückgegriffen und diese teilweise in einen Berliner Zusammenhang gestellt.

Auf einer der Webseiten des Bundesprogramms „Sozialen Stadt“ werden die Quartiersmanagementgebiete folgendermaßen beschrieben: „*Es handelt sich in der Regel um hochverdichtete, einwohnerstarke Stadtteile, die im Hinblick auf ihre Sozialstruktur, den baulichen Zustand, das Angebot an Arbeitsplätzen, das Ausbildungsniveau, die Ausstattung mit sozialer und stadtteilkultureller Infrastruktur sowie die Qualität der Wohnungen, des Wohnumfeldes und der Umwelt erhebliche Defizite aufweisen.*“<sup>6</sup> Wie sieht es in den beiden Quartiersmanagementgebieten Sparrplatz und Soldiner-/ Wollankstraße aus?

#### 3.4.4.2 Soziodemographische Parameter

##### **Zuzug und Wegzug**

Wie Berlin insgesamt verliert auch der Wedding Einwohner, wobei der Saldo bei den Zu- und Fortzügen über die Stadtgrenzen hinaus für den ehemaligen Bezirk positiv ist. Innerhalb Berlins aber verliert der Wedding Einwohner an die anderen Bezirke (vgl. Statistisches Landesamt Berlin 2001).

Der Anteil des Bezirks mit 4,7% an der Gesamtbevölkerung von Berlin ist relativ stabil (vgl. Statistisches Landesamt Berlin 2001).

##### **Einwohnerzahlen, Geschlechterverteilung und Ausländeranteil**

Nach Angaben des Statistischen Landesamtes Berlin hatten am 30.06.2001 14.395 Einwohner ihre Hauptwohnung im Quartiersmanagementgebiet Sparrplatz. Dieses Gebiet hat eine Größe von 55 ha<sup>7</sup>, d.h. ca. 261,7 EW /ha. 8.771 Einwohner waren Deutsche und 5.624 waren ausländischer Herkunft (39,1%). Es lebten mehr Männer als Frauen im Gebiet, wobei der Männeranteil im Verhältnis gesehen bei den Ausländern höher lag (1:1,183). Der Anteil der Türken im Gebiet betrug 14,5%, der Anteil der Asiaten (darunter fallen so unterschiedliche Länder wie Libanon und Vietnam) umfasste 9,1%, der Anteil der Einwohner aus dem ehemaligen Jugoslawien und seinen Nachfolgestaaten betrug 3,9%, aus der EU

<sup>6</sup> vgl. <http://www.sozialestadt.de/gebiete/>; Deutsches Institut für Urbanistik 2002

<sup>7</sup> vgl. <http://www.stadtentwicklung.berlin.de/wohnen/quartiersmanagement/de/sparrplatz/index.shtml>

kamen 3,6% und aus Afrika 2,0% der nicht- deutschstämmigen Einwohner (vgl. Statistisches Landesamt Berlin 2001).

Durch den Senatsbeschluss Nr.371/01 vom 9.10.2001 wurde das ehemalige QM-Gebiet Soldiner-/ Wollankstraße erst kürzlich um zwei große Bereiche erweitert, sodass die Datenlage sich sehr spärlich gestaltet. Westwärts reicht das Gebiet jetzt bis an die Drontheimer Straße und ostwärts an die Grünthaler Straße heran, ebenfalls sind ein paar Häuser im Norden dazu gekommen. Im Gebiet wohnen nun nach Angaben des Statistischen Landesamtes 16.180 gegenüber vormals 12.881 Einwohner, 6.380 also 39,4% (vormals 37,3%) der Einwohner sind ausländischer Herkunft (vgl. Statistisches Landesamt Berlin 2001). Im alten und kleineren Gebiet war der Anteil der deutschen Männer geringer als jener der Frauen, während es bei den ausländischen Mitbürgern einen höheren Anteil Männer gab (1:1,170). Der Anteil der türkischen Einwohner mit 20,7% an der Gesamteinwohnerzahl war wesentlich höher als im QM- Gebiet Sparrplatz. Der Anteil der Bevölkerung aus dem ehemaligen Jugoslawien und seiner Nachfolgestaaten betrug 4,4 %, die Asiaten waren mit nur 3,1 % vertreten, die EU-Bürger mit 2,6 % und aus Afrika kamen 1,1 % der Einwohner ausländischer Herkunft (vgl. Statistisches Landesamt Berlin 2001). Im Wedding beträgt die Bevölkerungsdichte 103,1 EW/ha. Die Quartiersmanagementgebiete Sparrplatz und Soldiner-/ Wollankstraße sind also sehr hoch verdichtete Gebiete dieses Bezirks. Im Wedding leben im Durchschnitt 31,6% ausländische Mitbürger, wovon der männliche Anteil höher ist. Bei den deutschen Einwohnern überwiegt der Frauenanteil. Hauptsächlich kommen die ausländischen Mitbürger aus der Türkei (15,4%), aus dem ehemaligen Jugoslawien und seine Nachfolgestaaten (4,1%), aus der EU (2,6%) und Afrika (1,1%). In der Stadt Berlin beträgt der Ausländeranteil 13,1%. Der Anteil der Türken an der Gesamtbevölkerung macht hier 3,8% aus, Asiaten sind mit 1,8%, die EU mit 2,0% und Jugoslawien mit seinen Nachfolgestaaten mit 1,8 % vertreten. Polen und die Nachfolgestaaten der Sowjetunion stellen ebenfalls einen größeren Anteil der Bevölkerung.

### **Altersstruktur**

Die Altersstruktur im Quartiersmanagementgebiet Sparrplatz hat, wie aus der Tabelle 2 zu ersehen ist, ihren Schwerpunkt bei den jüngeren Generationen. Der Sprengelkiez weist einen besonders hohen Anteil der 18- bis unter 35-Jährigen auf, wobei der hohe Prozentsatz der hier lebenden nichtdeutschen Bevölkerung besonders auffällt. Die ausländische Bevölkerung dominiert auch in der Gruppe der unter 18-Jährigen. Wenige ältere Menschen wohnen im Kiez. Im Quartiersmanagementgebiet Soldiner-/ Wollankstraße erhöht sich der Anteil der unter 18- jährigen Bevölkerung zuungunsten der 18 bis unter 65- jährigen. Nur ein geringer Anteil alter Menschen lebt im Kiez.

### **Schul- und Berufsbildung**

Im Allgemeinen ist festzustellen, dass die Versorgung des Weddings mit Haupt- und Sonderschulen höher liegt als die Versorgung mit Gymnasien. Dementsprechend sind Hauptschüler überproportional hoch vertreten (ca.55%). Realschulabsolventen und Menschen mit Fachhochschulreife/ Abitur halten einen gleich starken Anteil mit jeweils ca. 22% (vgl. Bezirksamt Mitte 2001: 23f.). Im Bereich der Berufsausbildung weist der Wedding mit 7,9% einen sehr geringen Anteil an Hochschulabsolventen auf, eine breite Schicht von 50% verfügt über einen berufsbildenden Abschluss und 40% besitzen keine abgeschlossene berufliche Ausbildung (vgl. Bezirksamt Mitte 2001: 25f.). Im Rahmen unserer Untersuchung ist weiterhin von Bedeutung, dass der Wedding von der Grundschule

an bis in die verschiedenen Schulzweige den dritthöchsten Ausländeranteil von ganz Berlin besitzt (vgl. Statistisches Landesamt Berlin 2001: 152 ff.; siehe dazu Kapitel: Untersuchungsergebnisse). Im QM- Gebiet Sparrplatz befinden sich drei Grundschulen, im QM- Gebiet Soldiner-/ Wollankstraße drei Schulen und ein Oberstufenzentrum.<sup>8</sup>

### Haushaltsgröße und Haushaltseinkommen

Die durchschnittliche Haushaltsgröße im Wedding liegt bei 1,8 Personen pro Haushalt (Berlin 1,9), wobei die Anzahl an 1- Personen Haushalten (51,6%) und 4- Personen Haushalten (10,8%) über dem Berliner Durchschnitt liegt (vgl. Statistisches Landesamt Berlin 2001: 69f.). Die Tabelle 2 zeigt, dass die 86.200 Weddinger Haushalte bei den Einkommen unter 3000 DM überrepräsentiert sind, während sie bei den Einkommen darüber unterrepräsentiert sind. Bei den Einkommen über 5000 DM nehmen sie unter den ehemaligen Berliner Bezirken den kleinsten Prozentsatz ein (vgl. Statistisches Landesamt Berlin 2001: 71f.). Das durchschnittliche Haushaltseinkommen betrug im Wedding im Jahr 2000 2400 DM, damit lag es 500 DM unter dem Berliner Durchschnittseinkommen. Ein Zehlendorfer Haushalt verfügt zum gleichen Zeitpunkt durchschnittlich über 4300 DM (vgl. Bezirksamt Mitte von Berlin 2001: 17f.).

### Arbeitslosigkeit und Sozialhilfe

Auf den Webseiten von Berlin wird für das Quartiersmanagementgebiet Sparrplatz eine Arbeitslosenquote von 29% angegeben<sup>9</sup>; Sozialhilfe empfangen ca. 15,3% der ansässigen Bevölkerung (Stand ist hierbei der 31.12.98), absolut waren das 2250 Empfänger.<sup>10</sup> Für das QM- Gebiet Soldiner-/ Wollankstraße- Grundlage ist hier das kleinere Gebiet- wird eine sehr niedrige Arbeitslosenquote von 10,9% angegeben. Die Quote der ausländischen Bevölkerung liegt bei 11,3%, höher ist die Arbeitslosenquote unter jungen Erwachsenen, sie beträgt 16,1%. Es gibt 18,9% Sozialhilfeempfänger.<sup>11</sup> Für den Wedding ist eine steigende Arbeitslosigkeit von 19,4% im September 1996 auf 24,5% im September 2001 zu beobachten. Sie liegt damit kontinuierlich über dem Berliner Durchschnitt (17,9%) (vgl. Bezirksamt Mitte von Berlin 2001: 15f.). Für den Stichtag 31.12.1998 wurden im Wedding 159 Sozialhilfeempfänger pro 1000 Einwohner registriert. Der Wedding weist zusammen mit Kreuzberg die höchste Quote auf (vgl. PATTLOCH- GEIBLER 2000: 3f.). Nach Ausführungen des Instituts für Angewandte Demographie lebten 17% der Weddinger Haushalte somit von Sozialhilfe, sie hatten im Durchschnitt eine Haushaltsgröße von 2,3 Personen. Alleinlebende machten fast die Hälfte (46,8%) aus. In 40% der Haushalte wohnten Minderjährige. Von den volljährigen Hilfeempfängern hatten 18% keinen Schulabschluss und 61% keinen Berufsabschluss (vgl. PATTLOCH- GEIBLER 2000: 47f.). Die von uns fokussierten Gebiete haben jedoch nicht die höchste Sozialhilfequote im Bezirk (vgl. PATTLOCH-GEIBLER 2000: 29f.). Für das Jahr 2000 wurden im Bericht zur „Gesundheitlichen und sozialen Lage der Schulanfänger in Berlin- Mitte“ ein Spitzenwert der laufenden Hilfe zum Lebensunterhalt in Mitte mit 26,3% bei unter 18 Jährigen festgestellt (Berlin 17,9%), wobei der Wedding, einer der drei Bezirke, mit sehr hohen Werten führte. 40% der unter Dreijährigen, ca. 34% der 3- 7-

<sup>8</sup> vgl. <http://www.stadtentwicklung.berlin.de/wohnen/quartiersmanagement/de>

<sup>9</sup> Angabe ist nicht quartiersspezifisch

<sup>10</sup> vgl. <http://www.stadtentwicklung.berlin.de/wohnen/quartiersmanagement/de/sparrplatz/index.shtml>

<sup>11</sup> vgl. <http://www.stadtentwicklung.berlin.de/wohnen/quartiersmanagement/de/soldiner/index.shtml>

jährigen lebten hier von Sozialhilfe, mit steigendem Alter geht die Sozialhilfequote immer mehr zurück (Bezirksamt Mitte 2001: 19ff.). Man hatte in diesem Bericht versucht, mit mehreren Parametern die soziale Lage der Wedding Familien mit Schulanfängern zu ermitteln. Man fand heraus, dass 59% einer unteren sozialen Schicht, 28% einer mittleren und 13% einer oberen sozialen Schicht angehören (vgl. Bezirksamt Mitte 2001: 28). Der aktuellste Wert des Statistischen Landesamtes Berlins stellt für den Stichtag 31.12.2000 im Wedding eine Sozialhilfequote von 9,9% fest, die zweithöchste in Berlin. Hierbei erhalten 48,2% der Männer und 51,9% der Frauen Sozialhilfe, 57,6% sind deutscher und 42,4% ausländischer Herkunft.

### Infrastrukturausstattung

Die Ausstattung des Bezirks Wedding mit acht öffentlichen Bibliotheken entspricht einem mittleren Rang unter den alten Berliner Bezirken. Hinsichtlich öffentlicher Frei- und Hallenbädern ist der Wedding besser ausgestattet als andere Bezirke. Die Versorgung mit Kleinspielfeldern ist eher schlecht, während es recht viele Großspielfelder gibt. Bei den Kinderspielplätzen läuft der Wedding dem Berliner Niveau hinterher, seine Ausstattung mit 3,1 m<sup>2</sup> pro Kind ist gering (vgl. Statistisches Landesamt Berlin 2001: 207ff.). Zwischen den beiden QM- Gebieten gibt es erhebliche Unterschiede, auf einer Karte von 1997 sind im QM- Gebiet Sparrplatz vier Spielplätze zu finden, während es im QM- Gebiet Soldiner-/ Wollankstraße nur einer ist (vgl. Bezirksamt Wedding 1997). Jedoch ist das Quartiermanagement dabei, diese Situation zu ändern.

#### 3.4.4.3 Zusammenfassung

Die Ausführungen haben gezeigt, dass es sich bei den zwei Gebieten um Quartiere mit hoher Einwohnerdichte, hoher Arbeitslosigkeit, geringem Einkommen, geringerem Bildungsgrad handelt. Die Altersstruktur hat ihren Schwerpunkt bei den jüngeren Generationen und der Anteil der ausländischen Bevölkerung im Gebiet ist überdurchschnittlich hoch. Es gibt auch einige Unterschiede zwischen den beiden QM- Gebieten, die jedoch erst mit einer besseren Datenlage eindeutig zu identifizieren sein werden.

**Tabelle 2: Sozialstruktur- Die wichtigsten verwendeten Daten auf einen Blick**

	QM-Gebiet Sparrplatz	QM-Gebiet Soldiner- /Wollank-straße	Ehemaliger Bezirk Wedding	Berlin
<b>1. ZUZUG UND WEGZUG</b>				
Anteil an der Berliner Gesamtbevölkerung %			4,7%	
<b>2. EINWOHNER, ...</b>				
Einwohnerzahl (absolut)	14.395	16.180 <sup>12</sup>		
Einwohnerdichte(EW/ha)	261,7	-	103,1	
Anteil der Ausländer an der Bevölkerung (%)	39,1	39,4 <sup>7</sup>	31,6	13,1
Anteil der Türken an der Bevölkerung (%)	14,5	20,7 <sup>8</sup>	15,4	3,8
Anteil der Asiaten an der Bevölkerung (%)	9,1	3,1 <sup>8</sup>	Sehr niedrig	1,8
	<b>QM-Gebiet</b>	<b>QM-Gebiet</b>	<b>Ehemaliger</b>	<b>Berlin</b>

<sup>12</sup> nach der Erweiterung des Gebiets durch Senatsbeschluss Nr. 371/01

<sup>8</sup> Angabe vor der Erweiterung des Gebietes durch Senatsbeschluss Nr. 371/01

	Sparrplatz				Soldiner- /Wollank-straße	Bezirk Wedding					
Anteil der Jugoslawen (einschließlich Nachfolgestaaten) an der Bev. (%)	3,9				4,4 <sup>8</sup>	4,1				2	
Anteil der EU-Bürger an der Bev. (%)	3,6				2,6 <sup>8</sup>	2,6				1,8	
Anteil der Afrikaner an der Bev. (%)	2				1,1 <sup>8</sup>	1,1				Sehr niedrig	
<b>3. ALTERSSTRUKTUR</b>											
<b>Angaben in %</b>											
Insgesamt/Deutsche/Ausländer < 18 Jahre	17,6	16,1	19,8	23,1	9	19,3	17,1	24	16,5	16,1	18,8
Insgesamt/Deutsche/Ausländer 18 < 35 Jahre	35,4	29,3	44,9	67,1		26,6	22,7	34,9	23,9	22,2	35,6
Insgesamt/Deutsche/Ausländer 35 < 65 Jahre	40,3	45,4	32,4			40,8	42,6	37,1	44,7	45,2	40,9
Insgesamt/Deutsche/Ausländer >65 Jahre	6,7	9,2	2,9	9,8		13,3	17,5	4,1	15	16,5	4,7
<b>4. BILDUNG</b>											
Anteil an Hauptschülern und Menschen ohne Schulabschluss (%)						Ca. 55					
Realschulabsolventen (%)						Ca. 22					
Fachhochschulreife/Abitur (%)						Ca. 22					
<b>5. HAUSHALTSGRÖSSE UND HAUSHALTSEINKOMMEN</b>											
Haushaltsgröße (Pers./Haushalt)						1,8				1,9	
1-Personenhaushalte (%)						51,6					
4-Personenhaushalte (%)						10,8					
Einkommensverteilung (%):											
Unter 1000 DM						6,0				3,9	
1000 < 1800 DM						23,1				17,8	
1800 < 2500 DM						24,6				19,5	
2500 < 3000 DM						12,9				11,1	
3000 < 4000 DM						16,5				17	
4000 < 5000 DM						10,4				12,1	
5000 und mehr DM						6,5				18,6	
<b>6. ARBEITSLOSIGKEIT UND SOZIALHILFE</b>											
Arbeitslosenquote (%)	29 <sup>10</sup>				10,9 <sup>2</sup>	24,5 <sup>12</sup>				17,9 <sup>14</sup>	
Sozialhilfeempfänger (%)	15,3 <sup>11</sup>				18,9 <sup>11</sup>	9,9 <sup>13</sup>					
Anteil Deutscher Sozialhilfeempfänger (%)						57,6 <sup>13</sup>					
Anteil Ausländischer Sozialhilfeempfänger (%)						42,4 <sup>13</sup>					
Haushalte, die von Sozialhilfe leben (%)						17 <sup>11</sup>					

<sup>9</sup> nähere Daten fehlen aufgrund der Gebietserweiterung

<sup>10</sup> Angabe ist nicht quartiersspezifisch, sondern räumlich weiter gefasst; Stand: 31.12.1998

<sup>11</sup> Stand: 31.12.1998

<sup>12</sup> Stand: September 2001

<sup>13</sup> Stand: 31.12.2000

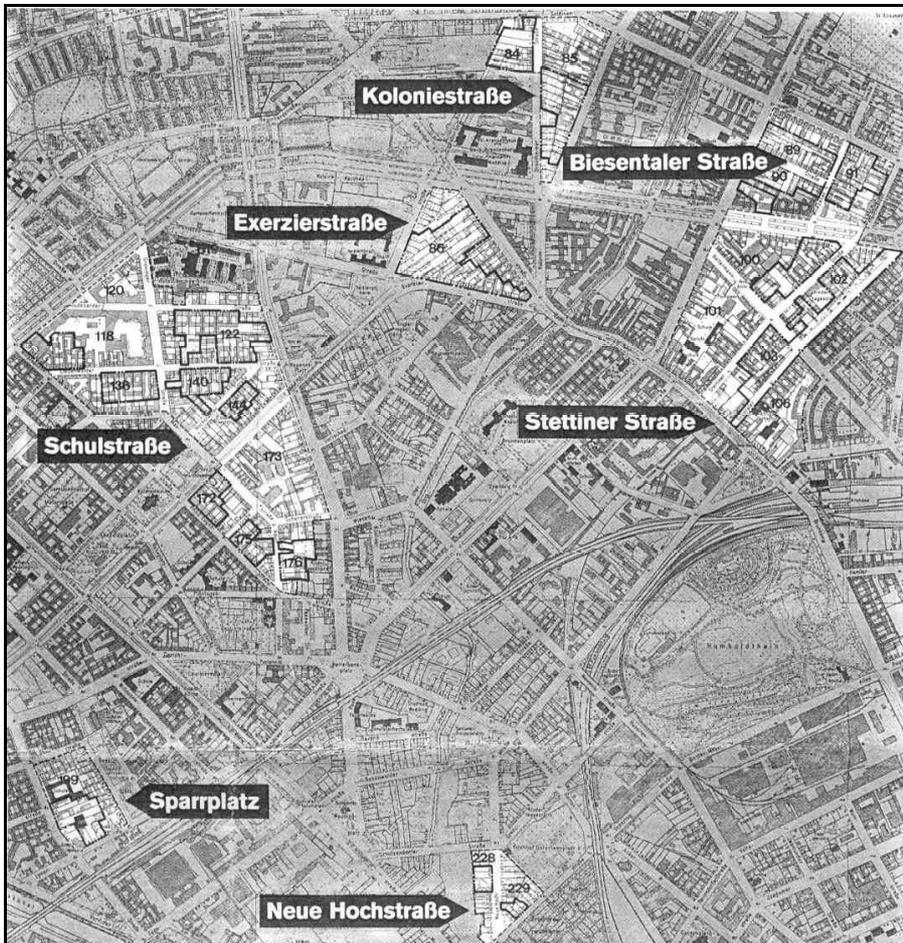
<sup>14</sup> Stand: 2001

### 3.4.5 Früher und heute: Stadterneuerungspolitik in den Weddingen Quartieren

Im Rahmen der Umbruchphase, die weg von der „Flächensanierung“ (vor allem) der 60er und Anfang der 70er Jahre hin zur „behutsamen Stadterneuerung“ der 80er Jahre führte, begann man im damaligen Westberlin bereits Mitte der 70er Jahre, Altbaugebiete großflächig im Hinblick auf ihre Erhaltenswürdigkeit und auf ihre Erneuerungsbedürftigkeit zu untersuchen. Im Zuge dessen wurden 1985 im Wedding folgende sechs Sanierungsgebiete förmlich festgelegt: Biesentaler Straße, Exerzierstraße, Koloniestraße, Schulstraße, Sparrplatz und Stettiner Straße. Für die zu untersuchenden QM- Gebiete sind relevant: Biesentaler Straße, Koloniestraße, Sparrplatz und das erst 1998 festgelegte Sanierungsgebiet Soldiner Straße.

In diesen Gebieten wurden durch „vorgezogene Maßnahmen“ zum Teil bereits ab 1982 mit Hilfe öffentlicher Mittel Instandsetzungen, Sanierungen und zum Teil Abrisse durchgeführt.

Abbildung 13: Übersicht Sanierungsgebiete



Quelle: Stadterneuerung im Wedding

Für alle Gebiete wurden 1985 Grundsätze zur behutsamen Erneuerung gemeinsam festgelegt (aus: Senator für Bau- und Wohnungswesen (Hg.), 1986: Stadterneuerung Wedding):

- Vertrauen und Zuversicht aller Mieter, Gewerbetreibenden und Einzeleigentümer in die Entwicklung ihres Viertels sollen erhalten werden .

- Die Gebietsbindungen der Bewohner sollen bewahrt und gefördert werden.
- Der Verwahrlosung und Zerstörung bewohnter oder vorübergehend leerstehender Gebäudeteile soll entgegengewirkt werden.
- Die Wohnverhältnisse der Bevölkerung sind grundlegend zu verbessern. Dabei sollen alle Möglichkeiten einer behutsamen Erneuerung des Wohnbestandes ausgeschöpft werden.
- Die Mietpreisentwicklung soll für die Bewohner tragbar bleiben.
- Die Haushalte in den Stadterneuerungsgebieten sollen ihrer Größe entsprechende Wohnungen erhalten, die Ausstattung ist so weit wie möglich ihren Wünschen und Möglichkeiten anzupassen.
- Zusätzliche Frei- und Grünflächen sind entsprechend den sozialen Erfordernissen der betroffenen Bevölkerung zu schaffen.
- Der festgestellte Mangel an Gemeinbedarfseinrichtungen insbesondere für Kinder, Jugendliche, ältere Bürger und Ausländer soll so weit wie möglich ausgeglichen werden. Da hierfür nur wenig freie Flächen zur Verfügung stehen, andererseits preisgünstiger Wohnraum möglichst erhalten werden soll, müssen situationsgerechte Lösungen kompromissbereit entwickelt werden. Initiativen aus der Bevölkerung sollen ermuntert und unterstützt werden. Der Trennung unterschiedlicher sozialer Gruppen soll entgegengewirkt werden.
- Den vorhandenen Gewerbetreibenden muss weitgehende Sicherheit geboten werden, damit sie längerfristig im Viertel bleiben und Arbeitsplätze aus Gründen der Stadterneuerung nicht verloren gehen.
- Im Wohnquartier sollen Beratungs- und Betreuungsstellen eingerichtet werden (Sozialarbeit, Mieterberatung).
- Mieter, Pächter, Eigentümer und Arbeitnehmer sollen entsprechend ihrer Betroffenheit nach einem abgestuften Konzept von der konkreten Mitgestaltung und Mitentscheidung (Haus/Wohnung) bis zur Beteiligung durch eine Betroffenenvertretung am Erneuerungsprozess mitwirken.

Für alle Maßnahmen gilt, dass ein hohes Maß an Sozialverträglichkeit gewährleistet sein muss. Dabei wird in Kauf genommen, dass nicht alle Mängel beseitigt werden können. Auf eine durchgreifende Erneuerung, die sich am Standard von Neubausiedlungen orientiert, wird zu Gunsten einer schnelleren, kleinteiligeren und mit den Bewohnerinteressen verträglicheren Verbesserung oder Erneuerung verzichtet.

#### 3.4.5.1 Die Sanierungsgebiete

##### **Sanierungsgebiet Sparrplatz**

Das untersuchte Gebiet wird begrenzt durch die Sparrstraße, Lynarstraße, Tegeler Straße und Sprengelstraße. Das eigentliche Sanierungsgebiet war auf wenige Grundstücke in der Lynarstraße und in der Tegeler Straße begrenzt.

Wohnungen: In der Tegeler Straße wurden zwei Häuser modernisiert und instandgesetzt (Nr. 15 durch den Sanierungsträger GESOBAU, Nr.17 durch private Initiative).

Infrastruktur: In der Lynarstr.13 entstand ein Jugend- und Freizeithaus. Die Schule in der Tegeler Str.16 erhielt eine Erweiterungsfläche durch den Abriss alter Gewerbebauten und eine neue Turnhalle.

**Abbildung 14: Sparrplatz**

Quelle: Stadterneuerung Wedding (Stand der Broschüre: August 1986)

Das Sanierungsgebiet wurde im Juli 1998 aus dem Status entlassen.

Darüber hinaus wurden außerhalb des förmlich festgelegten Sanierungsgebietes, aber noch innerhalb des ursprünglichen Untersuchungsgebietes weitere Wohnhäuser instandgesetzt:

Der Sanierungsträger GESOBAU kaufte die Grundstücke Sprengelstr.45 u. 46 sowie Sparrstr. 19, 20 und 23-26. Hier wurden die Vorderhäuser komplett modernisiert und instandgesetzt, während die Quergebäude hauptsächlich instandgesetzt wurden (Ofenheizungen blieben, Mieter erhielten Zuschüsse für den Badausbau in Eigenleistung). Noch vorhandene 2.Quergebäude wurden abgerissen und die Flächen wurden den Mietern zur gärtnerischen Selbstgestaltung überlassen.

Das Grundstück Sparrstr.22 wurde vom Eigentümer saniert und instand gesetzt.

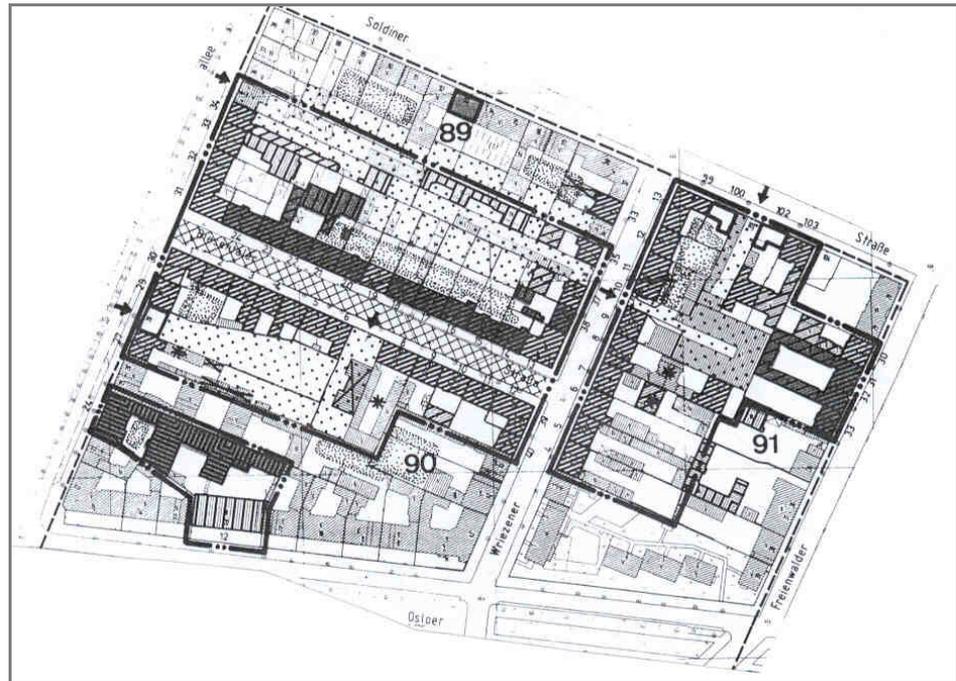
In der Sparrstr.21 entstand ein Selbsthilfehaus. Hier wurde durch Eigeninitiative der Mieter mit öffentlichen Mitteln saniert.

### **Sanierungsgebiet Biesentaler Straße**

Das Gebiet wird begrenzt von der Prinzenallee, Soldiner Straße, Freienwalder Straße und Osloer Straße.

**Wohnungen:** Modernisierung und Instandsetzung zahlreicher Wohnungen durch den Sanierungsträger DEGEWO vor allem in der Biesentaler, in der Wriezener und in der Soldiner Straße. Die Grundstücke wurden von der DEGEWO aufgekauft.

**Infrastruktur:** Neue Grünflächen wurden durch zusammenlegen von Höfen und durch den Abriss von Gewerbebauten südlich der Biesentaler und westlich der Wriezener Straße geschaffen. Die denkmalgeschützte Führmann-Villa in der Wriezener Straße 10/11 wird derzeit vom Verein Wildwasser modernisiert und instandgesetzt. Hier wird ein Mädchenhaus mit Beratungs- und Unterbringungsmöglichkeiten für Junge Frauen aus Gewaltsituationen entstehen.

**Abbildung 15: Biesentaler Straße**

Quelle: Stadterneuerung Wedding

In der Biesentaler Str. 21 u. 22 sowie in der Quergalerie der Wriezener Str.35 haben sich Künstler angesiedelt. In der Prinzenstraße 33 entstand im traditionellen Ballhaus „Glaskasten“ ein kultureller Veranstaltungsort.

### Sanierungsgebiet Soldiner Straße

**Abbildung 16: Soldiner Straße**

Quelle: stadt.plan.mitte

Das Gebiet zwischen Koloniestraße, Zechliner und Stockholmer Straße wurde erst 1998 als Sanierungsgebiet festgesetzt. Die städtebauliche Situation ist hier sehr

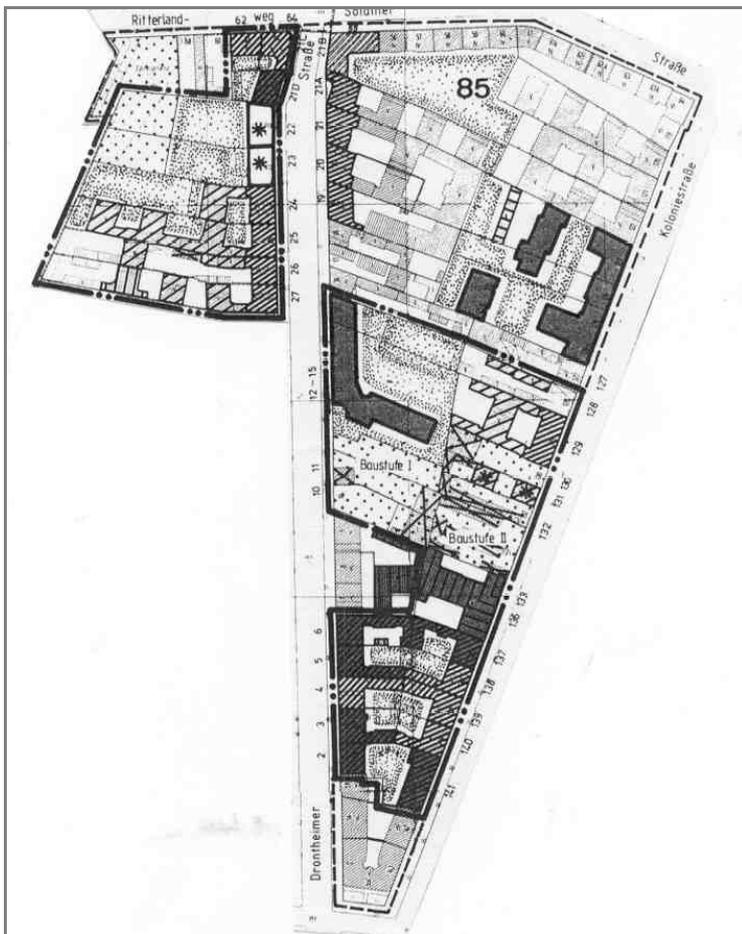
unbefriedigend, die zum Teil viel zu engen Hinterhöfe in der Soldiner Straße sind von schwarzen, stark verwitterten Brandmauern umgeben. Eine Entkernung zur Verbesserung der Wohnqualität wäre dringend notwendig, jedoch stellt die Senatsverwaltung derzeit kein Geld für geplante Teilabriss zur Verfügung.

Infrastruktur: Einziges verwirklichtes Projekt in dem Gebiet ist ein großzügig angelegter Spielplatz, der auf dem Grundstück einer ehemaligen Gärtnerei entstand.

### Sanierungsgebiet Koloniestraße

Das Gebiet liegt zwischen Drontheimer und Koloniestraße sowie zwischen Ritterland- und Drontheimer Straße.

Abbildung 17: Koloniestraße



Quelle: Stadterneuerung Wedding

Wohnungen: In der Drontheimer Straße 12-15 sind durch den Sanierungsträger DEGEWO Neubauten entstanden. In der Drontheimer Straße und in der Koloniestraße sind zahlreiche Häuser modernisiert und instand gesetzt worden. Dies geschah zum größten Teil durch die DEGEWO, in einzelnen Fällen aber auch durch private Initiativen.

Infrastruktur: Im südlichen Bereich hat die DEGEWO zwischen der Drontheimer Straße und der Koloniestraße einige Gewerbebauten saniert. Weiter nördlich entstand durch Abriß alter Gewerbebauten eine Grünfläche ansehnlicher Größe. Das Grundstück Koloniestraße 128 wurde von einem Moscheeverein gekauft.

Außerhalb des Sanierungsgebietes aber innerhalb des ursprünglichen Untersuchungsgebietes entstand in der Ritterlandstraße eine neue KiTa.

### **Fazit und Ausblick**

Viele in den 1980er Jahren formulierte Ziele konnten in der Vergangenheit umgesetzt werden. Neuere Projekte, wie das Sanierungsgebiet Soldiner Straße, sind kaum noch mit öffentlichen Mitteln zu verwirklichen. Dies liegt zum einen an der derzeit schlechten Finanzlage des Landes Berlin und am Wegfall der Berlinförderung, wie sie zu Zeiten des kalten Krieges auch der Stadterneuerung zu Gute kam. Zum anderen liegt dies an einer derzeitigen Konzentration der zur Verfügung stehenden Fördermittel auf die ehemaligen Ostberliner Bezirke. Die Aussichten für künftige Projekte auf öffentliche Förderung sind daher eher schlecht.

Bis 2004 sollen planmäßig alle Sanierungsgebiete aus ihrem Status entlassen werden. Danach wird es Förderungen nur noch im Zusammenhang mit Denkmalschutz und den damit verbundenen Auflagen geben.

#### *3.4.5.2 Das Quartiersmanagement*

Zunehmende Fluktuation und Fortzug von einkommensstarken Bevölkerungsgruppen, zunehmende Verwahrlosungserscheinungen im öffentlichen Raum, sich mehrende Konflikte zwischen Bewohnern im Quartier und der Niedergang von traditionellem Gewerbe und Einzelhandel- dies sind einige Charakteristika für Gebiete im Berliner Innenstadtbereich. Im Zusammenhang mit solchen Beobachtungen fällt immer häufiger der Begriff Quartiersmanagement (QM), ein erst seit Ende 1990 etablierter und bei erster Assoziation wenig aufschlussreicher Terminus. Er lässt ahnen, dass Manager in einem definierten Raum aktiv sind. Wie aber sind diese Räume definiert, was managen die eingesetzten Akteure, was sind ihre Ziele und Aufgaben? Das sind viele Fragen, auf die in diesem Teil des Berichts eingegangen wird: zunächst soll die Entstehung skizziert werden, die Kompetenzebenen herausgearbeitet, die Handlungsfelder abgesteckt und die Ziele formuliert werden. Eine Bewertung des Quartiersmanagements soll an dieser Stelle nicht stattfinden, da auf der einen Seite noch keine Erfolgskontrolle in Form einer Evaluierung o. ä. vorliegt und sich auf der anderen Seite viele Projekte erst über einen längeren Zeitraum etablieren müssen.

### **Entstehung und Grundgedanke des Quartiersmanagements**

Am 29. November 1996 hat die Ministerkonferenz der ARGEBAU in Potsdam beschlossen, die Bund- Länder- Initiative „Soziale Stadt“ ins Leben zu rufen (DEUTSCHES INSTITUT FÜR URBANISTIK 2000-2002). Hintergrund des Beschlusses waren tiefgreifende sozialräumliche Veränderungen hinsichtlich Ökonomie und Demographie, die sich beispielsweise in zunehmender Segregation manifestieren. Um einer sozialen Polarisierung durch eine nachhaltige Entwicklung entgegenzuwirken, erfolgte die Umsetzung des Bund- Länder- Programms im Raum Berlin in Form eines „Quartiersmanagements“. Vom Land Berlin- die Senatsverwaltung als ausführendes Organ - wurden bis zum Jahr 2001 15 Gebiete mit besonderem Entwicklungsbedarf identifiziert, in denen durch die Einrichtung integrierter Stadtteilverfahren auf der lokaler Ebene der oben genannten Problematik gegenzusteuern versucht wird. Für dieses Verfahren entschloss man sich aufgrund der Nähe zu lokalen Akteuren mit z. T. langjähriger Erfahrung in den Gebieten, und um diese lokalen Potenziale und Initiativen zu stärken und zu fördern. Darüber hinaus sollen spezifische Lösungsansätze auf

Gebietsebene erarbeitet werden und zu diesem Ziel- auch um einzelne Projekte und Maßnahmen schnell umsetzen zu können- ressortübergreifende Strukturen sowohl auf lokaler als auch auf höheren Ebenen etabliert werden. Mit anderen Worten: die zur Verfügung stehenden Instrumente und Maßnahmen sollen in einem definierten Raum gebündelt und so effizienter angewandt werden. Ein Beispiel hierfür wäre das E&C- Programm (Entwicklung und Chancen junger Menschen in sozialen Brennpunkten), in dessen Rahmen Gelder aus folgenden Bundesministerien auf lokaler Ebene Anwendung finden (BUNDESMINISTERIUM FÜR FAMILIEN, SENIOREN, FRAUEN UND JUGEND (Hrsg.) 2002):

- Bundesministerium für Verkehr, Bau- und Wohnungswesen (BMVWB)
- Bundesministerium für Frauen, Senioren, Familie und Jugend (BMFSFJ)
- Bundesanstalt für Arbeit

Dabei spielt auch die Bündelung monetärer Instrumente eine Rolle. Darüber hinaus soll das QM aber als direkter Ansprechpartner im QM- Gebiet anwesend sein und für die Bewohner Handlungsmöglichkeiten und -kompetenzen durch die Forcierung von Selbsthilfepotenzialen und des Selbstwertgefühls eröffnen. Soweit Ansätze dazu bereits vorhanden sind, sollen sie ausgebaut und vernetzt werden, um so eine integrierte Struktur der Quartiersentwicklung und deren Stabilisierung zu erreichen. Ein weiterer Aspekt ist hierbei die Verknüpfung von ökonomischen und sozialen Entwicklungen (EMPIRICA 2001: 20).

### **Koordination und Kompetenzebenen**

Durch den Entschluss, ein integriertes Stadtteilverfahren auf lokaler Ebene einzusetzen, hat man bewusst auf eine starke Eigenverantwortung der lokalen Akteure gesetzt. Darüber hinaus erfolgt die Steuerung auf Landesebene durch eine Kooperation der verschiedenen Senatsressorts. Im einzelnen sind dies: SenStadt, SenArbSozFrau, SenSchulJugSport sowie SenWiTech. Des Weiteren wurde eine Lenkungsgruppe der Staatssekretäre eingesetzt, der die Rolle des politischen Entscheidungsfinders zukommt, also den Endpunkt der „Koordinationkette“ darstellt. Die monatlich oder zwei-monatlich stattfindende „große Lenkungsgruppe“ kann als wesentlich für die vertikale Koordination angesehen werden. Sie dient der Informationsvermittlung und in zunehmenden Maße auch als Abstimmungsgremium. An ihr nimmt das QM- Team, die Trägerinstitutionen, die Fachabteilungen sowie die Hauptverwaltung teil.

Auf Bezirksebene erfolgt eine Abstimmung mit den Quartiersmanagern über eine sogenannte Lenkungsgruppe, die „in der Regel beim Bezirksbürgermeister angesiedelt“ (EMPIRICA 2001: 13) ist und an der die entscheidungsbefugten Vertreter der Fachabteilungen sowie - je nach Quartierspezifika - weitere relevante Partner, z.B. Vertreter der Wohnungsbaugesellschaften, teilnehmen; sie übernimmt damit die Funktion einer ämterübergreifenden Arbeitsgruppe (EMPIRICA 2001: 11ff, vgl. SENATSVERWALTUNG FÜR STADTENTWICKLUNG (Hrsg.) 2002).

Die Quartiersmanager selbst sehen sich als soziale Dienstleister, als Manager der vorhandenen Netzwerke von Initiativen, Trägern, Vereinen usw., die es zu verknüpfen und dadurch zu stärken gilt. Dazu gehört u.a. die Bewohneraktivierung, die Bedarfsermittlung, die Projektinitiierung und -begleitung, die Fördermittelakquirierung und das Finden von Räumen. In der Praxis sind in der Regel nur wenige Träger im Quartier vorhanden, deshalb übernehmen im QM- Gebiet Sparrplatz zunächst das SPI (Sozialpädagogisches Institut Berlin) und das KFW (Kommunales Forum Wedding) (vgl. hierzu Abschnitt zum QM Sparrplatz),

im QM -Gebiet Soldiner Strasse/ Wollankstrasse die L.I.S.T GmbH die Trägerschaft für Projekte. Die L.I.S.T. GmbH ist ein gemeinnütziger treuhändischer Sanierungs- und Stadtentwicklungsträger, der direkt von der Senatsverwaltung eingesetzt wurde und ein Konzept als Arbeitsgrundlage erstellt hat (L.I.S.T. GmbH 2002). Die Quartiersmanager sind jedoch bemüht, andere Träger zu finden, um keine Abhängigkeiten der Projekte zu dem QM zu schaffen.

Über diese Aufgaben hinaus übernehmen sie auch die Funktion von Marktforschern, da sie durch ihre Bürgernähe von lokalen Bedürfnissen, Interessen und Potenzialen erfahren und diese gewonnenen Kenntnisse direkt in die Entscheidungsebene der Verwaltung einfließen lassen können (EMPIRICA 2001: 72ff).

### 3.4.5.3 Das Kommunale Forum

Mit dem Quartiersmanagement im Sparrplatz-/ Sprengelkiez ist, wie bereits erwähnt wurde, unter anderem das Kommunale Forum Wedding e. V. beauftragt.

Das Kommunale Forum e. V. wurde 1989 von Bewohnern des Bezirkes Wedding, welche aus unterschiedlichen Arbeitsbereichen stammten, gegründet. Ziel war, die *„Zusammenarbeit zwischen Politik und Verwaltung, lokalem Gewerbe und sozialen Unternehmen zu verbessern, örtliche Einrichtungen, freie Träger sowie Bürgerinitiativen zu fördern“* (Vgl. Quartiersmanagement Sparrplatz: www.sparrplatz-quartier.de. Berlin 05/2002.). Unter dem Motto „Arbeit für mehr Lebensqualität im Stadtteil“ unterstützt der Verein seitdem eine stadtteilbezogene Bewohneraktivierung, nachbarschaftliche Selbsthilfe und lokale Beschäftigungsinitiativen. Seit 1997 arbeitet der Verein konzentriert in der Ausgestaltung und Initiierung von gebietsbezogenen, integrierten Kooperationsprojekten im Rahmen der „Lokalen Partnerschaft Wedding“. Das Konzept „Arbeit und Nachbarschaft“ (1998) ist hierbei handlungsleitend. Im Rahmen dieses Konzeptes wurden folgende Projekte ins Leben gerufen:

- Der erste Nachbarschaftsladen im Sprengel-/ Sparrplatzkiez öffnete 1997. Seit 1999 steht der Nachbarschaftsladen „Aktiv im Kiez“ in der Torfstraße jedem Bewohner im Kiez als Bezugs- und Treffpunkt offen. Angeboten werden verschiedene Kurse und Selbsthilfegruppen. Weiterhin werden von hier aus beispielsweise Begrünungs- und Entrümpelungsaktionen oder Tauschbörsen organisiert.
- Im Modellprojekt „Arbeit statt Sozialhilfe“ sollen Langzeitarbeitslose durch eine individuelle Berufsberatung, Beschäftigung im privaten wie gemeinnützigem Sektor oder am Bedarf orientierte Tätigkeiten wieder integriert werden.
- Dank der Kooperation mit öffentlichen und gemeinnützigen Einrichtungen kann der „Beschäftigungsverbund“ Langzeitarbeitslose entsprechend deren Fähigkeiten an diese Einrichtungen vermitteln.
- Im Oktober 2000 wurde das „soziale Unternehmen“ „Stadtteilgenossenschaft Wedding für wohnortnahe Dienstleistungen e. G.“ ins Leben gerufen. In enger Zusammenarbeit mit dem lokalen Gewerbe werden Arbeitslose je nach ihrer Qualifikation vermittelt, Ausbildungsplätze für Jugendliche geschaffen und die Gewerbestruktur im Kiez gefördert.

Die Arbeit des Kommunalen Forums im Quartiersmanagement konzentriert sich vor allem in den Bereichen der Bewohneraktivierung, Stadtteilkoordination, Gemeinwesenarbeit, Interkulturelles Zusammenleben, Gesundheitsförderung und Stadtteilkultur. Der Verein fungiert als Kontaktstelle zwischen den Bewohnern im

Kiez und Institutionen sowie Organisationen aus Politik, Verwaltung und Wirtschaft.

Wie im Soldiner Kiez laufen auch im Rahmen des Quartiersmanagements Sparrplatz-/ Sprengelkiez verschiedene Projekte. So wurden hier die vom Quartiersmanagement überarbeiteten Umgestaltungspläne des Bezirksamtes Wedding für den Sparrplatz umgesetzt. Im Bereich Kinder- und Jugendarbeit führte man verschiedene Maßnahmen durch, zum Beispiel die Umgestaltung von mehreren Spielflächen, einer Jugendfreizeiteinrichtung und der Außenanlage der Schule Gebrüder Grimm. Bezüglich der Stadtteilkulturförderung werden Projekte wie die Milchmeergalerie, das Kieztheater sowie die Veranstaltungsreihe „Geist- und Kultur im Wedding“ unterstützt. Zudem werden Mal-, Tanz- und Theaterkurse angeboten. Zusammen mit der Gesobau unternahm man Begrünungsaktionen zur Aufwertung des Wohnumfeldes in der Tegeler Straße.

Mit den Geldern aus den Quartiersfonds werden soziokulturelle Projekte, Schularbeitshilfen in mehreren Einrichtungen im Kiez wie die Betreuung bei Schulaufgaben z. B. in Kindertagesstätten, sowie in Kooperation mit der evangelischen Gemeinde Osterkirche ein Familiencamp in Schweden finanziert.

Weiterhin ist ein interkulturelles Gemeinwesenzentrum mit einer Gesundheitsetage in der Tegeler Straße im Aufbau. Es sollen Schulhofprojekte in den beiden Schulen in der Triftstraße und Tegeler Straße stattfinden.

## 4 Untersuchungsergebnisse

Nach der Erarbeitung der theoretischen Grundlagen unseres Themenfeldes und der (weiter oben erläuterten) sozioökonomischen Ausstattung unserer beiden gewählten Untersuchungsgebiete werden im folgenden Kapitel die Untersuchungsergebnisse dargelegt und diskutiert.

Zunächst werden die Vorüberlegungen zur Wahl der Erhebungsinstrumente dargestellt.

### 4.1 Vorüberlegungen zur Methodik

Katja Friebe  
Alina Schellig  
Susanne Schmidt

#### 4.1.1 Forschungsablauf

Jede empirische Untersuchung, so auch diese Studie über die beiden Quartiersmanagementgebiete im Wedding, ist ein Prozess, dessen Dauer sich meist nur schwer voraus sagen lässt. Die Dauer ist von verschiedenen Faktoren abhängig: Komplexität des Untersuchungsgegenstandes, Zeit für die Interpretation der Daten, Anzahl und Kooperationsfähigkeit der Mitarbeiter, um nur einige Beispiele zu nennen. Die vielen verschiedenen Faktoren machen eine gut durchdachte Planung unerlässlich. Der Ablauf einer empirischen Studie lässt sich in verschiedene, aufeinander folgende Phasen untergliedern, die diese Planung ermöglichen. Die Anzahl der Phasen variiert in der Fachliteratur. In Anlehnung an DIEKMANN (1998: 162) und FRIEDRICH (1980: 180ff.) ergibt sich folgender idealtypischer Forschungsablauf:

##### 1. PROBLEMBENENNUNG

Auswahl des Forschungsproblems, Formulierung der Problemstellung

##### 2. GEGENSTANDBENENNUNG

Literaturanalyse zum Forschungsgegenstand, Theoriebildung, Begriffsdefinition; darauf folgt Hypothesenbildung bzw. Zielsetzung

##### 3. KONZEPTIONALISIERUNG

Erstellung eines Zeitplans, Wahl der Untersuchungsmethode einschließlich Art und Ort der Untersuchung, Herstellung der Testvorlagen/ Fragebögen u.ä., Überlegungen zur Auswertung der zu erhebenden Daten, Einweisung der Mitarbeiter

##### 4. DATENERHEBUNG

Durchführung eines Pretests, gegebenenfalls Überarbeitung der Fragebögen und erneuter Pretests, Durchführung der Hauptuntersuchung

##### 5. DATENERFASSUNG

Dateneingabe, EDV

##### 6. ANALYSE

Auswertungsverfahren: Darstellen in Tabellen, Karten, Text; Interpretation, Publikation

Angesichts des engen zeitlichen Rahmens überschneiden sich die ersten drei Phasen in der vorliegenden Studie, die innerhalb eines Semesters entstehen sollte.

Außerdem fällt hier die Suche nach einem Auftraggeber oder Sponsor weg, welche der ersten Phase zuzuordnen ist.

„In jeder Phase sind Probleme zu lösen und Entscheidungen zu treffen.“ (DIEKMANN 1998: 165): Die Wahl der Untersuchungsmethode hängt zum einen vom Forschungsziel, zum anderen von den vorhandenen Forschungsressourcen (Zeit, Mitarbeiteranzahl, Sachmittel) ab. Vor allem aber hängt die Wahl von der eigenen Einschätzung ab, welche Methode für die durchzuführende Studie die am besten geeignete ist. (Vgl. DIEKMANN 1998: 165)

#### 4.1.2 Relevante Methoden

Für jede Studie ist von vornherein abzuwägen, welche Methodik am präzisesten, aber auch in einem vertretbaren Zeitrahmen die gewünschten Ergebnisse liefert. Für die vorliegende Studie wurden die wichtigsten Methoden der empirischen Sozialforschung gegeneinander abgewogen.

##### 4.1.2.1 Statistiken als Sekundärquelle

Eine Möglichkeit, Informationen über das entsprechende Untersuchungsgebiet zu erhalten, sind Statistiken. Statistiken bringen quantitativ ausgedrückte Informationen in geordnete Form. Man kann die Statistik als Teilgebiet der Mathematik in die analytische und die deskriptive Statistik unterteilen. Die analytische Statistik schließt zur Beschreibung von Massenerscheinungen anhand von Stichproben auf wahrscheinlichkeitstheoretische Größen und Modelle. Das ermöglicht, von Eigenschaften einer Teilmenge auf Eigenschaften der Grundgesamtheit selbst zu schließen. Die deskriptive Statistik stellt Beobachtungen mit Hilfe von Tabellen, graphischen Darstellungen und Kennwerten auf.

Als Träger von Statistiken treten zum einen Ämter wie das Statistische Landesamt Berlin oder die statistische Abteilung im Bezirksamt Mitte, zum anderen staatlich unabhängige Institutionen wie zum Beispiel Wirtschaftsverbände oder Marktforschungsinstitute auf. An diesen Stellen kann man Statistiken anfordern oder zumindest einsehen, falls diese nicht zur Veröffentlichung gedacht sind. Der große Vorteil von amtlichen Statistiken ist, dass die Anzahl der Probanden meist relativ groß und die Erhebungen deshalb eher repräsentativ sind.

Für unsere Studie sind Statistiken als zusätzliche Informationsquelle weitgehend ungeeignet, da wir auf sehr kleinräumiger Ebene, das heißt auf Kiezebene, untersuchen. Statistiken, seien es amtliche oder nicht amtliche, beziehen sich meist auf größere Räume, zum Beispiel den ganzen Bezirk. Ein weiterer Nachteil ist, dass alle Informationen schon aggregiert vorliegen. So stehen keine Individualdaten zur Verfügung und die Erhebung ist nicht mehr nachvollziehbar.

Allerdings gibt im vorliegenden Fall die amtliche Statistik einen ungefähren Anhaltspunkt hinsichtlich der Quotierung der Bevölkerung im Untersuchungsgebiet (z.B. Ausländeranteil, Arbeitslosenanteil, Altersverteilung), die einen Orientierungspunkt bei der Verteilung der Stichproben liefert (Repräsentativität).

##### 4.1.2.2 Beobachtung

Neben dem am häufigsten verwendeten Instrument, der Befragung (die später erläutert wird), bietet die Beobachtung Möglichkeiten, die allerdings für unsere

Zwecke stark eingeschränkt waren. Sie bietet sich z.B. an, wenn große Diskrepanzen zwischen den Angaben in einer Befragung und dem beobachteten Verhalten zu erwarten sind (Effekt der sozialen Erwünschtheit, siehe Kapitel Antwortverzerrung). Andererseits ist die Durchführung einer Beobachtung ungleich zeitaufwendiger und schwieriger realisierbar als ein Interview.

Zeitaufwendiger als andere ist diese Form der Untersuchungsmethodik, da die Informationen nur indirekt durch die Beobachtung menschlicher Handlungen, sprachlicher Äußerungen, Mimik, Gestik und anderer sozialer Merkmale (Kleidung, Gebräuche, Wohnformen) gewonnen werden (Vgl. DIEKMANN 2002: 456). Der Beobachter sollte dabei so wenig wie möglich das Geschehen beeinflussen, womit ihm jede Steuerungsmöglichkeit fehlt.

Ein großes Problem stellt die unterschiedliche Interpretierbarkeit einer Handlung durch die verschiedenen Akteure dar (Beobachter- Beobachteter, aber auch durch die einzelnen Beobachter). (Vgl. FRIEDRICHS 1980: 287) Im Rahmen der vorliegenden Studie war eine theoretisch unerlässliche Schulung der Beobachter nicht möglich, was als Fehlerquelle unbedingt hätte berücksichtigt werden müssen. Schließlich sind die Ergebnisse nicht objektiv, da bei der am häufigsten verwendeten Protokollierung schon eine Selektion und Datenreduktion vorgenommen wird. Diese selektive Wahrnehmung hätte im Fall der vorliegenden Studie durch Standardisierungen weitgehend gelenkt werden müssen. (Vgl. FRIEDRICHS 1980: 287)

Von den fünf verschiedenen Dimensionen der Beobachtungsverfahren war für unsere Untersuchung ein Teil von vornherein auszuschließen. Sie wären sehr zeitaufwendig ausgefallen (teilnehmende und unstrukturierte Beobachtung) oder nicht im Interesse unseres Forschungszieles gewesen (Laborbeobachtung, Selbstbeobachtung). Dagegen bietet die nicht- teilnehmende, strukturierte Beobachtung den Vorteil, dass sie auch von ungeschulten Beobachtern zu bewältigen ist und die Objektivität und Zuverlässigkeit der Ergebnisse gewährleistet ist. Denkbar wäre der Einsatz dieser Methode zur Evaluierung sozialer Normen und des Umgangs der Nachbarn miteinander.

Letztendlich ist es wichtig, den Aufwand für ein Untersuchungsverfahren gegen die zu erwartenden Ergebnisse abzuwägen. Der knappe Zeitrahmen unseres Projekts sowie das „Neuland“ der Beobachtung für die meisten Teilnehmer unseres Forschungsgruppe sprach gegen deren Einsatz.

#### 4.1.2.3 Zählung und Kartierung

Neben der zuvor behandelten, eher qualitativen Beobachtung könnte man Zählung und Kartierung als Formen der quantitativen Beobachtung betrachten. Auch sie bergen die Gefahr der Subjektivität, die aber „sicher niemals vollständig zu beseitigen ist“ (HANTSCHERL, THARUN, 1980: 43). Bei beiden Methoden ist eine sorgfältige theoretische Vorüberlegung notwendig, um sich ein klares Bild über die Auswahlkriterien und Differenzierungen zu verschaffen. Der Aussagewert von Zählungen und Kartierungen ist insofern beschränkt, als dass häufig nur Momentaufnahmen von Standortverteilungen, Funktionen oder Situationen abgebildet werden. (Vgl. HANTSCHERL, THARUN, 1980: 43) Auch in unserer Studie waren aufgrund des engen Zeitrahmens zwei Messungen zu verschiedenen Zeitpunkten nicht sinnvoll. Denkbar war in den beiden Kiezen die Zählung der Vereine oder die Kartierung der Einzelhandelsstruktur (was während der Exkursion durchgeführt wurde), um die wirtschaftlichen und sozialen Netzwerke (bei zusätzlichem Einsatz anderer qualitativer und quantitativer Erhebungsmethoden) aufzudecken.

#### 4.1.2.4 Befragung

Eine andere Möglichkeit zur Erforschung unseres Themenkomplexes stellte die Methode der Befragung dar. Per definitionem handelt es sich bei einer Befragung um ein planmäßiges Vorgehen mit wissenschaftlicher Zielsetzung, bei dem die Versuchsperson durch eine Reihe gezielter Fragen oder mitgeteilter Stimuli zu verbalen Informationen veranlasst werden soll (DIEKMANN, 1995: 375). Anhand der folgenden Übersicht wird deutlich, dass die Methode der Befragung keine eindeutige Form besitzt. Vielmehr existieren unterschiedliche Typen der Befragung mit spezifischen Vorzügen und Nachteilen.

**Tabelle 3: Typen der Befragung**

Kommunikationsform Kommunikationsart	wenig strukturiert		teilstrukturiert	stark strukturiert	
	mündlich	Typ I – informelles Gespräch – Experteninterview – Gruppendiskussion	Typ III – Leitfadengespräch – Intensivinterview – Gruppenbefragung – Expertenbefragung	Typ V – Einzelinterview – telef. Befragung – Gruppeninterview – Panelbefragung	Typ VII (mündl. u. schriftl. kombiniert) – telefonische Ankündigung des Versandes von Fragebogen – Versand oder Überbringung der schriftl. Fragebogen – telef. Kontrolle, evtl. telef. Ergänzungsbefragung
schriftlich	Typ II – informelle Anfrage bei Zielgruppen	Typ IV – Expertenbefragung	Typ VI – postalische Befragung – persönliche Verteilung und Abholung – gemeinsames Ausfüllen von Fragebogen – Panelbefragung		

Erfassen qualitativer Aspekte „Interpretieren“
Erfassen quantitativer Aspekte „Messen“

hoch ←
Reaktivität
→
tief

Abb. 4-5: Typen der Befragung

Quelle: ATTESLANDER 2000

Gemäß ATTESLANDER lassen sich die Befragungstypen sowohl nach medialen Gesichtspunkten differenzieren als auch nach dem Grad der Strukturiertheit. Bezüglich der medialen Unterscheidung werden schriftliche und mündliche Befragung angeführt, wobei diese auch die Telefonumfrage einschließt. Oftmals wird hier aufgrund finanzieller Aspekte (Zusatzkosten durch Porto etc.) zu Gunsten der mündlichen Form entschieden, zudem sollte auch darauf hingewiesen werden, dass die schriftliche Befragung – steht sie alleine – meist eine deutlich geringere Resonanz hat als die mündliche. Wichtiger war in unserem Zusammenhang jedoch die Diskussion über den Grad der Strukturiertheit unserer Befragung. Grundsätzlich gilt, je stärker die Befragung strukturiert ist, desto eher lassen sich quantitative Aspekte ermitteln. Im Gegenzug eignen sich unstrukturiertere Formen der Befragung eher zur Erfassung qualitativer Daten. Es wird also deutlich, dass der Grad der Strukturiertheit unserer Befragung deutliche Auswirkungen auf die Art der Ergebnisse hat. Bereits bei der Wahl unserer Methode musste daher geklärt werden, welche Art von Daten wir erheben wollten. Dazu ein kleiner Exkurs in die Theorie qualitativer und quantitativer Kriterien.

In der Theorie empirischer Sozialforschung lassen sich oft Darstellungen qualitativer versus quantitativer Vorgehensweisen finden. Dabei wird betont, dass

quantitative Methodik, welche sich am Vorbild der naturwissenschaftlichen Exaktheit orientiert, die Messung und Quantifizierung sozialwissenschaftlicher Phänomene anstrebt, wohingegen qualitative Techniken eine Erforschung und Interpretation sozialer Zusammenhänge anstreben. Oft werden dabei die Attribute quantitativer Methodik denen der qualitativen Vorgehensweise konträr gegenübergestellt. So sind quantitative Vorgehensweisen tendenziell deduktiv, qualitative hingegen eher induktiv. Quantitative Methodik ist gekennzeichnet durch Vorstrukturiertheit und Standardisierung, um mittels weitgehender Kontrolle über die Forschungsbedingungen die Voraussetzungen für Messbarkeit und Quantifizierung der erhobenen Daten zu erwirken. Dahingegen basiert das qualitative Forschungsdesign auf den Prinzipien der Offenheit und Flexibilität, um bezüglich des jeweiligen Forschungsgegenstandes so angepasst wie nur möglich zu sein. (Vgl. WESSEL 1996 sowie FLICK 1999: 10ff.)

Dementsprechend unterschiedlich gestalten sich auch die Grenzen der jeweiligen Vorgehensweisen: Kann es als Problem der quantitativen Sozialforschung betrachtet werden, dass sich Fragestellungen zu Gunsten der Einhaltung methodischer Standards oft zu weit vom eigentlichen Forschungsproblem entfernen, so liegt die Schwierigkeit qualitativer Forschung häufig in der eingeschränkten Kontrollierbarkeit des Forschungsablaufes und der daraus resultierenden mangelnden Repräsentativität der Ergebnisse begründet. Die wissenschaftliche Kontrolle des Forschungsablaufes muss daher bei quantitativer Methodik primär die hohe Selektivität standardisierter Vorgehensweisen berücksichtigen. Bei qualitativer Methodik muss hingegen eine Kontrolle der Reaktionsmöglichkeiten angestrebt werden. In der Praxis erfolgt jedoch die Differenzierung zwischen qualitativen und quantitativen Vorgehensweisen weit weniger strikt. Oft bieten sich sogar Mischformen wie etwa das teilstandardisierte Leitfadeninterview an, oder es erfolgt eine Kombination unterschiedlicher Techniken, um ein möglichst umfangreiche Erforschung des zu untersuchenden Problems zu gewährleisten. So wäre es z.B. durchaus denkbar, zunächst explorativ mittels qualitativer Methoden die verschiedenen Dimensionen des Forschungsgegenstandes zu ermitteln und diese schließlich mit Hilfe quantitativer Methoden in ihrer Häufigkeit und Verteilung zu bestimmen.

Versteht man einen starken Grad der Strukturiertheit einer Befragung als Anzeiger für dessen quantitative Ausrichtung, so hat dies offensichtlich auch spezifische Konsequenzen für Forscher, Forschungsablauf und Ergebnisse. Eine stark strukturierte Befragung- etwa in mündlicher Form auf Basis eines vorher erstellten Fragebogens- ist grundsätzlich relativ einfach durchzuführen, nicht zuletzt weil sie auf Grund der konkreten Vorgaben keine speziellen Anforderungen an den Interviewer stellt. Zudem ist die Auswertung relativ unproblematisch und durch den hohen Standardisierungsgrad bleibt die Vergleichbarkeit der Ergebnisse gewährleistet. Dies war in unserem Fall besonders sinnvoll, da die Ergebnisse dann nicht nur innerhalb des Wedding-Projektes besser vergleichbar waren, sondern auch ein projektübergreifender Vergleich mit einigen Ergebnissen aus der Moabitstudie durchgeführt werden konnte. Gleichzeitig war aber auch klar, dass bei einer stark strukturierten Befragung auch eine deutliche Einschränkung des Freiheitsspielraumes von Interviewer und Befragtem erfolgen musste (ATTESLANDER 2000: 140ff.) Dies kann sich zum Beispiel darin äußern, dass der Interviewer während der Durchführung seiner Befragung erkennt, dass die vorher erarbeiteten Dimensionen der Befragung dem Forschungsgegenstand nicht in ausreichendem Maße gerecht werden und sich etwa die Antworten des Befragten nicht eindeutig zuordnen lassen. Insofern war es unbedingt erforderlich, vor der tatsächlichen Befragung einen Pretest durchzuführen mit dem Ziel, bestehende Schwächen der Befragungsgrundlage aufzudecken, die sonst aufgrund der stark

standardisierten Methodik oft in Verbindung mit einer hohen Anzahl an Probanden in der Erhebungsphase kaum mehr zu korrigieren sind.

Grundsätzlich bot sich also für unser Projekt eine standardisierte Befragung durchaus an: eine gute Vergleichbarkeit der Ergebnisse, unproblematische Durchführbarkeit der Befragung und die auch bei hoher Probandenanzahl relativ unkomplizierte und effektive Datenauswertung sprachen dafür.

Doch „erst durch das Zusammenspiel unterschiedlicher qualitativer und (...) quantitativer Methoden wird der Forscher oder die Forscherin in die Lage versetzt, ein verlässliches Gesamtbild eines sozialen Gegenstandes zu erstellen.“ (DIEKMANN 2002: 451). Es war daher auch für unser Projekt vorzuschlagen, eine schwerpunktmäßig quantitative Befragung durch eher qualitative Interviews zu ergänzen, nicht zuletzt um die bereits diskutierten Nachteile standardisierter Befragungen methodisch abzufedern. Hier bot sich die Methode des Leitfadeninterviews als Form der teilstrukturierten Befragung an. Grundlage der Interviewführung ist der sogenannte Leitfaden, der als Abfolge mehr oder minder ausformulierter Fragen in die Interviewsituation mitgebracht wird. Durch seinen teilstrukturierten Charakter gewinnen die Fragen an Struktur, und die Vergleichbarkeit der Ergebnisse aus anderen Interviews mit gleichem Leitfaden wird erhöht (FLICK 1999: 115). Im Vergleich zum standardisierten Fragebogen besteht hier jedoch die Möglichkeit einer offenen und flexiblen Gesprächsführung, d.h. der Interviewer kann die Anordnung und Formulierung der einzelnen Fragen selbst bestimmen und bei Bedarf weitere Details erfragen. Dies ermöglicht eine differenziertere Problemerkörterung, da die Interviewführung besser an den Befragten angepasst werden kann. Gleichzeitig ist die Qualität der Interviews jedoch stark an die Fähigkeiten des Interviewers gebunden, denn die verstärkte Steuerung durch den Interviewer erfordert ein deutlich höheres Maß an Sensibilität für Interviewverlauf und Befragten und somit eine sorgfältigere Schulung des Forschers (FLICK 1999: 113).

Im Fall der Wedding-Studie sollten sogenannte „Experten“ befragt werden (z.B. Mitarbeiter des Quartiersmanagements, Vereinsmitglieder oder politische Repräsentanten), um die aus den Fragebögen gewonnenen Informationen besser diskutieren und einordnen zu können und gleichzeitig einen Einblick in die Akteursstruktur der beiden Untersuchungsgebiete zu gewinnen.

#### 4.1.3 Erhebungsinstrumente

Bei der Wahl der Untersuchungsmethode(n), ausgehend von unseren Hypothesen, sollte von vornherein der Aufwand der Auswertung mit abgewogen werden. *Fragebögen* sind umso einfacher auszuwerten, je strukturierter sie sind. Die Ergebnisse sind gleichzeitig relativ einfach quantifizierbar. Befragungen erlauben einen recht schnellen, einfachen Zugang zu den erhofften Ergebnissen. Dagegen stellen *Beobachtungs- oder Gesprächsprotokolle* einen höheren Anspruch an den Forscher. Nachteilig ist die erste Selektion, die bereits durch den Interviewer vorgenommen wird, sowie die größere Gefahr einer Antwortverzerrung. In einem qualitativen Interview bieten sich daher *Tonbandaufzeichnungen* an, da sie bei der Auswertung eine unabhängige Beurteilung der Meinungsäußerungen durch verschiedene Forscher ermöglichen. *Videoaufzeichnungen* offerieren interessante Möglichkeiten im Stadium der Aufstellung oder Findung von Hypothesen, waren aber nicht zuletzt aufgrund ihrer aufwendigen Auswertung während der vorliegenden Studie nicht zu realisieren.

#### 4.1.4 Fragebogenkonstruktion

Sobald sich die Teilnehmer der Studie genau darüber klar sind, was der Untersuchungsgegenstand sein soll bzw. die Hypothesen oder deskriptiven Ziele deutlich formuliert wurden und als mögliche Untersuchungsmethode eine standardisierte Befragung gewählt wurde, kann damit begonnen werden, den Fragebogen zu konstruieren. Dabei ist es sinnvoll, einer Strategie zu folgen, die im Folgenden kurz dargestellt wird.

Zuerst sollten thematische Blöcke gestaltet werden, zu denen dann die einzelnen Fragen formuliert werden. Dieses Vorgehen hilft dabei, die Fragen präzise und in der richtigen Reihenfolge zu stellen. Als Einstieg sind sogenannte „Eisbrecherfragen“ sinnvoll, welche eher allgemeiner Natur sind und den Befragten langsam auf das Thema hinführen. Filterfragen und Gabeln helfen zum einen, überflüssige Fragen zu vermeiden, zum anderen kann die Befragungszeit verkürzt werden. Findet die Befragung zu verschiedenen Themen statt, sind Überleitungssätze sinnvoll, um den Interviewten nicht mit abrupten Themenwechseln zu verunsichern. Die Dauer eines Fragebogeninterviews sollte keinesfalls länger als 45 Minuten betragen. Je länger ein Interview andauert, desto eher laufen sowohl die Interviewten als auch die Interviewer Gefahr zu ermüden. Zu beachten ist außerdem, dass die Konzentration des Befragten zunächst ansteigen wird, um dann wieder abzusinken. Der Spannungshöhepunkt wird normalerweise im zweiten Drittel erreicht, deshalb sollten dann die wichtigsten Fragen gestellt werden. Angaben zur Person und sozialstatistische Fragen sollten erst am Ende folgen, da sie für den Befragten am uninteressantesten sein dürften. Die Frageformulierung an sich untersteht ebenfalls Regeln, die im Anschluss gesondert behandelt werden.

Zu jedem Fragebogen gehört ein Kontaktprotokoll. In dieser Studie hat der Interviewer die Aufgabe, an dieser Stelle seinen Namen (als Kürzel), den Standort zum Zeitpunkt des Interviews, das Datum und die Tageszeit zu verzeichnen. Im Kontaktprotokoll können auch noch andere Daten aufgenommen werden, sofern sie für die jeweilige Erhebung interessant sind (z.B. Witterungsverhältnisse). Am Ende des Fragebogens sollte der Interviewer die Möglichkeit haben, kurze Notizen zum Gesprächsverlauf, Anmerkungen oder Besonderheiten festzuhalten, die möglicherweise für die spätere Auswertung wichtig sein könnten.

Ist der Fragebogen fertig konstruiert, muss er auf jeden Fall getestet werden. Diese Pretests dienen dazu, Fehler aufzudecken, sowie die Verständlichkeit und die Befragungszeit zu ermitteln. Möglicherweise muss der Fragebogen dann überarbeitet werden. Nach jeder Überarbeitung muss theoretisch ein erneuter Pretest folgen (Vgl. DIEKMANN, 1998: 414 ff.) [vergleiche hierzu Kapitel Befragung].

##### 4.1.4.1 Frageformulierung

Fragen sollten kurz, verständlich und möglichst präzise formuliert werden. Normalerweise sollten sie in einfachem Hochdeutsch gestellt werden. Sowohl bei falsch benutztem „Bürokratendeutsch“, als auch durch zu leger gewählte Wortwahl wirkt der Interviewer auf den Befragten nicht professionell. Doppelte Verneinungen können zu längerem Nachdenken über die mögliche Antwort beim Befragten führen. Aufgrund des Zeitdrucks sollten Fragen nicht unnötig verkompliziert werden. Das gleiche gilt für mehrdimensionale Fragen. Für den Befragten wird es in der Regel einfacher sein, zwei Einzelfragen- anstatt eine komplizierte Frage mit zwei verschiedenen Dimensionen- zu beantworten. Vermieden werden sollten Suggestivfragen ebenso wie stark wertbesetzte Begriffe,

da beides oftmals die Antworten in eine bestimmte Richtung lenken kann. Ebenfalls vermieden werden sollten Fremdworte, Fachbegriffe oder Abkürzungen, da diese dem Befragten unbekannt sein könnten. (Vgl. DIEKMANN 1998: 410 ff.)

#### 4.1.4.2 Fragestruktur und Antwortvorgaben

Der Forscher entscheidet im Vorfeld der Befragung mit der Konzeption der Fragen, in welcher Form und in welchem Umfang der Befragte seine Antworten formuliert.

#### **Offene Fragen**

Offene Fragen enthalten keine festen Antwortkategorien. Somit ist der Befragte gezwungen, seine Antwort selbstständig zu formulieren (MAYNTZ 1972: 108). Der Interviewer hat hierbei die Aufgabe, die Äußerungen des Befragten so genau wie möglich festzuhalten, es sei denn, es wird ein Tonbandgerät zur Aufzeichnung des Interviews verwendet. (Vgl. ATTESLANDER 1995: 180) Bei der schriftlichen Aufzeichnung kann die Qualität der Erhebungsdaten leiden, da der Interviewer für ihn unrelevante Aspekte oder für ihn unwichtige Aussagen nicht vollständig aufzeichnen könnte. (Vgl. MAYNTZ, 1972: 109) Der Vorteil offener Fragen ist, dass die größtmögliche Bandbreite aller möglichen Aussagen/ Antworten abgedeckt wird.

#### **Geschlossene Fragen (Antwortkategorien)**

Als geschlossene Fragen werden jene bezeichnet, die der Befragte auf der Grundlage vorgegebener Antwortmöglichkeiten beantwortet. Sie verlangen vom Befragten, seine Meinung oder ein Faktum in den Antworten wiederzuerkennen. Geschlossene Fragen bringen eine große Einheitlichkeit der Antworten und machen diese somit – im Gegensatz zu offenen Fragen- besser miteinander vergleichbar. (Vgl. ATTESLANDER 1995: 183)

Folgende Typen geschlossener Fragen können unterschieden werden:

##### *Identifikationstyp*

Dieser Typ eignet sich dafür, eine Person oder Gruppe anhand feststehender Eigenschaften identifizieren zu können. Hierzu zählen beispielsweise Fragen nach dem Einkommen oder dem Alter. (Vgl. SCHNELL 1995: 312)

##### *Ja- Nein- Typ*

Hier wird einer Aussage oder einem Zustand zugestimmt oder dieselben werden abgelehnt. Es handelt sich um Fragen, die mit ja oder nein genügend beantwortet sind. (Vgl. SCHNELL 1995: 312)

##### *Selektionstyp*

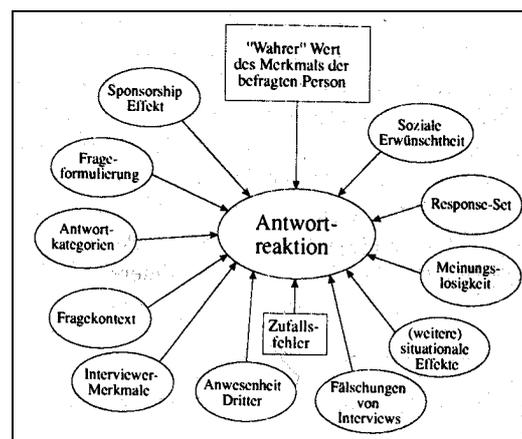
Der Selektionstyp ist eine Frage mit verschiedenen vorgegebenen Antwortalternativen. Zu unterscheiden sind die Dialogfrage und die Skalafrage. Bei der Dialogfrage muss der Befragte einer der vorgegeben Aussagen zustimmen. Bei der Skalafrage muss sich der Befragte anhand einer vorgegebenen Skala oder Rangordnung für eine Antwort entscheiden. (Vgl. SCHNELL 1995: 312) Die Skalen unterscheiden sich nach Häufigkeit („nie/ selten/ gelegentlich/ oft/ immer“), Intensität („nicht/ wenig/ mittelmäßig/ ziemlich/ sehr“), Bewertung („stimmt nicht/ stimmt wenig/ stimmt mittelmäßig/ stimmt ziemlich/ stimmt sehr“) und Wahrscheinlichkeiten („keinesfalls/ wahrscheinlich nicht/ vielleicht/ ziemlich wahrscheinlich/ ganz sicher“). (Vgl. SCHNELL 1995: 309) Durch die Kombination aus offenen und geschlossenen Antwortvorgaben bleiben die

Aufmerksamkeit des Probanden und die Qualität der Antworten erhalten. Diese sogenannten Hybridfragen bieten dem Probanden die Möglichkeit, eine andere eigenständige Antwort als die bereits vorgegebenen zu nennen. Die Gefahr eines verzerrten Untersuchungsergebnisses aufgrund willkürlicher Antwort bei Nichtübereinstimmung des Befragten wird so vermindert. (Vgl. SCHNELL 1995: 311)

#### 4.1.4.3 Antwortverzerrung

Ein teil- oder vollstandardisierter Fragebogen kann Fehlerquellen in sich bergen, die schwer zu vermeiden sind und bei der Konzeption, Durchführung und vor allem Analyse berücksichtigt werden müssen. DIEKMANN unterscheidet drei nicht eindeutig voneinander abgrenzbare Kategorien, die die Gründe für eine ungewollte Antwortverzerrung zusammenfassen: 1. Befragtenmerkmale, 2. Fragemerkmale und 3. Merkmale des Interviewers und der Interviewsituation (siehe Abbildung 18). Zu den Befragtenmerkmalen zählt zum einen der *Effekt sozialer Erwünschtheit*: je heikler eine Frage ist und je mehr nach Aktivitäten in der Vergangenheit gefragt wird, desto wahrscheinlicher ist die Abweichung vom tatsächlichen Variablenwert. (Vgl. DIEKMANN: 383/ 384) Dieser Punkt spielte u. a. beim Themenkomplex der Nachbarschaft in der vorliegenden Studie eine Rolle. Des Weiteren geben viele Befragte ihr Unwissen ungerne zu; sie geben eine Meinung zu einem Thema/ einer Person ab, das oder die ihnen völlig unbekannt ist.<sup>13</sup> (Vgl. DIEKMANN: 385) Diese *pseudo-opinions* oder auch *Meinungslosigkeit* kann man verringern, indem man auf allgemeine Filterfragen (z.B. „Haben Sie eine Meinung zu Nachbarschaft?“) verzichtet. (Vgl. DIEKMANN: 388) Zum anderen können Befragte Antwortmuster entwickeln (z.B. die Mittelkategorie von Skalen bevorzugen), die unabhängig vom Inhalt der Fragen sind (*response set*). Die Problematik der Fragemerkmale (Frageformulierung, Wahl der Antwortkategorien, Fragekontext) wird an dieser Stelle nicht näher ausgeführt, da sie weiter oben im Text schon erläutert wurde. Hinsichtlich der Fragetechnik bleibt zu erwähnen, dass *Rating* und *Ranking* (zur Ermittlung von Prioritäten oder Werten) mit unterschiedlichen Zielen eingesetzt werden: Ratingskalen ermitteln die absolute, Ranking- Verfahren die relative Wichtigkeit von Problemen oder Sachverhalten. (Vgl. DIEKMANN: 394)

Abbildung 18: Antwortverzerrung



Quelle: DIEKMANN 1995

<sup>13</sup> wenn z.B. ein Interviewter auf die Frage „Was halten Sie vom Quartiersmanagement?“ eine Meinung äußert, ohne deren Angebot zu kennen

Der Einfluss der *Merkmale des Interviewers* (Geschlecht, Sprache etc.) hängt wie beim Effekt der sozialen Erwünschtheit von der speziellen Frage ab. Generell gilt: die Antwortverzerrung bei „sensiblen“ Fragen ist umso schwächer, je geringer die „soziale Distanz“ der Interviewpartner ist. (Vgl. DIEKMANN: 399) Auch Einflüsse durch die *Anwesenheit Dritter* sind bei der Befragungssituation zu berücksichtigen und ggf. im Fragebogen festzuhalten.

Ein spezielles Problem der Ergebnisverzerrung stellen die *bewussten Fälschungen* von Antworten durch die Interviewer dar. Dieser Punkt war im Fall unseres Projektes durch die selbst durchgeführten Befragungen (hoffentlich) vernachlässigbar gering.

#### 4.1.5 Fazit: Das Untersuchungsdesign

Nach Abwägung der Vor- und Nachteile der verschiedenen Methoden der empirischen Sozialforschung wählten wir für die vorliegende Untersuchung einen quantitativ-qualitativen Methodenmix.

Ergänzend zur relativ groß angelegten, standardisierten Bewohnerbefragung (nähere Erläuterungen und Dokumentation im Anhang), deren Ziel die verschiedensten ethnischen und sozialen Bevölkerungsgruppen waren, sollte eine begrenzte Zahl von „Experten“ aus den Bereichen Nachbarschaft, Vereine, Quartiersmanagement und Politik einen tieferen Einblick in die Problematik gewährleisten und zugleich die Befragungsergebnisse verifizieren. Gegenüber dem zeitlich und inhaltlich relativ engen Rahmen des teilstandardisierten Fragebogens sollten die als Leitfadeninterviews konzipierten Expertengespräche eine relativ offene Gesprächsführung beinhalten. Sie wurden schriftlich protokolliert sowie auf Tonband aufgezeichnet.

Aufgrund des engen zeitlichen Rahmens des Projekts von einem Semester und einem Erhebungszeitraum von knapp einem Monat (Juni 2002) musste die Untersuchung auf diese beiden Methoden im Wesentlichen beschränkt werden. Schließlich fand zusätzlich eine Kartierung der lokalen Gewerbestruktur im QM-Gebiet Soldiner-/ Wollankstraße (siehe Kapitel 3.4.3.) statt.

Nicole Bosa  
 Susanne Hau-Othman  
 Christine Keller  
 Cornelia Rahn

## 4.2 Weddinger Nachbarschaften als Potenzial zur Kiezstabilisierung

Ziel dieses Kapitels ist es, der Frage nachzugehen, inwieweit der kleinräumliche Fokus „Nachbarschaft“ Ausgangsebene für die Bündelung von Sozialkapital in (Problem-) Quartieren sein kann.

Es wird versucht, die Bedeutung von Nachbarschaft als Potential zur Mobilisierung und Aktivierung der BewohnerInnen darzustellen. Anhand einiger Beispiele werden Lösungsvorschläge aufgezeigt, wie diese Mobilisierung aussehen könnte.

Generell gilt für dieses Kapitel, dass die Fragestellungen nur dann nach den Kiezen getrennt betrachtet und erläutert werden, wenn signifikante Kiezunterschiede auftreten.

### 4.2.1 WEM ist Nachbarschaft WIE wichtig?

Die Frage, die sich in Bezug auf die gelebte Nachbarschaft in den beiden QM-Gebieten Soldiner Strasse und Sparrplatz stellte, war:

Wem ist das Nachbarschaftsverhältnis besonders wichtig, d.h. welche Bevölkerungsgruppen helfen aktiv mit, eine „gute“ Nachbarschaft zu gestalten?

HAMM hat die These aufgestellt, dass für die Bevölkerungsgruppe der nicht erwerbstätigen Hausfrauen, der nicht mehr mobilen älteren Menschen und für Familien mit Kindern die Nachbarschaft eine sehr bedeutende Bezugsgruppe ist (vgl. Theoriekapitel Nachbarschaft). Um diese Vermutung für unsere Untersuchungsgebiete überprüfen und im lokalen Kontext spezifizieren zu können, wurde für jede einzelne dieser drei Gruppen die Aussagen über die individuelle Bedeutung der Nachbarschaft analysiert. Da es sich bei den von HAMM bezeichneten Gruppen, welche die „Nachbarschaft tragen“, um eine relativ große Gruppe nicht erwerbstätiger Personen handelt, erfolgt eine weitergehende Differenzierung anhand des jeweiligen Grundes der Erwerbslosigkeit. Darüber hinaus wird untersucht, ob die Bedeutung der Nachbarschaft vom Alter der Befragten, deren Familienstatus (Kinder im Haushalt) oder Haushaltseinkommen abhängt. Zusätzlich zu HAMMs Thesen wird überprüft, ob Deutsche und Nichtdeutsche nachbarschaftlichen Beziehungen eine unterschiedliche Bedeutung beimessen.

#### 4.2.1.1 Zusammenhang zwischen der Erwerbslosigkeit und der Bedeutung der nachbarschaftlichen Beziehungen

„Sehr wichtig“ sind nachbarschaftliche Beziehungen am häufigsten für SchülerInnen und Hausfrauen/ Hausmänner. Doch sollten die Aussagen der SchülerInnen nur als eine Tendenz bewertet werden, da nur sehr wenige Personen dieser Gruppe befragt wurden (die Altersgrenze in der Untersuchung betrug 18 Jahre). Jedoch lässt sich feststellen, dass neben Hausfrauen/ Hausmännern (letztere hat HAMM auch 1998 noch nicht in seine Überlegungen mit einbezogen) auch RentnerInnen und PensionärInnen die Nachbarschaft mit 40% zu einem großen Teil als „sehr wichtig“ einstufen. Der These von HAMM, wonach Hausfrauen der Nachbarschaft eine große Bedeutung beimessen, kann in diesem Fall zugestimmt werden.

**Tabelle 4: Bedeutung nachbarschaftlicher Beziehungen für Erwerbslose in den Gebieten Sprengelkiez/ Sparrplatz und Soldiner Kiez gesamt (Angaben in Prozent)**

Gruppe	Relevanz von Nachbarschaft					
	sehr wichtig (n = 94)	Wichtig (n = 111)	wenig wichtig (n = 43)	Unwichtig (n = 25)	keine Angabe (n = 5)	Absolut (n = 278)
SchülerInnen	50,0	41,7	0,0	0,0	8,3	12
StudentInnen	24,0	42,0	28,0	4,0	2,0	50
RentnerInnen, PensionärInnen, Ruhestand	40,0	38,6	8,6	11,4	1,4	70
Arbeitslos, Null-/ Kurzzeitarbeit	25,8	45,5	13,6	13,6	1,5	66
Hausfrau/ Hausmann	50,0	30,6	13,9	2,8	2,8	36
k. A. zum Grund der Erwerbslosigkeit	27,5	40,0	22,5	10,0	-	40
Andere Gründe	(66,7)	(33,3)	-	-	-	(3)

(Frage: Wie wichtig sind Ihnen nachbarschaftliche Beziehungen?)

Arbeitslose, Null- und KurzarbeiterInnen gaben zu 45,5% an, dass ihnen die Nachbarschaft wichtig sei, was bezogen auf die untersuchten Gebiete eine sehr interessante Aussage ist. Deshalb wird im Folgenden der Fokus auf diese Gruppe der Erwerbslosen gerichtet: diese in den untersuchten Gebieten sehr stark vertretene Bevölkerungsgruppe verfügt über Zeit, welche sich bei gegebenem Interesse als Potential für die Stärkung von Quartieren nutzen ließe. Um auf das tatsächlich vorhandene Potential in den Stadtquartieren schließen zu können, erfolgt eine Differenzierung zwischen den Kiezen:

**Tabelle 5: Bedeutung von nachbarschaftlichen Beziehungen für Arbeitslose -Vergleich zwischen Sprengelkiez/ Sparrplatz und Soldiner Kiez (Angaben in Prozent)**

Arbeitslose aus Gebiet stammend	Relevanz von Nachbarschaft				
	sehr wichtig	wichtig	wenig wichtig	unwichtig	keine Angabe
Sprengelkiez/ Sparrplatz (n = 34)	17,6	50,0	17,6	14,7	0,0
Soldiner Strasse (n = 32)	34,4	40,6	9,4	12,5	3,1
beide Gebiete (n = 66)	25,8	45,5	13,6	13,6	1,5

(Frage: Wie wichtig sind Ihnen nachbarschaftliche Beziehungen?)

Die erhobenen Daten zeigen, dass der größere Anteil der befragten Arbeitslosen, denen nachbarschaftliche Beziehungen „sehr wichtig“ sind, aus dem Kiez Soldiner Straße kommt. Die Anzahl der Arbeitslosen, denen Nachbarschaft „wichtig“ ist, liegt jedoch im Sprengelkiez/ Sparrplatz mit 50% höher als im Soldiner Kiez (40,6%).

Fasst man die Kategorien „wichtig“ und „sehr wichtig“ zu einer Kategorie zusammen, die aussagt, dass Nachbarschaft für die Befragten Arbeitslosen eine

große Bedeutung hat, haben hier im Soldiner Kiez 75% der Befragten positiv geantwortet, während es im Sprengelkiez/ Sparrplatz 67,6% waren. Aufgrund dieser erhobenen Daten kann man davon ausgehen, dass unter den Arbeitslosen in den untersuchten Kiezen potentiell nachbarschaftliches Sozialkapital vorhanden ist, welches man eventuell gezielt aktivieren und so zu einer nutzbaren Ressource verwandeln könnte.

#### 4.2.1.2 Zusammenhang zwischen dem Alter und der Relevanz nachbarschaftlicher Beziehungen

**Tabelle 6: Relevanz nachbarschaftlicher Beziehungen für verschiedene Altersgruppen (Angaben in Prozent)**

Alter	Relevanz von Nachbarschaft						
	sehr wichtig (n = 170)	wichtig (n = 202)	wichtig und sehr wichtig gesamt	wenig wichtig (n = 84)	unwichtig (n = 32)	keine Angabe (n = 7)	absolut (n = 484)
18 bis 24 Jahre	41,1	32,1	73,2	17,9	8,9	0,0	56
25 bis 39 Jahre	35,1	35,1	70,2	22,4	4,0	3,4	174
40 bis 59 Jahre	29,5	47,9	77,4	15,1	7,5	0,0	146
> 59 Jahre	36,1	43,5	79,6	11,1	8,3	0,9	108

(Frage: Wie wichtig sind Ihnen nachbarschaftliche Beziehungen?)

Eine weitere Aussage von HAMM, dass vor allem nicht mehr mobile ältere Menschen ein großes Interesse an Nachbarschaft haben, wird durch die Befragungen zwar bestätigt, trifft jedoch auch für die junge Bevölkerung zu: 41,1% der Befragten 18 bis 24-jährigen geben an, dass ihnen Nachbarschaft sehr wichtig sei, während es bei den über 59-jährigen nur 36,1% und bei den anderen Altersgruppen geringere Prozentanteile sind. Fügt man die Antwortkategorien „wichtig“ und „sehr wichtig“ jedoch zu einer Kategorie zusammen, lässt sich erkennen, dass hier die über 59-jährigen mit 79,6% der Antworten die Mehrheit ausmachen. Da der Abstand zur Gruppe der 40 - 59-jährigen mit nur 2% aber nicht sehr groß ist, lässt sich aus dem Wert der über 59-jährigen nicht ableiten, dass dieser Gruppe Nachbarschaft wichtiger wäre als anderen Altersgruppen.

Die unterschiedliche Wertung nachbarschaftlicher Beziehungen lässt sich mit den unterschiedlichen Phasen im Lebens-/ Berufszyklus erklären, die entgegen aller Erwartung auch auf den Wedding zutreffen. Die Gruppe der 18 bis 24-jährigen befindet sich in der Phase der beruflichen Ausbildung, verfügt deshalb meist nur über ein geringes Monatseinkommen und ist deshalb eventuell sehr an nachbarschaftlichen Beziehungen interessiert (z.B. das Ausleihen von Haushaltsgeräten; außerdem verfügen sie über mehr Freizeit, dadurch haben sie evtl. mehr Interesse an gemeinsamen Aktivitäten). Viele der Befragten sind Studenten, kommen häufig aus anderen Städten/ Ländern und müssen dann in der neuen Heimat neue soziale Netze knüpfen. Die zweite Phase im Lebenszyklus ist gekennzeichnet durch hohe berufliche Mobilität, d.h. diese Gruppe (25 bis 39-jährige) verbringt die meiste Zeit mit dem beruflichen Vorankommen und hat deshalb weniger Zeit und Interesse an nachbarschaftlichen Kontakten. Zudem

verfügt sie zumeist über ein höheres Einkommen, das eine Unabhängigkeit von den Hilfeleistungen der Nachbarn gewährleisten kann (z.B. eine Bohrmaschine kann leichter gekauft werden, sie muss nicht vom Nachbarn ausgeliehen werden). Die 40 bis 59-jährigen sind beruflich und familiär gefestigt, und damit räumlich zunehmend immobil (z.B. schulpflichtige Kinder, der feste Arbeitsplatz). Die Gruppe der über 59-jährigen ist erwartungsgemäß an den Wohnort und damit an die Nachbarschaft gebunden, weshalb dieser eine hohe Bedeutung beigemessen wird (z.B. wieder mehr Freizeit, evtl. gesundheitliche Defizite, weniger Geld, weniger auf Familienleben fokussiert, da die Kinder aus dem Haus sind etc.).

#### 4.2.1.3. Nachbarschaftliche Beziehungen und Haushalte mit Kindern

**Tabelle 7: Relevanz nachbarschaftlicher Beziehungen – alle Haushalte mit und ohne Kinder unter 18 Jahren im Vergleich (Angaben in Prozent)**

Haushalte ...	Relevanz von Nachbarschaft						
	sehr wichtig (n = 168)	wichtig (n = 200)	wichtig und sehr wichtig gesamt	wenig wichtig (n = 83)	unwichtig (n = 32)	keine Angabe (n = 7)	absolut (n = 490)
...mit Kindern unter 18 Jahren	40,5	40,5	81,0	13,3	4,0	0,0	173
...ohne Kinder unter 18 Jahren	30,9	41,0	71,9	18,9	7,9	1,3	317

(Frage: Wie wichtig sind Ihnen nachbarschaftliche Beziehungen?)

„Familien mit im Haushalt lebenden Kindern ist die Nachbarschaft wichtiger als Haushalten, in denen keine Kinder leben.“: lautet eine von HAMMs Thesen, die durch die Erhebung bestätigt werden kann. Während von den befragten Familien 40,5% angaben, dass ihnen Nachbarschaft sehr wichtig sei, antworteten nur 30,9% der Befragten ohne Kinder im Haushalt, dass ihnen Nachbarschaft „sehr wichtig“ sei. Hier kann man also HAMM zustimmen, der behauptet, dass über Kinder sehr viele Kontakte in der Nachbarschaft geknüpft werden, Kinder ein „nachbarschaftsstabilisierender“ Faktor seien und dass deshalb die Nachbarschaft auch eine große Bedeutung bei den für die Kinder zuständigen Personen erlangt.

**Tabelle 8: Relevanz nachbarschaftlicher Beziehungen - Familien mit im Haushalt lebenden Kindern unter 18 Jahren/ Soldiner Kiez (Angaben in Prozent)**

Haushalte ...	Relevanz von Nachbarschaft						
	sehr wichtig (n = 102)	wichtig (n = 100)	wichtig und sehr wichtig gesamt	wenig wichtig (n = 37)	unwichtig (n = 16)	keine Angabe (n = 2)	absolut (n = 257)
...mit Kindern unter 18 Jahren	48,4	31,2	79,6	14,0	5,4	1,1	93
...ohne Kinder unter 18 Jahren	34,8	43,3	78,1	14,6	6,7	0,6	164

(Frage: Wie wichtig sind Ihnen nachbarschaftliche Beziehungen?)

**Tabelle 9: Relevanz nachbarschaftlicher Beziehungen - Familien mit im Haushalt lebenden Kindern unter 18 Jahren/ Sprengelkiez/ Sparrplatz (Angaben in Prozent)**

Haushalte ...	Relevanz von Nachbarschaft						
	sehr wichtig (n = 66)	wichtig (n = 100)	wichtig und sehr wichtig gesamt	wenig wichtig (n = 46)	unwichtig (n = 16)	keine Angabe (n = 5)	absolut (n = 233)
...mit Kindern unter 18 Jahren	31,3	51,3	82,6	12,5	2,5	2,5	80
...ohne Kinder unter 18 Jahren	26,8	38,6	65,4	23,5	9,2	2,0	153

(Frage: Wie wichtig sind Ihnen nachbarschaftliche Beziehungen?)

Zwischen den beiden untersuchten Gebieten liegen Unterschiede in Bezug auf die Antworten „sehr wichtig“ und „wichtig“ vor. So haben im Soldiner Kiez mit 48,4% mehr Haushalte mit Kindern unter 18 Jahren geantwortet, dass ihnen nachbarschaftliche Beziehungen sehr wichtig seien (Sprengelkiez/ Sparrplatz: 31,3%). Die Angabe jedoch, dass Nachbarschaften „wichtig“ sind, kommt dagegen mit 51,3% im Sprengelkiez/ Sparrplatz öfter vor (Soldiner Kiez: nur 31,2% der Befragten).

Würde man nun eine differenzierte Abstufung vornehmen wollen, welcher Grad der Bedeutung von Nachbarschaft für welche Art von Engagement nötig ist, wäre die Einschätzung, ob jemandem Nachbarschaft *sehr wichtig* oder „nur“ *wichtig* ist eine interessante Aussage, die man genauer untersuchen könnte. Da aber die Fragestellung bei dieser Untersuchung nur die ist, ob Potential/ Sozialkapital in den Kiezen generell und speziell durch stabile Nachbarschaften vorhanden ist, kann man die Unterscheidung in „sehr wichtig“ und „wichtig“ zugunsten der Gesamtaussage vernachlässigen. Auffällig bei diesem Kiezvergleich ist, dass der Mehrheit der BewohnerInnen im Soldiner Kiez nachbarschaftliche Beziehungen unabhängig von der Tatsache, ob Kinder bei ihnen im Haushalt leben, wichtig ist. Im Sprengelkiez/ Sparrplatz dagegen ist die Diskrepanz zwischen Personen mit Kindern im Haushalt und denjenigen ohne Kinder entsprechend der These von HAMM sehr hoch.

Zusammenfassend lässt sich sagen: Die These, dass für Familien mit Kindern im Haushalt die Nachbarschaft wichtiger sei als bei Personen, in deren Haushalt keine Kinder leben, kann nur für das Gebiet Sprengelkiez/ Sparrplatz bestätigt werden, während sie für den Soldiner Kiez verworfen werden muss.

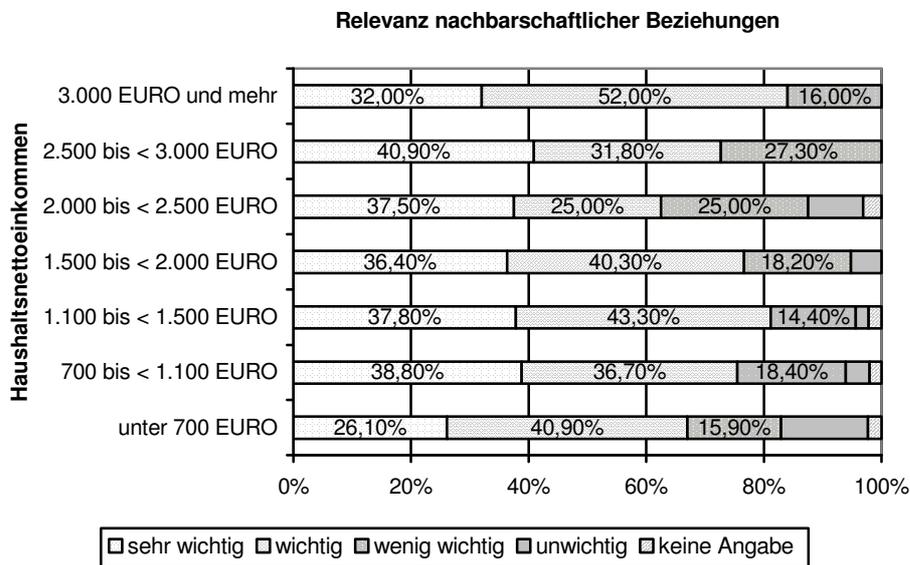
#### 4.2.1.4 Relevanz nachbarschaftlicher Beziehungen in Abhängigkeit vom Haushaltsnettoeinkommen

Das in der Untersuchung gewonnene Ergebnis auf die Frage nach der Relevanz nachbarschaftlicher Beziehungen (bezogen auf das Haushaltsnettoeinkommen) widerspricht der Aussage, dass sozial benachteiligte Bevölkerungsgruppen in stärkerem Maße an nachbarschaftlichen Kontakten interessiert sind. Demzufolge besteht offenbar nicht zwingend ein größeres Interesse, diese Kontakte zu pflegen und zu intensivieren, je niedriger das Einkommen ist.

Hierbei ist zu berücksichtigen, dass das durchschnittliche Haushaltsnettoeinkommen in den untersuchten Kiezen allgemein relativ niedrig ist

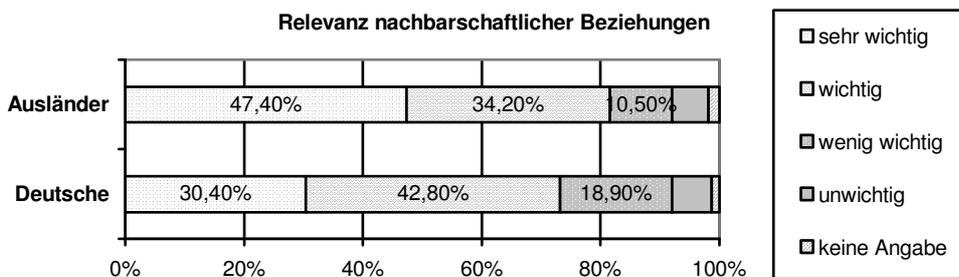
und dass die tatsächliche Haushaltsgröße hierbei nicht erfasst wurde. Wahrscheinlich leben die wenigen besser verdienenden Bewohner bewusst hier, obwohl sie ihre Wohngegend frei wählen könnten. Entscheidend hierfür sind sicherlich individuelle Beweggründe. Die räumliche Nähe zum Stadtzentrum, aber auch eine besondere Identifizierung mit dem Kiez oder sogar die Suche nach ehrenamtlichen Engagementmöglichkeiten kommen hier als Gründe in Frage, wie die Antworten auf offene Fragen zeigen. So gaben Befragte z.B. an, den Sparrplatz Kiez als besonders kinderfreundlich zu empfinden. Ein Anwohner gab an, bewusst an den Sparrplatz gezogen zu sein, weil ihm als Übersetzer an Integrationsarbeit gelegen ist. Er plant ganz konkret, mit Unterstützung des Quartiersmanagements eine Galerie für türkische Künstler zu eröffnen. Eventuell finden sich hier auf Mikroebene weitere Ansätze, Engagement und soziales Kapital zu lokalisieren, Quartiere bewohnergerecht zu gestalten und konstruktiv zu fördern, um dauerhaft die Gebiete zu stabilisieren.

**Abbildung 19: Relevanz nachbarschaftlicher Beziehungen in Abhängigkeit vom Haushaltsnettoeinkommen**



#### 4.2.1.5 Relevanz nachbarschaftlicher Beziehungen – Deutsche und Nicht-Deutsche im Vergleich (basierend auf der ersten Staatsbürgerschaft)

**Abbildung 20: Relevanz nachbarschaftlicher Beziehungen – Deutsche und Nicht-Deutsche im Vergleich (basierend auf der ersten Staatsbürgerschaft)**



Betrachtet man bei der Frage nach der Relevanz nachbarschaftlicher Beziehungen die deutsche Bevölkerung getrennt von den MigrantInnen, so fällt auf, dass von Letzteren 47,4 % mit „sehr wichtig“ geantwortet haben. Unter den deutschen Befragten empfinden dagegen lediglich 30,4 % nachbarschaftliche Kontakte als „sehr wichtig“.

Dies mag sich aus den unterschiedlichen kulturellen Verständnissen ableiten. Die (türkischen) MigrantInnen verfügen oft über enge lokale Familien- und Freundschaftsstrukturen und haben bereits meist gut funktionierende soziale Netzwerke aufgebaut. Das liegt einerseits an der Notwendigkeit, in der Ferne sich gegenseitig zu unterstützen (Binnenintegration), andererseits bestehen traditionell engere (Familien-)Verflechtungen. So gab ein Befragter an, es habe einmal eine Beerdigung finanziert werden müssen, die betroffene Familie hätte aber nicht das Geld für die Überführung des Verstorbenen in die Türkei gehabt. In nur einem Vormittag hätte man das Geld zusammengebracht. Jeder Bewohner aus dem Kiez hätte soviel gegeben wie es nach seinen Mitteln möglich war. Dies ist ein Beispiel für weit über die durchschnittlichen Erwartungen an Nachbarschaft hinausgehende Hilfen und ein herausragendes Exempel für den Nutzen von Sozialkapital. Ein derart gut funktionierendes soziales Netzwerk wird es unter den deutschen Kiezbewohnern vermutlich nur selten geben.

Diese Stärke könnte auch gleichzeitig eine Ursache dafür sein, dass die unterschiedlichen ethnischen Gruppen eher neben- anstatt miteinander leben.

**Tabelle 10: Relevanz nachbarschaftlicher Beziehungen – „Staatszugehörigkeit“/ Soldiner Kiez**

	Relevanz nachbarschaftlicher Beziehungen						
	sehr wichtig (n = 103)	wichtig (n = 102)	<b>wichtig und sehr wichtig gesamt</b>	wenig wichtig (n = 38)	Unwichtig (n = 16)	keine Angabe (n = 2)	Absolut (n = 261)
<b>Deutsche</b>	36,4	<b>41,5</b>	<b>77,9</b>	15,4	5,6	1,0	195
<b>AusländerInnen</b>	<b>48,5</b>	31,8	<b>80,3</b>	12,1	7,6	0,0	66

Quelle: eigene Erhebung Wedding 2002

**Tabelle 11: Relevanz nachbarschaftlicher Beziehungen – „Staatszugehörigkeit“/ Sprengekiez/ Sparrplatz**

	Relevanz nachbarschaftlicher Beziehungen						
	sehr wichtig (n = 67)	wichtig (n = 100)	<b>wichtig und sehr wichtig gesamt</b>	wenig wichtig (n = 46)	Unwichtig (n = 16)	keine Angabe (n = 5)	Absolut (n = 234)
<b>Deutsche</b>	24,2	<b>44,1</b>	<b>66,3</b>	<b>22,6</b>	7,5	1,6	186
<b>AusländerInnen</b>	<b>45,8</b>	37,5	<b>83,3</b>	8,3	4,2	4,2	48

Quelle: eigene Erhebung Wedding 2002

Im Vergleich der beiden Kieze zeigt sich, dass im Soldiner Kiez der Nachbarschaft unabhängig von der Staatsbürgerschaft eine hohe Bedeutung beigemessen wird. Für den Sprengekiez/ Sparrplatz gilt jedoch, dass Deutsche und Ausländer

unterschiedliche Auffassungen von der Wichtigkeit der nachbarschaftlichen Beziehungen haben. Ausgehend von der These, das Notlagen Menschen verbinden, könnte man aus den erhobenen Daten schließen, dass die Bewohner des Soldiner Kiezes ihre Lage als defizitärer bewerten und sie dies kulturelle und ethnische Unterschiede überwinden lässt.

Ansatzpunkt für zukünftige Projekte in beiden Kiezen sollte die Verknüpfung von bereits bestehenden Netzwerken sein, und zwar kulturübergreifend. Somit könnte man einer sozialen Entmischung und Tendenzen zur Segregation und Desintegration entgegenwirken (vgl. Leitfadeninterviews mit verschiedenen Stadtteilpolitikern). Hierbei sollte, unter Einbeziehung der bereits engagierten Bürger, das besondere Augenmerk auf Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen aller Kulturen liegen, damit nicht der Kiez selbst zur Ursache sozialer Benachteiligung wird. So sollten z.B. Jugendtreffs und ähnliche Einrichtungen unbedingt darauf achten, ihre Angebote so zu gestalten und zu formulieren, dass sich die Heranwachsenden aller Kulturen gleichermaßen angesprochen fühlen.

#### 4.2.2 Welchen Einfluss hat die Wohndauer auf Nachbarschaft?

Man geht davon aus, dass nachbarschaftliche Beziehungen Zeit brauchen (vgl. Theorie der Nachbarschaft). Im folgenden Kapitel wurde deshalb der Einfluss der Wohndauer auf die Nachbarschaft untersucht.

##### 4.2.2.1 Kontaktintensität in Abhängigkeit von der Wohndauer im Kiez

**Tabelle 12: Kontaktintensität – Wohndauer im Kiez**

Wohndauer in Jahren						
Kontaktintensität mit Nachbarn (Zeit in h pro Woche)	unter 1	1 – 5	6 – 10	11 – 20	über 20	gesamt
praktisch gar keine Zeit	17,0%	20,8%	12,2%	13,6%	14,0%	16,6%
weniger als 0,5 Stunden	56,6%	37,0%	36,5%	27,3%	39,5%	37,7%
0,5 bis 2 Stunden	9,4%	19,3%	27,0%	37,5%	22,1%	23,1%
2 bis 5 Stunden	7,5%	16,1%	16,2%	13,6%	9,3%	13,6%
mehr als 5 Stunden	9,4%	6,8%	6,8%	8,0%	12,8%	8,3%
Total	53	192	74	88	86	493

(Frage: Wie intensiv sind Ihre Kontakte zu Nachbarn insgesamt (aus Ihrem Häuserblock oder im näheren Wohnumfeld)? Mit anderen Worten: Wie viel Zeit verbringen Sie (durchschnittlich) pro Woche mit Ihren Nachbarn z.B. mit Gesprächen oder anderen Aktivitäten?)

Betrachtet man die Intensität nachbarschaftlicher Kontakte in Abhängigkeit von der Wohndauer, so ist entgegen den Erwartungen festzustellen, dass diese nicht mit zunehmender Wohndauer steigt. Dennoch ist der Anteil der Befragten, die angeben, mehr als fünf Stunden pro Woche mit ihren Nachbarn zu verbringen (d.h. gegenseitige Besuche zu Hause, gemeinsame Freizeitaktivitäten etc.), bei den Anwohnern mit der längsten Wohndauer am höchsten. Von den Bewohnern mit einer Wohndauer im Kiez von über 20 Jahren geben dies 12,8 % als Antwort. Alle anderen Bewohner gaben zu lediglich 6,8 % bis 9,4 % an, mehr als fünf Stunden

pro Woche mit ihren Nachbarn zu verbringen. Dies stützt wiederum die These, dass funktionierende Nachbarschaften Zeit brauchen, um Vertrauen aufzubauen, und Gelegenheiten zur persönlichen Kontaktaufnahme gegeben sein müssen. Es ist zu vermuten, dass mit steigender Wohndauer und mit der Intensivierung nachbarschaftlicher Kontakte durch die Verknüpfung von persönlichen Erlebnissen und Erfahrungen im Raum auch die lokale Identifizierung der Bewohner zunimmt (soziale Ortbindung). Die Menschen spüren ein stärker werdendes Gefühl der Verbundenheit mit dem eigenen Wohnumfeld. Ein weiterer Ansatzpunkt für stabilisierende Maßnahmen könnte der zu vermutende stärkere Wunsch der „Alteingesessenen“ sein, den Kiez zu erhalten und verbessern.

#### 4.2.2.2 Einfluss der Wohndauer auf die Bereitschaft, einen Nachbarn um Hilfe zu bitten

**Tabelle 13: Wohndauer in Jahren – Bereitschaft einen Nachbarn um Hilfe zu bitten**

Wohndauer in Jahren						
<b>Fiktives Beispiel: Handwerkertermin</b> Würden Sie einen Nachbarn um Hilfe bitten?	unter 1	1 - 5	6 - 10	11 - 20	über 20	Total
Ja	65.4%	66.8%	69.9%	73.9%	58.8%	67.1%
Nein	30.8%	31.1%	28.8%	22.7%	37.6%	30.3%
Keine Angabe	3.8%	2.1%	1.4%	3.4%	3.5%	2.6%
Total	52	193	73	88	85	492

(Frage: Stellen Sie sich bitte folgendes vor: Sie erwarten Handwerker, können aber nicht zu Hause sein. Würden Sie einen Nachbarn bitten, die Handwerker an Ihrer Stelle zu empfangen?)

Die Frage, ob die Bewohner bei Abwesenheit während eines Handwerkertermins einen Nachbarn um Hilfe bitten würden, brachte Folgendes zum Vorschein: Allgemein ist die Bereitschaft, den Nachbarn um Hilfe zu bitten, mit 67,1% hoch. Schließlich treffen bei einem Handwerkerbesuch zwei Aspekte aufeinander: die Beauftragung des Nachbarn als Stellvertreter und die Aushändigung des Schlüssels und somit den Zugang zur eigenen Privatsphäre. Dies erfordert ein relativ hohes Maß an Vertrauen.

Betrachtet man zusätzlich die Wohndauer, so ist festzustellen, dass bis zu einer Wohndauer von 20 Jahren die Bereitschaft kontinuierlich ansteigt (von 65,4% auf 73,9%). Dieses Beispiel unterstützt die Hypothese, dass die Bewohner in den untersuchten (Problem-) Quartieren an guten nachbarschaftlichen Beziehungen interessiert sind. Erstaunlicher Weise gaben dagegen von den Befragten, die länger als 20 Jahre in den Kiezen wohnen, nur 58,8% an, in dieser Situation einen Nachbarn um Hilfe zu bitten. Die Zahl der Ablehnungen steigt sprunghaft von 22,7% (bei den 11 bis 20 Jahre dort lebenden Bewohnern) auf 37,6% (bei den länger als 20 Jahre ortsansässigen Befragten). Das könnte ein Indiz für eine überdurchschnittliche Mieterfluktuation in den Häusern sein. Mit dem Wegzug vertrauter Nachbarn verringert sich auch das Bindungspotential. Ältere Menschen haben zudem oftmals Schwierigkeiten, sich auf neue Situationen (z.B. neue Nachbarn) einzustellen. Eine weitere Rolle spielt sicherlich auch die eigene Unsicherheit, sich auf kulturelle und generationsbedingte Unterschiede

einzulassen. Als Folge kann ein subjektives Gefühl der Unsicherheit und Bedrohung wachsen, das durchaus auf Gegenseitigkeit beruhen kann. Ältere Befragte gaben z.B. häufig an, den Kiez „früher“ als schöner empfunden zu haben. Auch hier lassen sich Projektansätze ableiten, deren Schwerpunkt eine Aufklärungsarbeit zwischen unterschiedlichen Kulturen, aber auch zwischen den verschiedenen Generationen und Lebensstilen sein sollte. Eine konkrete Idee wäre ein Nachhilfe- Netzwerk zu schaffen, in dem z.B. ältere Menschen ausländischen Nachbarskindern Nachhilfe, z.B. in Deutsch, geben könnten. Über diese Basis könnten auch weitere (interkulturelle) Beziehungen unter den Nachbarn entstehen.

#### 4.2.3 Vertrauen und Kontaktintensität als Faktoren guter nachbarschaftlicher Beziehungen

Im Folgenden soll genauer untersucht werden, wie stark das Vertrauen der Nachbarn untereinander ausgeprägt ist, welche Folgen die Kontaktintensität auf das Vertrauen der Nachbarn hat und inwieweit sich daraus Rückschlüsse auf das Potential einer gut funktionierenden Nachbarschaft ziehen lassen.

Um herauszufinden, wie groß das Vertrauen der Nachbarn untereinander ist, stellten wir die Frage, ob sie bereit wären, einen Nachbarn oder eine Nachbarin zu beauftragen an ihrer statt Handwerker in die Wohnung zu lassen und eventuell zu beaufsichtigen. Insgesamt würde das die große Mehrheit der Befragten tun, was auf ein gutes Vertrauensverhältnis dieser zu ihren NachbarInnen schließen lässt. Jedoch antworteten auch viele Bewohner beider Kieze mit „nein“ auf diese Frage. Die Gründe, warum sie dies nicht tun würde, stellt sich in der folgenden Tabelle dar.

**Tabelle 14: Gründe der Befragten, die nicht die NachbarInnen bitten würden, Handwerker ins Haus zu lassen**

Gründe	Soldiner Kiez (n=84)	Sprengelkiez/ Sparrplatz (n=66)
fragt Freunde/ Familie	0,8%	2,6%
fragt Hausmeister/ Vermieter	2,5%	0,7%
kein Vertrauen zu Nachbarn	27,7%	14,5%
Wenig oder kein Kontakt zu Nachbarn	7,6%	11,9%
Sieht Privatsphäre gefährdet	3,4%	1,3%
möchte Arbeiten selbst beaufsichtigen	2,5%	0,7%
Sonstiges	7,6%	4%
Keine Angabe	18,5%	7,9%

Quelle: eigene Erhebung Wedding 2002

Insgesamt betrachtet fällt auf, dass im Soldiner Kiez weniger Vertrauen der Nachbarn untereinander zu herrschen scheint als im Vergleichsgebiet. Zum einen sind es insgesamt mehr Personen, die keinen Nachbarn bitten würden, an ihrer Stelle die Handwerker in die Wohnung zu lassen und eventuell zu beaufsichtigen, zum anderen wird mangelndes Vertrauen als Grund öfter direkt angegeben. Knapp 28 Prozent der 84 Befragten in dieser Kategorie im Soldiner Kiez vertrauen ihren NachbarInnen so wenig, dass sie ihnen keinen Schlüssel für die Wohnung aushändigen würden. Dahingegen sind im Sparrkiez 15 Prozent dazu nicht bereit.

Ein anderer wichtiger Grund, der in beiden Kiezen benannt wurde, ist keinen oder nur wenig Kontakt zu den Nachbarn zu haben.

Da eine gut funktionierende Nachbarschaft eine stabilisierende Wirkung für ein Stadtviertel mit sich bringt, ist es interessant zu betrachten, wie intensiv die nachbarschaftlichen Beziehungen sind. Seine NachbarInnen kann man sich in der Regel nicht aussuchen, man kann ihnen auch nicht aus dem Weg gehen. Trotz der großen räumlichen Nähe in Berliner Mietskasernen und Neubauten der sechziger Jahre, wie sie im Wedding das Stadtbild prägen, scheint die Distanz zu den NachbarInnen groß zu sein. In diesem Abschnitt soll auf die tatsächlich stattfindenden nachbarschaftlichen Kontakte und Aktivitäten eingegangen werden.

Die folgende Tabelle zeigt, wieviel Zeit die Befragten pro Woche ungefähr mit ihren NachbarInnen verbringen.

**Tabelle 15: Kontaktintensität (gemeinsam verbrachte Zeit pro Woche) zwischen den NachbarInnen**

Kontaktintensität	Prozent der Befragten
Praktisch gar keine Zeit	16,6
Weniger als 0,5 Stunden	37,9
0,2 bis 0,5 Stunden	23,1
2 bis 5 Stunden	13,6
mehr als 5 Stunden	8,3
weiß ich nicht	0,6

(Frage: Wie viel Zeit verbringen Sie durchschnittlich in der Woche mit ihren Nachbarn)

Die meisten der befragten Weddinger verbringen nur wenig Zeit pro Woche mit ihren NachbarInnen. Dies sind Kontakte, die nicht viel über ein „Sich- Grüßen“ hinausgehen und kurze Gespräche im Treppenhaus, am Briefkasten oder an der Mülltonne beinhalten. Immerhin fast ein Viertel der Befragten sind bei einem Treffen mit den NachbarInnen in längere Gespräche verwickelt, jedoch mehr als ebenso viele haben so gut wie keinen Kontakt mit den NachbarInnen. .

Setzt man die Existenz einer Hausgemeinschaft im Wohnhaus der Befragten und die tatsächlich mit den Nachbarn verbrachte Zeit ins Verhältnis, zeigt sich, dass in der Tat diejenigen, die in einer Hausgemeinschaft leben, mehr Zeit mit den NachbarInnen verbringen. Das Treffen der Bewohner geht über längere Treppenhausgespräche hinaus. Diejenigen, die sagten, dass sie in ihrem Haus eher keine Hausgemeinschaft existiert, verbringen deutlich weniger Zeit mit den NachbarInnen. So antworten rund 20 Prozent dieser Personen mit „Praktisch gar keine Zeit“ und mehr als 45 Prozent halten sich nur unter einer halben Stunde pro Woche mit den NachbarInnen auf. Die Beziehungen gehen in dem Fall nicht viel über das „Sich- Grüßen“ hinaus.

Um nachbarschaftliches Potential auszubauen, müssen Antworten auf die folgenden Fragen gefunden werden: Wie kann ein Kontakt, der ein Vertrauen ermöglicht, hergestellt werden? Was können in einem Haus für gemeinsame Aktivitäten stattfinden, welche die Vertrauensbereitschaft und den Kontakt an sich erhöhen?

Eine andere wichtige Frage auf die Antwort, wie stark in den Kiezen das Vertrauen ausgeprägt ist, ist die Frage nach der Wechselseitigkeit von Hilfeleistungen zwischen Nachbarn. Es zeigt sich, dass sich fast 16 Prozent aller Befragten sehr häufig und 32 Prozent zumindest ab und zu gegenseitig aushelfen. Die Nachbarschaftshilfe weist somit eine starke Reziprozität auf. Voraussetzung für

diese gegenseitigen Hilfeleistungen ist eine Kontaktbereitschaft, so dass Gespräche entstehen können und ein Mindestmaß an Vertrauen aufgebaut wird.

Auch die Antworten auf die Frage „Was tun Sie bei Problemen mit Ihren Nachbarn (z.B. Ruhestörung)?“ lässt eventuelle Rückschlüsse auf das vorhandene Potential in Nachbarschaften zu, was den sozialen Umgang und eine gut funktionierende Nachbarschaft betrifft, auf die ein gut funktionierendes soziales Netz aufgebaut werden kann. Die deutliche Mehrheit der Befragten (rund 77%) würde bei Nachbarschaftsproblemen als ersten Schritt die betreffende Person direkt ansprechen, um eine Lösung zu finden. Der Wille zur Diskussion und selbstständigen Konfliktlösung ist somit vorhanden. Dieses Ergebnis bekräftigt die Hypothese, dass die BewohnerInnen der QM- Gebiete an guten nachbarschaftlichen Beziehungen interessiert sind.

Die Untersuchung der nachbarschaftlichen Kontakte hat insgesamt gezeigt, dass die Kontaktintensität und das Vertrauen untereinander sehr unterschiedlich ausgeprägt ist. Eine Frage ist, wie auch den NachbarInnen, die nicht so sehr zu den InitiatorInnen von Aktivitäten zählen, der Zugang zu diesen ermöglicht bzw. erleichtert werden kann. An dieser Stelle wird auch an die Bevölkerungsgruppen ausländischer Herkunft gedacht, die eventuell auch wegen sprachlicher Hemmnisse nicht wissen, wie sie sich in das deutschsprachige Wohnumfeld integrieren können.

Zukünftige Kiezprojekte könnten gezielte Impulse zur Schaffung von Hausgemeinschaften zum Inhalt haben. Den HausmeisterInnen könnten hierbei eventuell organisatorische Aufgaben übertragen werden.

#### 4.2.4 „Nachbarschaftsindex“: Eine Synthese

Zur besseren Einschätzung der aktiv gelebten Nachbarschaft bestimmter Bevölkerungsgruppen und um herauszufinden, ob die eigenen Aussagen über die Relevanz der Nachbarschaft auch in entsprechende Handlungen umgesetzt werden, wurde ein Nachbarschaftsindex entwickelt. Zu berücksichtigen ist hierbei, dass es auch immer vom Kontext, d.h. in diesem Fall vom „Haus“ und den dort lebenden Nachbarn abhängt, ob jemand ein „guter“ Nachbar im Sinne des Indexes ist. Zur Berechnung des Indexes wurden vier der oben genauer erläuterten Fragen verwendet, die indirekt Aufschluss über die tatsächlich gelebte Nachbarschaft geben:

- „Handwerkervertrauensfrage“: Die Antwort auf diese Frage lässt darauf schließen, wie viel Vertrauen den NachbarInnen entgegengebracht wird.
- Frage nach der Häufigkeit, mit der man NachbarInnen aktiv einen Gefallen tut.
- Frage nach der Zeit, die man pro Woche mit den NachbarInnen verbringt.
- Frage nach den Aktivitäten, die man zusammen mit NachbarInnen durchführt.

Die verschiedenen Antwortmöglichkeiten auf die Fragen wurden - je nach eingeschätzter Relevanz für die aktive Nachbarschaft - mit Punkten versehen. Diese Punkte wurden nach eigenem Ermessen verteilt, so dass kein Anspruch auf

Objektivität besteht.<sup>14</sup> Es ist also die Möglichkeit gegeben, dass bei anderer Punktvergabe die Ergebnisse von den jetzigen abweichen würden. Die maximale Punktzahl, die sozusagen der „optimale“ Nachbar erreichen kann, beträgt 33.

#### 4.2.4.1 Die Kieze im Vergleich

Der durchschnittliche Indexwert für beide Kieze liegt bei 11,97. Vergleicht man die Kieze miteinander, so ergeben sich für beide Gebiete Werte, die dem Gesamtdurchschnitt sehr nahe kommen. Dennoch lässt sich ein geringfügiger Unterschied erkennen. Erwartungsgemäß liegt der Wert im Sparrplatz/ Sprengelkiez leicht über dem Durchschnitt (12,0), im Soldiner Kiez dagegen leicht unter dem Durchschnitt (11,9). So gering die Abweichungen auch scheinen mögen, lassen sich dennoch gewisse Tendenzen ablesen. Die größere Relevanz, der Nachbarschaft von den Bewohnern des Sparrplatz-/ Sprengelkieses beigemessen wird, spiegelt sich offenbar in der aktiv gelebten Nachbarschaft wieder.

#### 4.2.4.2 Nachbarschaftsindex von Deutschen und Nichtdeutschen im Vergleich

Betrachtet man die durchschnittlichen Indexwerte unter Beachtung der ersten Staatsbürgerschaften der Befragten, so ergeben sich deutlichere Unterschiede. Laut Index sind die ausländischen Kiezbewohner die „besseren Nachbarn“. Sie erreichen einen Durchschnittswert von 12,5, die Deutschen erreichen nur 11,8. Auch hier zeigt sich, dass entsprechend der bereits aufgezeigten größeren Bedeutung der Nachbarschaft für Ausländer, die realen nachbarschaftlichen Beziehungen intensiver sind als bei den deutschen Bewohnern beider Kieze.

**Tabelle 16: Nachbarschaftsindex Deutsche/Ausländer**

	Nachbarschaftsindexkategorien							Total
	unter 6	6 - 10 P	11 - 15	16 - 20	21 - 25	26 - 30	über 30	
<b>Deutsche</b>	25,3%	19,0%	28,9%	8,1%	13,5%	4,2%	0,5%	384 100,0%
<b>Ausländer</b>	27,4%	13,7%	25,6%	13,7%	10,3%	8,5%	0,9%	117 100,0%
<b>Total</b>	25,7%	17,8%	28,1%	9,4%	12,8%	5,2%	0,6%	100,0%

Quelle: eigene Erhebung Wedding 2002

Geht man davon aus, dass ein Indexwert über 15 eine besonders aktiv gelebte Nachbarschaft bedeutet, lassen sich auch hier oben erwähnte Unterschiede herausstellen. So zeigt sich, dass der Anteil der ausländischen Kiezbewohner, die

<sup>14</sup> Auf die „Handwerkervertrauensfrage“ konnte nur mit *ja* oder *nein* geantwortet werden, hier wurden dementsprechend 5 oder 0 Punkte vergeben. Die drei anderen Fragen, die zur Indexbildung herangezogen wurden, lassen mehrere Antwortmöglichkeiten zu, so dass hier erst eine Bewertung der Antworten bezogen auf die aktiv gelebte Nachbarschaft vorgenommen werden musste. Zeit, die man pro Woche mit Nachbarinnen verbringt oder Häufigkeit, mit der man Nachbarn einen Gefallen tut, lassen sich relativ einfach kategorisieren: je häufiger und je mehr Zeit, desto mehr Punkte. Bei der Frage nach den gemeinsam mit Nachbarn durchgeführten Aktivitäten wurden beispielsweise mehr Punkte für ein gemeinsames Ausgehen als für eine gemeinsam durchgeführte Mieterversammlung vergeben, da letzteres durchaus obligatorisch sein könnte, für ersteres jedoch eine gute zwischenmenschliche Verbindung notwendig ist.

eine solch intensive Nachbarschaft pflegen, mit insgesamt 33,4% deutlich über dem Anteil bei den Deutschen liegt (26,3%).

#### 4.2.4.3 Überprüfung der eigenen Aussage zur Relevanz der Nachbarschaft durch den Nachbarschaftsindex

Betrachtet man die Indexwerte in Bezug zur Relevanz der Nachbarschaft, so ergibt sich Folgendes: Die Bewohner, denen nachbarschaftliche Beziehungen sehr wichtig sind, erreichen einen durchschnittlichen Wert von 15,8 und liegen damit deutlich über dem Durchschnitt (12,0). Mit einem Mittelwert von 4,1 liegen diejenigen, die Nachbarschaft als unwichtig einstufen, besonders deutlich unter dem Durchschnitt.

**Tabelle 17: Relevanz nachbarschaftlicher Beziehungen in Korrelation zum Nachbarschaftsindex**

Nachbarschaftsindexkategorien							
Relevanz nachbarschaftlicher Beziehungen	unter 5	6 - 10 P	11 - 15	16 - 20	21 - 25	26 - 30	über 30
sehr wichtig	15,3%	9,4%	27,6%	12,9%	22,4%	10,6%	1,8%
wichtig	18,3%	20,8%	34,2%	10,9%	11,9%	4,0%	
wenig wichtig	41,7%	27,4%	25,0%	2,4%	2,4%		
unwichtig	71,9%	18,8%	6,3%				
keine Angabe	42,9%	14,3%	28,6%	14,3%			
n	124	88	141	47	64	26	3
Total	25,1%	17,8%	28,5%	9,5%	12,9%	5,3%	,6%

(Frage: Wie wichtig sind Ihnen nachbarschaftliche Beziehungen?)

Der Tabelle kann man entnehmen, dass fast 25% der Befragten, denen Nachbarschaft „sehr wichtig“ ist, nur einen Indexwert erreichen, der deutlich unter dem Durchschnitt liegt, nämlich 0-10 Punkte. Von den Befragten, denen Nachbarschaft „wichtig“ ist, bleiben sogar 39% deutlich unter dem Durchschnittswert von 12. Diese Diskrepanzen könnten darauf hinweisen, dass viele der Befragten auf die Frage nach der Bedeutung nachbarschaftlicher Beziehungen unaufrichtig geantwortet haben. Auf der anderen Seite könnte man aufgrund dieses Ergebnisses davon ausgehen, dass sich viele der befragten Kiezbewohner eine intensivere Nachbarschaft wünschen würden. Dieser Wunsch könnte in zukünftigen Projekten durchaus ein Potential darstellen.

#### 4.2.5 Fazit und Projektanregungen

Die Untersuchung nachbarschaftlicher Beziehungen und deren Bedeutung hat für die Untersuchungsgebiete gezeigt, dass es teilweise schon sehr gut ausgeprägte Netzwerke gibt. Oft hat es den Anschein, dass bestimmte Bevölkerungsgruppen in Netzwerken ihres kulturellen Kontextes verhaftet sind (vgl. Leitfadeninterviews). Vermutlich sind diese Netzwerke aber für Außenstehende nur schwer zugänglich. Ansatzpunkt für zukünftige Projekte in beiden Kiezen sollte daher die Verknüpfung von bereits bestehenden Netzwerken sein, und zwar

kulturübergreifend. Andernfalls ist dieses Potential zur Stabilisierung der Kieze nur eingeschränkt nutzbar.

Um neue Netzwerke zu schaffen, müssten bisher unbeteiligte Kiezbewohner mobilisiert werden. Wichtig hierbei ist, das Vertrauen der Kiezbewohner in ihre eigenen Fähigkeiten zu stärken und ihnen deutlich zu machen, dass keine besonderen Qualifikationen für „Nachbarschaftshilfen“ notwendig sind.

Am Anfang sollten kleinere, überschaubare Projekte auf der Nachbarschaftsebene stehen, die es den durch die Aktionen Angesprochenen ermöglichen, ein Gefühl der Verantwortung zu erleben und darüber eine zunehmende Identifikation mit dem Kiez aufzubauen.

Konkrete Beispiele für zukünftige Projekte auf Nachbarschaftsebene könnten sein:

- Schaffung von Hausgemeinschaften durch Anregung gemeinsamer Aktivitäten aller BewohnerInnen, wie z.B. kleinere Reparaturen, Gartenarbeiten, Grillfeste. Sinnvoll wäre, Personen im Haus zu finden, die sich evtl. gerne für die Organisation der Projekte zur Verfügung stellen würden.
- Initiierung eines interkulturellen Nachhilfenetzwerkes unter besonderer Einbeziehung der älteren Kiezbewohner. Beispielsweise könnte der Nachbarschaftsladen oder das Quartiersmanagement einmal die Woche einen Raum zur Verfügung stellen, in dem sich dann die Gruppe treffen kann. Man könnte sich auch vorstellen, dass diese Aktivitäten ganz auf privater Ebene ablaufen, d.h. durch gegenseitige Besuche im Haus (z.B.: das Nachbarskind besucht die ältere Frau zu Hause).
- Vermehrte Freizeitangebote, die kulturübergreifend alle Bevölkerungsgruppen ansprechen. Z.B.: Musikunterricht in Hinterzimmern von Gaststätten für alle Musikrichtungen, Sportturniere, andere Veranstaltungen wie z. B. Breakdance-Wettbewerb, Bauchtanz etc.

## 4.3 Freiwilliges Engagement und Engagementpotenziale im Wedding

Martin Anker  
 Conny Friedrich  
 Stefanie Stolper  
 Lars Wagenknecht  
 Thorsten Weist

### 4.3.1 Einleitung

Der folgende Abschnitt der Untersuchung hat das freiwillige Engagement in den beiden Kiezen des Weddings zum Inhalt. Neben allgemeinen Ergebnissen der Befragung sollen insbesondere Kiezunterschiede herausgestellt werden. Im ersten Hauptkapitel wird es um das tatsächliche, gegenwärtige Engagement der Befragten im Wedding gehen. Dabei stellt die Wahlbeteiligung - als ein wichtiger Indikator politischer Beteiligung und Interesses - eine erste Annäherung und zugleich den Einstieg zum Thema dar. Dem folgend soll analysiert werden, wie viele Bürger beider Kieze aktiv sind, in welchen Bereichen sie sich engagieren und mittels welcher Wege sie zur Tätigkeit gekommen sind. Sodann stellt sich die Frage nach den Abhängigkeiten des Ehrenamtes, oder genauer gesagt: „Wer engagiert sich warum?“.

Entscheidender für eine positive Quartiersentwicklung sind jedoch die Potentiale, mit denen wir uns im nächsten Kapitel beschäftigen werden. Einerseits wird dabei der möglichen Engagementbereitschaft im Kiez nachgegangen, um festzustellen, welche Bevölkerungsgruppen sich eine aktive Beteiligung im Wohnviertel vorstellen können und vor allem, warum sie dies tun. Andererseits soll mit Hilfe eines fiktiven Beispiels, der Beteiligung an einer möglichen Hofbegrünung, analysiert werden, wo die Engagementpotentiale liegen, wenn es um konkrete Verbesserungen im direkten Wohnumfeld, sprich in der Nachbarschaft, geht.

Letztendlich sollen diejenigen unsere Aufmerksamkeit erhalten, die sich weder engagieren, noch in Zukunft dazu bereit wären. Welche Engagementhemmnisse und -barrieren tragen dazu bei, und wo gibt es Ansatzmöglichkeiten, diese zu überwinden?

### 4.3.2 Formales und institutionalisiertes Engagement im Wedding

#### 4.3.2.1 Politisches Engagement (Wahlbeteiligung)

Als ein Indikator für das politische Engagement kann die Wahlbeteiligung<sup>15</sup> angesehen werden. Geklärt werden soll v. a., ob es Unterschiede zwischen den Kiezen gibt und welche Zusammenhänge zwischen der Wahlbeteiligung und dem Alter, der Erwerbstätigkeit und dem Bildungsabschluss bestehen.

Der Anteil der Beteiligung bei den letzten Kommunalwahlen im Herbst 2001 (vgl. Tab. 18) lag bei 66,6 % der wahlberechtigten Befragten, wobei diese in den beiden Kiezen deutlich voneinander abweicht. Die Wahlbeteiligung lag in der Stichprobe im Soldiner Kiez mit 61% unter der im Sprengelkiez/Sparrplatz mit 72,6%<sup>16</sup>. Die Entscheidung, zur Wahl zu gehen oder nicht, scheint auch sehr bewusst gefallen zu

<sup>15</sup> Die Wahlbeteiligung setzt natürlich die Wahlberechtigung voraus. 84,5% der von uns befragten Ausländer waren jedoch nicht wahlberechtigt. Damit ist ihnen dieser Weg des politischen Engagements verwehrt. Sie stellen gut ein Drittel der Bewohner in diesen Kiezen.

<sup>16</sup> Die tatsächliche Wahlbeteiligung bei den Kommunalwahlen im Herbst 2001 lag im Sprengelkiez/Sparrplatz (Wahlkreis 7 – Mitte) bei 56,9% und im Soldiner Kiez (Wahlkreis 6 – Mitte) bei 55,4%. In beiden Wahlkreisen lag die Wahlbeteiligung damit deutlich unter dem Durchschnitt vom Bezirk Mitte (63,9%).

sein, denn nur jeweils 1% (Soldiner Kiez) bzw. 1,1% (Sprengelkiez/Sparrplatz) der Wahlberechtigten konnten sich nicht mehr daran erinnern.

**Tabelle 18: Beteiligung an den Kommunalwahlen 2001 (Kiezvergleich)**

Beteiligung	Soldiner Kiez	Sprengelkiez/ Sparrplatz	Gesamt
ja	61,0%	72,6%	66,6%
nein	38,0%	26,3	32,4%
Kann mich nicht erinnern	1,0%	1,1	1,0%

Quelle: eigene Erhebung Wedding 2002

Worin liegen aber die Gründe für eine deutlich höhere Wahlbeteiligung im Sprengelkiez/ Sparrplatz? Zunächst konnte folgendes festgestellt werden:

- Die Wahlbeteiligung nimmt mit dem Alter zu. Während nur 38,5% der 18- 24-jährigen wählen gingen, waren es bei den 25- 39- jährigen bereits 64,5%, bei den 40- 59- jährigen 71,6% und bei den über 60- jährigen schließlich sogar 85,0%.
- Während 74,6% der Erwerbstätigen zur Wahl gingen, waren es bei den Erwerbslosen mit 60,5% deutlich weniger.
- Mit der Höhe des Bildungsabschlusses nimmt auch die Wahlbeteiligung zu.
- Mit zunehmendem Haushaltseinkommen steigt Wahlbeteiligung. Sicherlich liegt dies auch daran, dass sich gerade im Einkommen die berufliche Qualifikation und damit indirekt auch der Schulabschluss widerspiegeln.

Hinsichtlich der Wahlbeteiligung bestehen demzufolge eindeutige Zusammenhänge zwischen Alter, Schulabschluss, Erwerbstätigkeit und Einkommen. Eine nähere Betrachtung der Kieze anhand der Erwerbs-, Bildungs-, Einkommens- und Altersstruktur ihrer Bewohner scheint somit angemessen, da hier Erklärungen für die unterschiedliche Wahlbeteiligung in den Kiezen (bezogen auf unsere Stichprobe) liegen könnten.

Bei der Untersuchung der Erwerbs- und Einkommensstruktur in den beiden Kiezen lassen sich keine Ungleichheiten finden, welche die unterschiedlich hohe Wahlbeteiligung erklären könnten. Auch hinsichtlich der Altersstruktur sind die Unterschiede zwischen den beiden Kiezen eher gering, auch wenn der Anteil der 18-24 Jährigen im Soldiner Kiez (17,4%) etwas höher ist als im Sprengelkiez/Sparrplatz (11,2%). Zugleich ist die Altersgruppe der 25-39 Jährigen im Sprengelkiez/Sparrplatz (42,9%) größer als im Soldiner Kiez (37,6%). Diese Differenzen sind jedoch nicht signifikant.

Bezüglich der Bildungsstruktur zeichnen sich jedoch klare Unterschiede ab (vgl. Tab. 19). Im Soldiner Kiez besitzt ein Drittel der Bewohner einen niedrigen Schulabschluss<sup>17</sup>, im Sprengelkiez/ Sparrplatz dagegen ist es nur ein Viertel. Zugleich ist der Anteil der Befragten mit einem hohen Schulabschluss im Sprengelkiez/ Sparrplatz sehr viel höher (42,2% gegenüber 28,7% im Soldiner Kiez). Dies gibt zum einen Aufschluss über die unterschiedliche Wahlbeteiligung, zum anderen deutet es auf eine unterschiedliche Kiezatmosphäre und -struktur hin.

<sup>17</sup> Die Klassifizierung der Schulabschlüsse erfolgte nach niedrigem (mit und ohne Hauptschulabschluss), mittlerem (Realschule, PTO 10. Klasse), hohem (Fachabitur, Abitur) und anderem Schulabschluss.

Klar wird v.a. auch, dass unabhängig von der unterschiedlichen Bildungsstruktur in den Kiezen der Ansatzpunkt zur Stärkung des politischen Engagements - die Wahlbeteiligung ist da nur ein Indikator - in Verbesserungsmaßnahmen im Bildungsbereich zu sehen ist. Gerade in "Problemkiezen" ist es wichtig, dass die Bevölkerung - auch bzw. v. a. die ausländische - lernt, sich auch auf politischem Wege zu artikulieren und sich für Verbesserungen einzusetzen, damit eine Zusammenarbeit, in Form von Austausch und gemeinsamem Finden von Lösungen, zwischen Politikern und Betroffenen überhaupt stattfinden kann.

**Tabelle 19: Schulabschlüsse in den Kiezen**

Schulabschluss	Soldiner Kiez	Sprengelkiez/ Sparrplatz	Gesamt
niedrig (z.B. Hauptschule)	33,5%	24,4%	29,2%
mittel (z.B. Realschule)	31,9%	26,2%	29,2%
Hoch (z.B. Abitur)	28,7%	42,2%	35,1%
andere	6,0%	7,1%	6,5%

Quelle: eigene Erhebung Wedding 2002

#### 4.2.3.2 Ehrenamtliche Tätigkeiten

Im folgenden Abschnitt sollen zunächst einige Aussagen über die Ausübung des Ehrenamtes getroffen werden. In der Befragung hat sich gezeigt, dass der Anteil der ehrenamtlich Tätigen im Soldiner Kiez geringfügig höher ist als im Sprengelkiez/ Sparrplatz (vgl. Tab. 20). Mit einem Wert von 25,3 % für beide Kieze liegt der Anteil der ehrenamtlich Tätigen allerdings deutlich unter dem Bundesdurchschnitt von 34 % (vgl. Theorieteil Freiwilliges Engagement 3.2.) sowie unter dem Mittelwert für Kernbereiche von Stadtregionen von 33 % (vgl. VON ROSENBLADT 2000: 65f.). Dies könnte ein Hinweis auf die besonders problematische Situation in beiden Großstadt-Kiezen sein. Allerdings liegt dieser Wert über dem Berliner Durchschnitt von 24 %, der von allen anderen Bundesländern die niedrigste Quote aufweist (vgl. ebd.: 64). Damit nehmen beide Kieze diesbezüglich innerhalb Berlins keine Sonderstellung ein.

**Tabelle 20: Die Ausübung eines Ehrenamts im vergangenen Jahr**

Ausübung	Soldiner Kiez	Sprengelkiez/ Sparrplatz	Gesamt
Ja	26,6%	23,9%	124
nein	73,4%	76,1%	366

Quelle: eigene Erhebung Wedding 2002

Angesichts dieser problematischen Situation überrascht es, dass 52 % der Engagierten ihrer Tätigkeit im Kiez nachgingen. Dieser Wert ist sehr beachtlich, unterstreicht er doch die Verknüpfung der ehrenamtlichen Tätigkeit mit dem Wohnort in den untersuchten Quartieren.

Betrachtet man die Art des ausgeübten Engagements, so entfallen auf den Sport und die bürgerschaftliche Aktivität am Wohnort die meisten Nennungen (vgl. Tab. 21). Fasst man letztere Kategorie mit der Kategorie Nachbarschaftshilfe zusammen, so sind sogar 24,8 % des Engagements direkt dem Wohnort zuzuordnen, was verdeutlicht, dass viele Engagierte eng mit ihrem Wohnort verbunden sind. Darin könnte eine positive Bindung an den Kiez zum Ausdruck kommen, in dem Sinne, dass man „Probleme anpacken“ will. Die Wirkung seiner

Arbeit kommt dem im Kiez Engagierten zu Gute, da er, als Kiez-Bewohner, davon selber profitieren kann.

Der hohe Anteil der Engagierten im Bereich Sport unterstreicht die Bedeutung, die er bei einem Großteil der Bevölkerung, insbesondere Jugendlichen, einnimmt. Hier besteht sicherlich auch noch ein erhebliches Engagementpotential (vgl. Expertengespräche Quartiersmanagement). Ebenfalls besteht Potential in der Kategorie Schule/Kindergarten, dessen Anteil liegt mit 8,3 % noch deutlich unter dem Bundesdurchschnitt von 12 % (vgl. Theorieteil Freiwilliges Engagement, Abb. 2). Die Ursache dafür könnte in mangelnder Kommunikation zwischen Schule/Kindergarten und Elternhaus liegen. Viele der Befragten, auch Ausländer, deren Kinder die Schule besuchen, beklagten einen sehr hohen Anteil ausländischer Kinder mit unzureichenden Deutschkenntnissen. Auch bei deren Eltern ist dieser Anteil sehr hoch. Damit ergibt sich als erste Kommunikationsbarriere die Sprache. Als zweite kommt der unterschiedliche kulturelle „Background“ zum Tragen (vgl. Expertengespräch QM Sparrplatz). Daraus ist zu folgern, dass der Abbau von Kommunikationsbarrieren Voraussetzung ist, um an einen Teil des Engagementpotentials, d. h. die ausländischen Mitbürger, heranzukommen. Als eine weitere Engagementbarriere müssen die bestehenden Vorurteile unter den Nationalitäten genannt werden. Die Befragung zeigte, dass diese nicht nur zwischen der deutschen und der nicht-deutschen Bevölkerung existieren, sondern auch innerhalb der verschiedenen Nationalitäten.

**Tabelle 21: Art des Engagements**

	Häufigkeit	Prozente
Sport und Bewegung	18	14,9
bürgerschaftliche Aktivität am Wohnort	18	14,9
Kirche/Religion	14	11,6
sozialer Bereich	13	10,7
Nachbarschaftshilfe	12	9,9
Schule/Kindergarten	10	8,3
Sonstiges	10	8,3
Freizeit und Geselligkeit	9	7,4
Kultur und Musik	7	5,8
Berufliche Interessenvertretung	5	4,1
Politik	5	4,1
Gesamt	121	100,0

Quelle: eigene Erhebung Wedding 2002

In beiden Kiezen sind etwa die Hälfte der Engagierten in Institutionen, wie in Kirchen oder Moscheen, in Kindertagesstätten, Nachbarschaftsläden oder im Quartiersmanagement, tätig. Dabei wird im Soldiner Kiez der Moscheenverein öfters genannt. Im Sprengelkiez/ Sparrplatz engagieren sich die Befragten häufiger im Nachbarschaftsladen bzw. Tauschring, in der Bürgerjury sowie vor allem in Kindertagesstätten bzw. -läden. Letzteres stützt die Aussage, dass im Bereich der Kinder- und Jugendarbeit ein großes Engagementpotential liegt.

Auch in der Frage nach dem Zugangsweg zur ehrenamtlichen Tätigkeit wurde der Anreiz durch die eigenen Kinder genauso häufig genannt wie auf die Frage nach

dem Engagementbereich die Schule bzw. der Kindergarten (vgl. Tab. 21 u. 22). Somit kann man annehmen, dass eine stärkere Kommunikation zwischen Schule/ Kindergarten und den Eltern das Vertrauen stärkt und langfristig das Engagement erhöht. Hinzu kommt natürlich das Eigeninteresse der Eltern an ihren Kindern. Das QM könnte hierbei noch stärker zwischen Schulen und anderen Institutionen vermitteln oder organisatorische Hilfsmittel bereitstellen.

Die weitere Betrachtung der Zugangswege zeigt, dass fast ein Drittel der Engagierten durch Freunde und Bekannte zu ihrer Tätigkeit gekommen sind. Positive Mundpropaganda im vertrauten Umfeld könnte demnach mehr Menschen zu einem Engagement führen. Differenziert man die Nennungen unter Sonstiges aus, so sind davon 27,5 % durch Eigeninitiative oder Interesse zu ihrem Engagement gekommen. 19,6 % kamen durch ihre Arbeit, Arbeitskollegen oder berufliche Interessen zur ehrenamtlichen Tätigkeit.

**Tabelle 22: Zugangsweg zur freiwilligen Tätigkeit**

Zugang durch	Häufigkeit	Prozente
Freunde/ Bekannte	34	30,6
die eigenen Kinder	10	9,0
Verwandte	7	6,3
Nachbarn	6	5,5
das QM	6	5,4
Medien	4	3,6
sonstiges	40	36,0
Keine Angabe	4	3,6
Gesamt	111	100

Quelle: eigene Erhebung Wedding 2002

#### 4.3.2.3 Wovon hängt die Ausübung eines Ehrenamtes ab?

Im folgenden Abschnitt soll untersucht werden, wovon die Ausübung eines Ehrenamtes abhängt.

Betrachtet man zunächst das Alter der Engagierten, so ist im Soldiner Kiez und im Sprengelkiez/ Sparrplatz die Tendenz zu erkennen, dass mit zunehmenden Alter der Anteil der Ehrenamtlichen eher abnimmt (vgl. Tab. 23). Allerdings gibt es eine auffällige Besonderheit. Unter den 18 - 24jährigen engagieren sich im Sprengelkiez/ Sparrplatz nur 19,2 %, während im Soldiner Kiez fast doppelt so viele einer ehrenamtlichen Tätigkeit nachgehen (39,5 %). Die Ursache könnte im Sprengelkiez/ Sparrplatz im unzureichenden Freizeitangebot für Kinder und Jugendliche liegen, was viele Befragte beklagten. So wurden beispielsweise in den letzten Jahren allein zwei Jugendzentren geschlossen, und einem weiteren droht die Schließung.

Untersucht man die Frage im Hinblick auf den Bildungsstand, so wird deutlich, dass der Anteil der Ehrenamtlichen in beiden Kiezen mit zunehmender Bildung steigt (vgl. Tab. 24).

Bei der Gegenüberstellung der Schulabschlüsse von Deutschen und Ausländern zeigt sich deutlich, dass der Anteil von Ausländern ohne Hauptschulabschluss oder sonstigem Schulabschluss deutlich höher ist als bei Deutschen. Auch haben engagierte Personen ausländischer Staatsangehörigkeit weit weniger Realschulabschlüsse sowie die Allgemeine Hochschulreife, was auf eine

Ungleichheit im Bildungsstand hinweist. Das Engagementpotential steigt demnach mit einem höheren Bildungsniveau. Nach Aussagen von Befragten beträgt jedoch der Anteil von ausländischen Kindern in der Grundschule in der Tegeler Straße im QM Sparrplatz weit über 50 %, obwohl der Kiez nur einen Ausländeranteil von 35 % besitzt. Ein Großteil der Kinder hat unzureichende Deutschkenntnisse. Das Bildungsniveau wurde als sehr schlecht bezeichnet. Man müsste also Probleme dieser Art lösen, um das vorhandene Engagementpotential langfristig zu erhöhen. Dafür bedarf es vor allem Lösungsansätze auf politischer Ebene.

**Tabelle 23: Zusammenhang zwischen der Ausübung eines Ehrenamtes und dem Alter des Engagierten**

Kiez		Ausübung eines Ehrenamtes im vergangenen Jahr		Gesamt
		ja	nein	
Soldiner Kiez Alter	18-24 Jahre			43
		39,5%	60,5%	
	25-39 Jahre			95
		26,3%	73,7%	
	40-59 Jahre			80
	21,3%	78,8%		
	älter als 60 Jahre			36
		25,0%	75,0%	
	Gesamt			254
		26,8%	73,2%	
Sprengelkiez/ Sparrplatz Alter	18-24 Jahre			26
		19,2%	80,8%	
	25-39 Jahre			97
		25,8%	74,2%	
	40-59 Jahre			80
	23,8%	76,3%		
	älter als 60 Jahre			30
		23,3%	76,7%	
	Gesamt			233
		24,0%	76,0%	

Quelle: Bewohnerbefragung Wedding 2002

Auf Kiezebene muss man sich die Frage stellen, ob ein Grund für den geringeren Anteil an Ehrenamtlichen bei Personen mit einem niedrigen Schulabschluss nicht auch darin liegt, dass es für sie zu wenig spezifische Engagementmöglichkeiten gibt. Ungewollt besteht so eine Engagementbarriere für diejenigen, die es nicht gelernt haben sich „bürgerlich“ zu beteiligen.

In der Arbeitslosigkeit könnte eine weitere Engagementbarriere gesehen werden. Die Befragung ergab, dass im Soldiner Kiez deutlich mehr Arbeitslose (inklusive Null- und Kurzarbeit) eine ehrenamtliche Tätigkeit ausüben (29 %) als im Sprengelkiez/ Sparrplatz (5,9 %). Das könnte durch eine stärkere Resignation unter den Arbeitslosen im Sprengelkiez/ Sparrplatz erklärt werden. Zudem scheint es im Soldiner Kiez mehr Möglichkeiten zu geben, sich zu engagieren.

Studenten und Erwerbstätige stellen den größten Anteil an den Ehrenamtlichen in beiden Kiezen. Bezüglich der Studenten wird das Ergebnis bestätigt, dass bei Personen mit einer höheren Bildung und einem niedrigen Alter die Bereitschaft, eine ehrenamtliche Tätigkeit aufzunehmen, größer ist.

**Tabelle 24: Zusammenhang zwischen der Ausübung eines Ehrenamtes und dem Schulabschluss (Kiezvergleich)**

Kiez		Ausübung eines Ehrenamtes im vergangenen Jahr		Gesamt
		ja	nein	
Soldiner Kiez	niedriger Schulabschluss	20,7%	79,3%	82
	mittlerer Schulabschluss	22,8%	77,2%	79
	hoher Schulabschluss	40,3%	59,7%	72
	anderer Schulabschluss	26,7%	73,3%	15
	Gesamt	27,4%	72,6%	248
Sprengelkiez/ Sparrplatz	niedriger Schulabschluss	14,5%	85,5%	55
	mittlerer Schulabschluss	20,3%	79,7%	59
	hoher Schulabschluss	35,8%	64,2%	95
	anderer Schulabschluss	12,5%	87,5%	16
	Gesamt	24,9%	75,1%	225

Quelle: Bewohnerbefragung Wedding 2002

Rentner sind weniger engagiert als Studenten oder Arbeitslose, was durch das höhere Alter, aber auch durch Krankheit, wie bei Invalidenrentnern, begründet werden kann.

Eine weitere Frage, der nachgegangen wurde, war, ob das sich Wohlfühlen im Wohnumfeld, d. h. im Kiez, die Ausübung einer ehrenamtlichen Tätigkeit beeinflussen kann. So ergab die Erhebung, dass die überwiegende Mehrzahl der im Kiez Engagierten sich in ihrem Kiez wohl fühlen (vgl. Tab. 25). Eine deutliche Verbesserung der "Kiezatmosphäre" trägt demnach zu einem Mehr an Engagement im Kiez bei. Maßnahmen wie Kiezfeste, Müllbeseitigung oder Begrünung können sich also indirekt auf die Steigerung des Engagementpotentials auswirken. Die geplante Verringerung des Grüns in der Triftstraße (Sprengelkiez/ Sparrplatz) könnte zum Beispiel eher zu einer Senkung des Engagementpotentials führen, da sich viele Anwohner der Triftstraße kritisch dazu äußerten.

Im Unterschied zu einer durchgeführten Untersuchung im Berliner Bezirk Moabit konnte in beiden analysierten Kiezen kein Zusammenhang zwischen der Kontaktintensität mit Nachbarn und der Ausübung eines Ehrenamtes im Kiez festgestellt werden. Jedoch ist bemerkenswert, dass diejenigen, die mehr Zeit mit ihren Nachbarn verbringen, sich weniger im Kiez engagieren. Dagegen verbringen im Soldiner Kiez 59,9 % und im Sprengelkiez/ Sparrplatz 80,0 % der Engagierten im Kiez keine oder maximal bis zu zwei Stunden mit ihren Nachbarn.

Viele der in den Kiezen engagierten Bewohner leben 1 bis 5 Jahre im Kiez. Mit zunehmender Wohndauer geht der Anteil der Ehrenamtlichen zurück, so dass er bei denen, die 20 Jahre und länger im Kiez wohnen, am geringsten ist. Der Anteil der älteren Engagierten im Kiez wächst mit zunehmender Wohndauer. Von den 18-39jährigen wohnen dagegen knapp die Hälfte weniger als 5 Jahre in den Kiezen. Diese Personen sind generell mehr engagiert als die über 40jährigen. Die über 60jährigen engagieren sich, wie schon erwähnt, auf Grund gesundheitlicher

Probleme nicht mehr so häufig. Die Abnahme der Ehrenamtlichen mit längerer Wohndauer lässt vermuten, dass ein Teil der Engagierten wieder den Kiez verlässt, sobald sie die Möglichkeit dazu haben. Unter den Bewohnern, die aus ökonomischen Gründen nicht aus dem Kiez wegziehen können, ist die Bereitschaft, sich zu engagieren, gering.

**Tabelle 25: Zusammenhang zwischen den im Kiez ehrenamtlich Tätigen und ihrem Wohlfühlen im Kiez**

Kiez			Häufigkeit	Prozent
Soldiner Kiez	Gültig	wohl	28	80,0
		unwohl	7	20,0
		Gesamt	35	100,0
Sprengelkiez/ Sparrplatz	Gültig	wohl	23	76,7
		unwohl	7	23,3
		Gesamt	30	100,0

Quelle: eigene Erhebung Wedding 2002

Anders ist es bei den Engagierten im Kiez, die auch Freunde dort haben (vgl. Tab. 26). Die Befragung ergab, dass im Soldiner Kiez mehr dort Engagierte Freunde vor Ort haben als im Sprengelkiez/ Sparrplatz. Anscheinend wird durch im Kiez wohnende Freunde eine stärkere Ortbindung bewirkt, was das Verlangen nach verbesserten Wohnumfeldverhältnissen zu steigern scheint.

**Tabelle 26: Zahl der ehrenamtlich Tätigen im Kiez mit Freunden im Wedding**

Kiez		Häufigkeit	Prozent
Soldiner Kiez	ja	27	77,1
	nein	7	20,0
	keine Angabe	1	2,9
	Gesamt	35	100,0
Sprengelkiez/ Sparrplatz	ja	18	60,0
	nein	12	40,0
	Gesamt	30	100,0

Quelle: eigene Erhebung Wedding 2002

Interessant ist auch die Frage nach dem Engagement der ausländischen Bevölkerung. So ist zu festzustellen, dass im Soldiner Kiez mehr Menschen mit nicht-deutscher Herkunft ehrenamtlich tätig sind (27,9 % aller befragten Ausländer) als im Sprengelkiez/ Sparrplatz (16,7 %) (vgl. Tab.27). Unter Berücksichtigung der im Kiez engagierten Ausländer (10 Personen im Soldiner Kiez, 5 Personen im Sprengelkiez/ Sparrplatz) scheinen die Beziehungen der Vereine, auch der ausländischen, im Soldiner Kiez inhaltlich und ethnisch homogener zu sein, worin auch ein Engagementpotential gesehen werden kann (vgl. Leitfadeninterviews mit Experten aus dem Bereich Vereine und Initiativen). Ein weiterer Grund für die geringere Zahl an ausländischen Engagierten im Sprengelkiez/ Sparrplatz könnte dort auch im QM liegen. In einem Expertengespräch mit einem QM - Mitarbeiter wurde den ausländischen, v. a. muslimischen Mitbürgern wenig Toleranz entgegengebracht und ihnen zusätzlich vorgeworfen, dass ihre fehlende Integration an ihnen selber liege (vgl. Leitfadeninterviews mit den zuständigen Quartiersmanagern). Einstellungen dieser Art wurden auch von

Bewohnern in der Befragung geäußert. Dies unterstreicht das Problem der Kommunikationsschwierigkeiten zwischen den Nationalitäten, was gerade in Wohngebieten mit einem hohen Ausländeranteil besteht. Daraus könnte auch das geringere Engagement unter Ausländern im Sprengelkiez/ Sparrplatz resultieren. Mit dem Ergebnis, dass sich die im Kiez engagierten Ausländer mehrheitlich an ihrem Wohnort wohlfühlen, wird diese Annahme zusätzlich unterstützt. Bei Engagierten deutscher Staatsbürgerschaft bestätigt sich ebenso, dass die Ausübung einer freiwilligen Tätigkeit im Kiez stark mit dem Wohlfühlen vor Ort zusammenhängt.

**Tabelle 27: Verteilung der ehrenamtlich Engagierten nach Deutschen und Ausländern (basierend auf 1. Staatsbürgerschaft) nach Kiezen**

Kiez		Ausübung eines Ehrenamts vergangenen Jahr		Gesamt
		ja	nein	
Soldiner Kiez	Deutsche	26,2%	73,8%	195
	Ausländer	27,9%	72,1%	61
	Gesamt	26,6%	73,4%	256
Sprengelkiez/ Sparrplatz	Deutsche	25,8%	74,2%	186
	Ausländer	16,7%	83,3%	48
	Gesamt	23,9%	76,1%	234

Quelle: Bewohnerbefragung Wedding 2002

### 4.3.3 Kiez- und nachbarschaftsbezogene Engagementpotenziale

Ein Ziel der Befragung bestand darin, eine genauere Einschätzung über die Engagementpotenziale der Bewohner in den Kiezen zu erlangen. Um diese Potenziale herauszukristallisieren, wurden den Probanden fiktive Situationen vorgegeben. Zum einen sollte die Engagementbereitschaft auf lokaler kiezbezogener Ebene genauer untersucht werden, indem die Bewohner gefragt wurden, ob sie bereit wären, eine freiwillige Aufgabe im Kiez zu übernehmen. Zum anderen wurden sie gefragt, ob sie sich an einer von den Nachbarn initiierten Aktion zur Hofbegrünung beteiligen würden. Diese Frage sollte v. a. Aufschluss über die Engagementbereitschaft auf der kleinräumlichen nachbarschaftlichen Ebene geben.

#### 4.3.3.1 Engagementbereitschaft im Kiez

**Tabelle 28: Bereitschaft zu einer freiwilligen Aufgabe im Kiez**

		Kiez		Gesamt
		Soldiner Kiez	Sprengelkiez/ Sparrplatz	
Bereitschaft zu einer freiwilligen Aufgabe im Kiez	ja	38,4%	35,1%	36,9%
	nein	47,8%	39,6%	43,9%
	weiß ich nicht	13,8%	25,2%	19,2%
Gesamt		224	202	426

Quelle: eigene Erhebung Wedding 2002

Die Bereitschaft zur Übernahme einer freiwilligen Aufgabe im Kiez ist in den beiden Untersuchungsgebieten hoch, wenn auch signifikant unterschiedlich ausgeprägt (vgl. Tab. 28). Während im Soldiner Kiez 47,8% der Befragten mit "Nein" antworteten, so waren es im Sprengelkiez/ Sparrplatz mit 39,6% deutlich weniger. Hinsichtlich der "Ja" - Antworten ist dieser Unterschied nicht ganz so deutlich: 38,4% im Soldiner Kiez und 35,1% im Sprengelkiez/ Sparrplatz. Dies lässt darauf schließen, dass die Einstellungen bezüglich eines freiwilligen Engagements im Soldiner Kiez polarisierter sind: es antworteten nur 13,8% mit "weiß ich nicht", wohingegen es im Sprengelkiez/ Sparrplatz mehr als ein Viertel (25,2%) der Befragten waren. Wertet man diese Unentschiedenheit positiv, indem durch geeignete Maßnahmen auch diese Gruppe zu einem Engagement zu bewegen wäre, so erhöht sich das Engagementpotential auf mehr als 50% (Soldiner Kiez) bzw. sogar auf gut 60% (Sprengelkiez/ Sparrplatz).

Die ursprüngliche Vermutung, dass die Bereitschaft zum Engagement eng an *das Wohlfühlen im Kiez* gebunden ist und demzufolge diejenigen Bewohner, die sich in ihrem Kiez wohl<sup>18</sup> fühlen, eher dazu bereit wären als diejenigen, die sich unwohl fühlen, kann nicht bestätigt werden. Vielmehr scheint es zunächst überhaupt keinen Zusammenhang zu geben: ob „Wohlfühler“ oder „Nichtwohlfühler“, beide Bewohnergruppen sind zu fast gleichen Teilen zum Engagement im Kiez bereit (vgl. Tab. 29). Dennoch kann ein negativer Zusammenhang vermutet werden, denn gerade hinsichtlich des "Wohlfühlfaktors" sind die Kiezunterschiede gravierend. Während sich im Soldiner Kiez nur 58% der Befragten wohl fühlen, sind es im Sprengelkiez/ Sparrplatz deutlich mehr (80%). Trotzdem ist die

<sup>18</sup> Diese beiden Kategorien setzen sich zusammen aus den Antwortkategorien "ich fühle mich sehr wohl" und "ich fühle mich eher wohl" (wohl) bzw. "ich fühle mich sehr unwohl" und "ich fühle mich eher unwohl" (unwohl).

Engagementbereitschaft im Soldiner Kiez höher. Zudem fällt die Antwort auf die Frage hier klarer mit "ja" oder "nein" aus. Es kann vermutet werden, dass im Soldiner Kiez gerade die negative Atmosphäre dazu führt, dass sich Bewohner engagieren würden, um die Situation zu verbessern. Im Sprengelkiez/ Sparrplatz hingegen scheint dieser kritische Punkt noch nicht überschritten zu sein. Der überwiegende Teil der befragten Bevölkerung fühlt sich wohl, was die Bereitschaft, etwas zu tun sicherlich positiv beeinflusst, allerdings scheint die Notwendigkeit dessen den Befragten nicht so deutlich wie im Soldiner Kiez. Damit lässt sich eventuell auch der im Vergleich zum Soldiner Kiez extrem hohe Anteil an Unentschlossenen im Sprengelkiez/ Sparrplatz erklären.

**Tabelle 29: Bereitschaft zu einer freiwilligen Aufgabe und Wohlfühlen im Kiez**

		Wohlfühlen im Kiez			Gesamt
		wohl	unwohl	keine Angabe	
Bereitschaft zu freiwilligen Aufgabe im Kiez	ja	36,8%	37,8%	16,7%	36,9%
	nein	42,8%	45,2%	66,7%	43,9%
	weiß ich nicht	20,4%	17,0%	16,7%	19,2%
Gesamt		285	135	6	426

Quelle: eigene Erhebung Wedding 2002

Eng mit dem Wohlfühlen verknüpft ist der Wunsch, zu bleiben oder wegzuziehen. In Bezug auf die Engagementbereitschaft bestand zunächst die Annahme, dass diejenigen, die aus dem Kiez wegziehen würden, dementsprechend auch weit weniger bzw. sogar gar nicht bereit wären, sich zu engagieren. Die Unterschiede sind jedoch erstaunlich gering. Von denen, die wegziehen würden, wären 36% zu einem Engagement bereit, bei den Bleibenden sind es 38,3%. Ein Grund für dieses Ergebnis könnte der fiktive Charakter der Fragen sein (*Wenn Sie könnten: Würden Sie innerhalb der nächsten 6 Monate aus dem Kiez wegziehen? Wären Sie bereit, eine freiwillige Aufgabe im Kiez zu übernehmen?*), sodass die Antworten sich sozusagen eher an den Wünschen und sozialer Erwünschtheit als an den Realitäten orientierten.

Hinsichtlich der Vermutung, dass die Bereitschaft zum Kiezengagement m. o. w. den *Glauben an die Wirksamkeit von Bürgerinitiativen* voraussetzt, wurde folgendes festgestellt: die Überzeugung, dass solche Initiativen etwas bewirken können, führt zwar nicht zu einer erhöhten Engagementbereitschaft, aber der Zweifel bzw. Unglaube daran wirkt sich negativ auf die Bereitschaft aus. Dafür spricht auch, dass diejenigen, die sich nicht engagieren würden und dafür als Grund mangelnde Erfolgsaussichten angaben, in 7 von 10 Fällen nicht an die Wirksamkeit von Bürgerinitiativen glauben bzw. sie zumindest bezweifeln.

Der Einfluss der *Wohndauer* auf die Engagementbereitschaft scheint eher gering zu sein. Auffallend ist dabei allerdings der gravierende Unterschied in den untersuchten Kiezen (vgl. Tab. 30). Im Sprengelkiez/ Sparrplatz sind die Engagementbereiten über die Wohnungsdauer nahezu gleichverteilt - nur bei den länger als 40 Jahre dort Lebenden ist sie niedriger, was vermutlich mit dem höheren Alter derjenigen zusammenhängt - und somit ist keine Abhängigkeit ersichtlich. Im Soldiner Kiez hingegen ist die Bereitschaft zur Ausübung einer freiwilligen Kieztätigkeit nach Wohndauer deutlich differenzierter. Bis zu einer Wohndauer von 10 Jahren nimmt die Bereitschaft zu (von 42,9% bei einer Wohndauer von weniger als einem Jahr bis hin zu 51,4% bei einer Wohndauer von 5-10 Jahren). Anschließend nimmt diese Bereitschaft rapide ab. Während im Sprengelkiez/Sparrplatz die Bereitschaft mit der Wohndauer nicht abnimmt, geht

im Soldiner Kiez die Engagementbereitschaft schlagartig zurück. Diese unterschiedlichen Verläufe in den Kiezen könnten ein Hinweis auf eine unterschiedliche Atmosphäre in den Kiezen sein, dahingehend, dass im Soldiner Kiez die Konflikte und Probleme stärker zu Tage treten und nach einer bestimmten Zeit zur Resignation in Form von passiver Ohnmacht oder aktivem Wegzug führen. Die Konflikte im Sprengelkiez/ Sparrplatz scheinen demgegenüber latenter zu sein, der Anteil der Unentschlossenen ist wie bereits erwähnt sehr hoch.

**Tabelle 30: Engagementbereitschaft im Kiez und Wohndauer in Jahren in den Kiezen**

Kiez			Bereitschaft zu einer freiwilligen Aufgabe im Kiez			Total
			ja	nein	weiß ich nicht	
Soldiner Kiez	Wohndauer im Kiez (in Jahren)	weniger als 1 Jahr	42,9%	39,3%	17,9%	28
		1 - 5 Jahre	39,5%	45,3%	15,1%	86
	5 - 10 Jahre	51,4%	37,8%	10,8%	37	
	10 - 20 Jahre	29,7%	56,8%	13,5%	37	
	20 - 40 Jahre	28,1%	59,4%	12,5%	32	
	mehr als 40 Jahre		100,0%		3	
	Total	38,1%	48,0%	13,9%	223	
	Sprengelkiez/ Sparrplatz	weniger als 1 Jahr	35,0%	50,0%	15,0%	20
Sprengelkiez/ Sparrplatz	Wohndauer im Kiez (in Jahren)	1 - 5 Jahre	36,6%	34,1%	29,3%	82
		5 - 10 Jahre	30,4%	43,5%	26,1%	23
	10 - 20 Jahre	39,5%	34,2%	26,3%	38	
	20 - 40 Jahre	34,4%	46,9%	18,8%	32	
	mehr als 40 Jahre	14,3%	57,1%	28,6%	7	
	Total	35,1%	39,6%	25,2%	202	

Quelle: eigene Erhebung Wedding 2002

Zwischen der Engagementbereitschaft und der *Erwerbstätigkeit* bzw. Erwerbslosigkeit an sich lässt sich zunächst kein Zusammenhang feststellen. Hinter dem Begriff der Erwerbslosigkeit können sich jedoch verschiedene Lebenssituationen verbergen, sodass sich bei einer Prüfung zwischen der Bereitschaft und dem Grund der Erwerbslosigkeit eventuell eher Zusammenhänge abzeichnen würden<sup>19</sup>.

Bezüglich der Bereitschaft zum Engagement im Kiez und dem Alter und lassen sich klare Aussagen treffen (vgl. Tab. 31). Mit zunehmendem Alter sinkt die

<sup>19</sup> Aufgrund der zu kleinen Fallzahl können hierzu keine statistisch gesicherten Angaben gemacht werden, aber es ist zu vermuten, dass ein Großteil des Potentials bei Schülern (45,5%), Hausfrauen/ -männern (53,6%) und auch Arbeitslosen [zuzüglich Null-/ Kurzarbeiter] (38,6%) liegt. Deutlich weniger engagieren würden sich sowohl Rentner (vgl. Engagementbarrieren) als auch Studenten. Auffällig ist hier v. a. der Kiezunterschied, der sich auch mit den Ergebnissen bezüglich der Ausübung eines Ehrenamtes deckt: während sich im Sprengelkiez/Sparrplatz 31,3% der Arbeitslosen engagieren würden, sind es im Soldiner Kiez 48%.

Engagementbereitschaft: während bei den 18 – 24jährigen 44,4% bereit wären, sich im Kiez zu engagieren, sind es bei den 25 – 39jährigen 41,2%, bei den 40 – 59jährigen dann deutlich weniger (34,1%) und bei den über 60jährigen nur noch 24,6%. Ein Grund hierfür ist sicherlich, dass mit Zunahme des Alters auch gesundheitliche Beschwerden zunehmen, welche die Ausübung von Tätigkeiten einschränken. Zum anderen wird angenommen, dass ältere Menschen sich in ihrer Selbstwahrnehmung als zunehmend ungeeignet erachten (vgl. Engagementbarrieren). Ein Grund für die höhere Engagementbereitschaft der 18 – 24jährigen und 25 - 39jährigen dürfte auch in der familiären Situation liegen, denn diejenigen, in deren Haushalten Kinder unter 18 Jahre leben, sind eher bereit, sich zu engagieren - vermutlich v. a. auch in Schulen und Kindergärten, um nicht zuletzt die Verhältnisse im Kiez für die eigenen Kinder verbessern zu können.

**Tabelle 31: Alter und Engagementbereitschaft**

	Bereitschaft zu einer freiwilligen Aufgabe im Kiez			Total
	ja	nein	weiß ich nicht	
Alter 18-24 Jahre	44,4%	30,2%	25,4%	63
25-39 Jahre	41,2%	38,8%	20,0%	165
40-59 Jahre	34,1%	50,0%	15,9%	138
älter als 60 Jahre	24,6%	57,9%	17,5%	57
Total	37,1%	43,7%	19,1%	423

Quelle: eigene Erhebung Wedding 2002

Nicht nur hinsichtlich des Alters, auch bezüglich der Nationalität scheint es Unterschiede in der Engagementbereitschaft zu geben (vgl. Tab. 32). Anhand unserer Stichprobe kann davon ausgegangen werden, dass die ausländische Bevölkerung mit 47,8% tendenziell eher dazu bereit wäre (gegenüber 33,8% bei der deutschen Bevölkerung). Besonders ausgeprägt ist dieser Unterschied in der Engagementbereitschaft im Soldiner Kiez, in dem sich 55,8 % der ausländischen Bewohner engagieren würden, aber nur 33,1% der deutschen Bewohner (vgl. Tab. 33). Im Sprengelkiez/ Sparrplatz ist der Unterschied deutlich geringer ausgeprägt, v.a. bei den Unentschlossenen spielt die Nationalität keine Rolle. Doch worin liegt die Ursache für die differenzierte Engagementbereitschaft, sowohl zwischen den Nationalitäten, als auch zwischen den Kiezen? Obwohl, wie bereits festgestellt, kein direkter Zusammenhang zwischen der Bereitschaft zum Engagement und dem Wohlfühlen im Kiez nachgewiesen werden kann, so bietet es in diesem Fall einige Anhaltspunkte. Die Frage nach dem Wohlfühlen im Kiez, wurde in den beiden Kiezen sehr unterschiedlich beantwortet (vgl. Tab. 34). Abgesehen davon, dass sich die Bewohner des Soldiner Kiezes insgesamt deutlich weniger wohl fühlen als die Bewohner des Sprengelkiez/ Sparrplatz (57,5% gegenüber 80,0%), differenziert sich das Wohlfühlen auch nach Nationalitäten. Im Sprengelkiez/ Sparrplatz gaben nahezu 90,0% der ausländischen Befragten an, sich wohl zu fühlen, bei der deutschen Bevölkerung waren es etwas weniger (77,4%). Im Soldiner Kiez ist es umgekehrt, die ausländische Bevölkerung fühlt sich noch unwohler als die deutsche, aber vielleicht wächst gerade damit die Einsicht und der Wunsch, etwas tun zu müssen bzw. zu können, um die eigene Lebenssituation positiver zu

gestalten. Warum die ausländische Bevölkerung im Allgemeinen eher dazu bereit ist, sich zu engagieren, lässt sich zwar nur vermuten, jedoch könnte den stärker ausgeprägten sozialen Netzen im Kiez (Familie und Freunde) dabei eine entscheidende Rolle zukommen. Diese stärken die Ortsbindung und das generelle Interesse an einem intakten Wohnumfeld, was dazu führt, dass sowohl auf positive als auch auf negative Veränderungen heftiger reagiert wird. Dies wiederum findet in einer erhöhten Engagementbereitschaft bei der ausländischen Bevölkerung seinen Ausdruck.

**Tabelle 32: Engagementbereitschaft im Kiez bei Ausländern und Deutschen (basierend auf der 1. Staatsbürgerschaft)**

	Bereitschaft zu einer freiwilligen Aufgabe im Kiez			gesamt
	ja	nein	weiß ich nicht	
Deutsche	33,8%	46,7%	19,5%	334
Ausländer	47,8%	33,7%	18,5%	92
gesamt	36,9%	43,9%	19,2%	426

Quelle: eigene Erhebung Wedding 2002

**Tabelle 33: Engagementbereitschaft im Kiez bei Ausländern und Deutschen (basierend auf der 1. Staatsbürgerschaft) nach Kiezen**

Kiez		Bereitschaft zu einer freiwilligen Aufgabe im Kiez			Gesamt
		ja	nein	weiß ich nicht	
Soldiner Kiez	Deutsche	33,1%	52,9%	14,0%	172
	Ausländer	55,8%	30,8%	13,5%	52
	Gesamt	38,4%	47,8%	13,8%	224
Sprengelkiez/ Sparrplatz	Deutsche	34,6%	40,1%	25,3%	162
	Ausländer	37,5%	37,5%	25,0%	40
	Gesamt	35,1%	39,6%	25,2%	202

Quelle: eigene Erhebung Wedding 2002

Im Folgenden wurde der Frage nachgegangen, welche Bedeutung dem Sozialkapital in Form von sozialen lokalen Netzwerken hinsichtlich der Engagementbereitschaft im Kiez zukommt. Anhand der Tabellen (35 und 36) wird deutlich, dass das Vorhandensein von Freunden und Verwandten im Kiez einen

positiven Einfluss auf die Bereitschaft zum Engagement ausübt. Diejenigen, die Freunde oder Verwandte im Kiez haben, sind eher dazu bereit. Dies lässt vermuten, dass gerade die lokalen, stabilen sozialen Netzwerke zu einer Ortsbindung beitragen, die in einem verstärkten Interesse am Kiez ihren Ausdruck finden.

Ein weiterer Faktor, der die Engagementbereitschaft wesentlich beeinflusst, ist die Kenntnis von Vereinen im Kiez (vgl. Tab. 37). Diejenigen, die im Kiez tätige Vereine, Initiativen etc. kennen, wären zu 46,8% bereit, eine freiwillige Aufgabe im Kiez zu übernehmen, bei denen ohne genaue Kenntnis sind es nur 29,2%. Auffällig ist v.a. auch, dass die Befragten ohne Vereinskennnisse auf die Frage nach der Engagementbereitschaft viel häufiger mit Unentschlossenheit antworteten. Dies bedeutet, dass eine gezielte Informationsstrategie sicherlich zu einer verstärkten Nutzung des Potential beiträgt: diejenigen, die wissen, wo es welche Möglichkeiten zum Engagement gibt, würden sich verstärkt engagieren. Notwendig sind demzufolge konkrete Informationen sowie eine vielfältige Öffentlichkeitsarbeit durch die bereits bestehenden Vereine und Initiativen.

**Tabelle 34: Wohlfühlen von Ausländern und Deutschen (basierend auf der 1. Staatsbürgerschaft) in den beiden Kiezen**

Kiez	Wohlfühlen im Kiez			Gesamt	
	wohl	unwohl	keine Angabe		
Soldiner Kiez	Deutsche	58,6%	38,9%	2,5%	198
	Ausländer	54,4%	45,6%		68
	Gesamt	57,5%	40,6%	1,9%	266
Sprengelkiez/ Sparrplatz	Deutsche	77,4%	22,0%	,5%	186
	Ausländer	89,8%	8,2%	2,0%	49
	Gesamt	80,0%	19,1%	,9%	235

Quelle: eigene Erhebung Wedding 2002

**Tabelle 35: Engagementbereitschaft und soziale lokale Netzwerke (Freunde)**

	Bereitschaft zu einer freiwilligen Aufgabe im Kiez			Gesamt	
	ja	nein	weiß ich nicht		
gute Freunde im Wedding	ja	40,0%	40,0%	20,0%	245
	nein	32,2%	49,4%	18,3%	180
Gesamt		36,7%	44,0%	19,3%	425

Quelle: eigene Erhebung Wedding 2002

**Tabelle 36: Engagementbereitschaft und soziale lokale Netzwerke (Verwandte)**

		Bereitschaft zu einer freiwilligen Aufgabe im Kiez			Gesamt
		ja	nein	weiß ich nicht	
Verwandte im Wedding	ja	41,2%	39,9%	18,9%	148
	nein	34,3%	46,2%	19,5%	277
gesamt		36,7%	44,0%	19,3%	425

Quelle: eigene Erhebung Wedding 2002

**Tabelle 37: Engagementbereitschaft und Kenntnis von Vereinen im Kiez**

		Bereitschaft zu einer freiwilligen Aufgabe im Kiez			Gesamt
		ja	nein	weiß ich nicht	
Kenntnis im Kiez aktiver Vereine	ja	46,8%	36,6%	16,7%	186
	nein	29,2%	49,6%	21,3%	240
Gesamt		36,9%	43,9%	19,2%	426

Quelle: eigene Erhebung Wedding 2002

Die Ausgangsfrage lautete, inwiefern ein intensives Nachbarschaftsverhältnis die Bereitschaft zum Engagement im Kiez positiv beeinflusst. Es lässt sich feststellen, dass mit Zunahme der Intensität nachbarschaftlicher Kontakte der Anteil derjenigen, die ein Engagement grundsätzlich ablehnen, abnimmt (von 47,9% „praktisch gar keine Zeit“, über 46% „weniger als 0,5 h“ und 41,8% „0,5-2 h“ bis hin zu 35,2% „2-5 h“) (vgl. Tab. 38). Die Gruppe mit sehr engen nachbarschaftlichen Kontakten zeigt zugleich auch die größte Bereitschaft für ein Engagement: 50% „2-5 h“ und 41,2% „mehr als 5 h“. Warum ab einer Kontaktintensität von „mehr als 5 h“ die Bereitschaft wieder sinkt und die klare Ablehnung steigt (auf 41,2%), kann an dieser Stelle nicht abschließend erklärt werden. Zu vermuten ist jedoch, dass ab einem bestimmten Schwellenwert die nachbarschaftlichen Kontakte so intensiv und wichtig werden, dass sie ihren ursprünglich positiven Einfluss für das Kiezengagement umkehren, indem sie zu einem verringerten Interesse am Kiez führen.

Des Weiteren galt es zu überprüfen, ob es einen positiven Zusammenhang zwischen der Bereitschaft zur Teilnahme an einer Hofbegrünung mit den Nachbarn und der Bereitschaft zum Engagement im Kiez gibt. Von denjenigen, die sich an einer Hofbegrünung beteiligen würden (76,7%!), wären 41,7% auch zu einer anderen freiwilligen Aufgabe im Kiez bereit; mit 41,1% liegt der Anteil der Verweigerer nur knapp darunter, was eher dafür spricht, dass in diesem Fall kein Zusammenhang besteht. Anders ist dies allerdings bei der Gruppe derjenigen, die eine Hofbegrünung ablehnen: bei ihnen ist der Anteil derer, die sich auch nicht im

Kiez engagieren würden mit 62,5% deutlich höher. Der größere Anteil derer, die bei einer Hofbegrünung mitmachen würden, gegenüber den potentiellen Kiezensengagierten lässt sich vielleicht damit erklären, dass eine Hofbegrünung mit Nachbarn eine viel konkretere Aufgabe ist, deren Aufwand und Erfolg leichter einzuschätzen sind. In diesem Fall würde die Engagementbereitschaft im Kiez v. a. durch konkrete, einschätzbare, im Erfolg sichtbare Aufgaben gefördert werden.

**Tabelle 38: Kontaktintensität mit Nachbarn und Engagementbereitschaft**

		Bereitschaft zu einer freiwilligen Aufgabe im Kiez			Gesamt
		ja	nein	weiß ich nicht	
Kontaktintensität mit Nachbarn (Zeit)	praktisch gar keine Zeit				73
	weniger als 0,5 Stunden	37,0%	47,9%	15,1%	163
	0,5 bis 2 Stunden	31,9%	46,0%	22,1%	98
	2 bis 5 Stunden	37,8%	41,8%	20,4%	54
	mehr als 5 Stunden	50,0%	35,2%	14,8%	34
	weiß ich nicht	41,2%	41,2%	17,6%	2
Gesamt		37,0%	43,6%	19,3%	424

Quelle: eigene Erhebung Wedding 2002

**Tabelle 39: Hofbegrünung und freiwilliges Kiezensengagement**

		Bereitschaft zu einer freiwilligen Aufgabe im Kiez			Gesamt
		ja	nein	weiß ich nicht	
Fiktives Beispiel: Hofbegrünung, Bereitschaft zur Mitarbeit	ja				326
	nein	41,7%	41,1%	17,2%	48
	weiß nicht	22,9%	62,5%	14,6%	35
	keine Angabe	14,3%	40,0%	45,7%	16
Gesamt		31,3%	50,0%	18,8%	425
		36,9%	43,8%	19,3%	

Quelle: eigene Erhebung Wedding 2002

#### 4.3.3.2 Engagementbereitschaft in direkter Nachbarschaft - Mobilisierung der Mieterschaft

Der folgende Abschnitt beschäftigt sich mit dem möglichen Mobilisierungs- und Aktivierungspotential der Mieterschaft. Ausgangspunkt der Untersuchung war die hypothetische Frage, ob die Befragten bereit wären, zusammen mit Nachbarn ihren Hof aufzuräumen und zu begrünen. Darauf antworteten im Soldiner Kiez 82,2 % mit "ja" und im Sprengelkiez/ Sparrplatz 72,6 % (vgl. Tab. 40). Wenn man berücksichtigt, dass die Befragten einem normalen Erwartungsdruck unterlagen, so scheint trotzdem bei vielen Mietern ein Gemeinschaftsbewusstsein zu bestehen. Damit würden sie nicht zu den "lethargischen" und "verantwortungsarmen" Bürgern zählen, wie in den Experteninterviews mit Politikern geäußert wurde (vgl. Leitfadeninterviews mit verschiedenen Stadtteilpolitikern). Ob sie tatsächlich an einer Nachbarschaftsaktion teilnehmen würden, kann nur vermutet werden, denn dafür müsste vermutlich einer der Bewohner die Erstinitiative ergreifen. Ohne einen Impuls von außen scheint das deshalb ungewiss. Das Ergebnis der Umfrage, dass eine deutliche Mehrheit der Befragten nicht ablehnend geantwortet hat, ist trotzdem als positiv zu bewerten.

**Tabelle 40: Bereitschaft zur Teilnahme an einer Nachbarschaftsaktion**

	Kiez		Gesamt
	Soldiner Kiez	Sprengelkiez Sparrplatz	
ja	82,2%	72,6%	77,6%
nein	11,2%	11,5%	11,4%
weiß nicht	4,3%	11,1%	7,5%
keine Angabe	2,3%	4,7%	3,5%
Gesamt	258	234	492

Quelle: eigene Erhebung Wedding 2002

Untersucht man das mögliche Potenzial der Bereitschaft, an einer Nachbarschaftsaktion teilzunehmen, so liegt die Zustimmung bei den Befragten mit niedrigem Bildungsabschluss unter dem Durchschnitt (vgl. Tab. 41). Hier sind demnach die meisten ablehnenden Antworten zu finden. Dies würde auch die Forderung von befragten Anwohnern und Politikern nach einer effektiveren Bildungs- und Schulpolitik stützen (vgl. Leitfadeninterviews mit verschiedenen Stadtteilpolitikern).

Anders als man erwartet hat sich in der Befragung gezeigt, dass die Teilnahmebereitschaft nicht von der Erwerbstätigkeit abhängig ist. Somit hängt es nicht von der sozialen Lage einer Person ab, ob sie zu einer Nachbarschaftsaktion bereit wäre. Die Hemmschwelle zu einem Engagement auf der Hausgemeinschaftsebene scheint geringer zu sein als auf der Kiezebene. Dies würde die Äußerung in Frage stellen, dass "Menschen in schwieriger sozialer Lage nicht den Kopf frei haben" (vgl. Leitfadeninterviews mit verschiedenen Stadtteilpolitikern), um selber aktiv zu werden.

Weiterhin zeigt sich, dass die Hemmschwelle zur Teilnahme mit zunehmender Kontaktintensität sinkt (vgl. Tab. 42). Mit stärker werdender Kontaktintensität scheinen sich die Nachbarn umso besser zu kennen. Je mehr Zeit die Nachbarn miteinander verbringen, desto niedriger ist die Schwelle zur Teilnahme an einer gemeinsamen Aktion. Betrachtet man allerdings nicht nur den prozentualen Anteil

der Zustimmung, sondern den absoluten, so liegt das "Optimum" der Teilnahme bei den Befragten, die weniger als 0,5 Stunden bzw. 0,5 bis 2 Stunden mit den Nachbarn verbringen.

**Tabelle 41: Abhängigkeit der Teilnahmebereitschaft an einer Nachbarschaftsaktion vom Schulabschluss**

	Fiktives Beispiel: Hofbegrünung, Bereitschaft zur Mitarbeit				Gesamt
	ja	nein	weiß nicht	keine Angabe	
niedriger Schulabschluss	70,3%	15,9%	9,4%	4,3%	138
mittlerer Schulabschluss	82,0%	9,4%	4,3%	4,3%	139
hoher Schulabschluss	79,5%	9,6%	9,0%	1,8%	166
anderer Schulabschluss	87,1%	3,2%	6,5%	3,2%	31
Gesamt	78,1%	11,0%	7,6%	3,4%	474

Quelle: eigene Erhebung Wedding 2002

Auffällig ist weiterhin, dass jeweils etwa 10 % der Befragten, die „praktisch gar keine Zeit“ bzw. weniger als eine halbe Stunde mit ihren Nachbarn verbringen, nicht sagen können, ob sie sich beteiligen würden. Daraus könnte man schlussfolgern, dass sie eine Verbesserung ihres Wohnumfeldes begrüßen würden, aber unsicher reagieren, da sie ihre Nachbarn noch nicht so gut kennen.

**Tabelle 42: Abhängigkeit der Teilnahmebereitschaft an einer Nachbarschaftsaktion von der Kontaktintensität mit den Nachbarn**

	Fiktives Beispiel: Hofbegrünung, Bereitschaft zur Mitarbeit				Gesamt
	ja	nein	weiß nicht	keine Angabe	
Kontaktintensität mit Nachbarn (Zeit)					82
praktisch gar keine Zeit	63,4%	22,0%	11,0%	3,7%	
weniger als 0,5 Stunden	77,2%	10,3%	9,2%	3,3%	184
0,5 bis 2 Stunden	83,2%	5,3%	5,3%	6,2%	113
2 bis 5 Stunden	86,6%	13,4%			67
mehr als 5 Stunden	87,8%	4,9%	4,9%	2,4%	41
weiß ich nicht		66,7%	33,3%		3
Gesamt	78,0%	11,4%	7,1%	3,5%	490

Quelle: eigene Erhebung Wedding 2002

Auch hat sich gezeigt, dass die Bereitschaft zur Teilnahme an einer Nachbarschaftsaktion größer ist, wenn die Befragten sich wohl in ihrem Haus fühlen (vgl. Tab 43). Trotzdem überrascht, dass immer noch 67,9 % derjenigen, die sich „unwohl“ fühlen, an einer Aktion teilnehmen würden. Es scheint in diesem Fall der Wunsch nach einer Verbesserung des Wohnumfeldes größer zu sein.

**Tabelle 43: Abhängigkeit der Teilnahmebereitschaft an einer Nachbarschaftsaktion vom Wohlfühlen im Haus**

		Fiktives Beispiel: Hofbegrünung, Bereitschaft zur Mitarbeit				Gesamt
		ja	nein	weiß nicht	keine Angabe	
Wohlfühlen mit Hausnachbarn	wohl	80,3%	9,4%	6,8%	3,5%	395
	unwohl	67,9%	19,0%	10,7%	2,4%	84
	keine Angabe	61,5%	23,1%	7,7%	7,7%	13
Gesamt		77,6%	11,4%	7,5%	3,5%	492

Quelle: eigene Erhebung Wedding 2002

Betrachtet man die Teilnahmebereitschaft an einer Nachbarschaftsaktion in Abhängigkeit vom Wohlfühlen im Kiez, so zeigt sich, dass diese im Soldiner Kiez um fast 10 % höher liegt, als im Sprengelkiez (vgl. Tab. 44). Dies könnte am größeren Wohlbefinden der Befragten im Sprengelkiez/ Sparrplatz liegen. Hier äußerten 83,5 % der Befragten, dass sie sich "wohl" fühlen. Eine Hofbegrünungsaktion zur Verbesserung der Wohnsituation wird vielleicht deshalb als nicht so notwendig erachtet. Im Gegensatz dazu fühlen sich im Soldiner Kiez nur 60,4 % der Befragten "wohl". Die Bereitschaft zur Teilnahme scheint größer zu sein, da man die eigene Wohnsituation gern verbessert sehen möchte. Ein "stärkeres Wohlfühlen" im Kiez, damit verbunden eine stärkere Ortbindung, müsste allerdings die Wegzugsabsicht verringern und die Engagementbereitschaft im eigenen Wohnumfeld erhöhen. Es hat sich aber gezeigt, dass die Teilnahmebereitschaft nicht von einer Wegzugsabsicht abhängt. Eine Hofbegrünungsaktion wird demnach gerade von Leuten mit Wegzugsabsicht positiv wahrgenommen. Eventuell liegt darin eine Motivation zum "Bleiben".

**Tabelle 44: Abhängigkeit der Teilnahmebereitschaft an einer Nachbarschaftsaktion vom Wohlfühlen im Kiez**

Kiez		Fiktives Beispiel: Hofbegrünung, Bereitschaft zur Mitarbeit				Gesamt
		ja	nein	weiß nicht	keine Angabe	
Soldner Kiez Wohlfühlen im Kiez	wohl	84,8%	8,6%	3,3%	3,3%	151
	unwohl	79,4%	13,7%	5,9%	1,0%	102
	keine Angabe	60,0%	40,0%			5
	Gesamt	82,2%	11,2%	4,3%	2,3%	258
Sprengelkiez/ Sparrplatz Wohlfühlen im Kiez	wohl	75,5%	10,1%	10,1%	4,3%	188
	unwohl	62,2%	17,8%	13,3%	6,7%	45
	keine Angabe			100,0%		1
	Gesamt	72,6%	11,5%	11,1%	4,7%	234

Quelle: eigene Erhebung Wedding 2002

Wird die Bereitschaft zur Teilnahme an einer Hofbegrünungsaktion in Abhängigkeit von der Ausübung eines Ehrenamtes untersucht, so zeigt sich, dass diese bei ehrenamtlich Tätigen höher ist. 83,1 % von ihnen könnten sich vorstellen an solch einer Aktion teilzunehmen. Bei jenen, die keinem Ehrenamt nachgingen, lag dieser Anteil nur bei 75,9 %. Grund dafür, dass hierbei diejenigen überwiegen, die bereits ein Ehrenamt ausüben, könnte dadurch erklärt werden, dass die Einstiegshemmschwelle zum Engagement schon überwunden wurde. Für die Teilnahmebereitschaft an einer Nachbarschaftsaktion spielt es jedoch keine Rolle, ob der Ehrenamtlichkeit innerhalb oder außerhalb des Kiezes nachgegangen wird. Entscheidend ist die Ehrenamtlichkeit an sich. So würden 83,2 % der insgesamt ehrenamtlich Tätigen an einer entsprechenden Aktion teilnehmen.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Einstellung gegenüber einem freiwilligen Engagement im eigenen Haus durchaus als positiv zu werten ist. Es scheint, dass die Engagementbereitschaft konsistent ist, und sich über verschiedene Ebenen (Kiez, Nachbarschaft) erstreckt. Es gilt also, den richtigen Ansprechpartner unter den "potentiell Bereiten" zu finden, der seinerseits in der Lage ist, andere zu aktivieren. Das Beispiel der QM- Mitarbeiterin Altun Kanyak im QM Pankstraße zeigt einen möglichen Weg auf, und gleichzeitig eines der bestehenden Hauptprobleme im Soldiner Kiez sowie im Sprengelkiez/ Sparrplatz: die Sprache (vgl. Leitfadeninterviews mit verschiedenen Stadtteilpolitikern).

#### 4.3.4 Engagementbarrieren

**Tabelle 45: Engagementbarrieren im Kiezvergleich**

		Kiez		Gesamt
		Soldiner Kiez	Sprengelkiez/ Sparrplatz	
Engagement-Barriere	keine Zeit	47,6%	46,5%	47,1%
	kein Interesse/keine Lust	8,1%	14,1%	10,8%
	Krankheit/Alter	12,9%	13,1%	13,0%
	keine Identifikation	9,7%	14,1%	11,7%
	Unkenntnis/Informationsmangel	7,3%	2,0%	4,9%
	keine Erfolgsaussicht	6,5%	2,0%	4,5%
	Sonstiges	8,1%	8,1%	8,1%
Gesamt		124	99	223

Quelle: Bewohnerbefragung Wedding 2002

Auf die Frage nach den Gründen für eine Absage hinsichtlich der Ausübung einer freiwilligen Tätigkeit im Kiez war die häufigste Antwort, dass dafür keine Zeit übrig sei (47,1%). Dahinter kann sich jedoch eine Vielzahl anderer Gründe verstecken. Zusammen mit den krankheits- und altersbedingten Gründen (13%) und sonstigen Gründen (8,1%) machen sie mehr als zwei Drittel der Engagementbarrieren aus, was keinesfalls überraschend und vom Kiez unabhängig ist. Weitere genannte Gründe wie eine fehlende Identifikation mit dem Kiez, der Mangel an Interesse, Informationen und der Aussicht auf Erfolg scheinen interessanter zu sein und sind in den Kiezen z. T. auch unterschiedlich stark ausgeprägt. Die fehlende Kiezidentifikation wird in beiden Quartieren zwar als dritthäufigster Grund angegeben, jedoch nicht im gleichen Maße: 9,7% Soldiner Kiez, 14,1% Sprengelkiez/ Sparrplatz. Die jeweils weniger häufig genannten Gründe waren Unkenntnis und keine Erfolgsaussicht, wobei hier jedoch der Unterschied zwischen den Kiezen relativ groß ist: Informationsmangel stellt für 7,3% im Soldiner Kiez ein Engagementhindernis dar, im Sprengelkiez/ Sparrplatz sind es nur 2%. Betrachtet man in diesem Zusammenhang die Bekanntheit des Quartiersmanagements (QM) in den jeweiligen Kiezen, so fällt auf, dass im

Soldiner Kiez 44,7% das QM kennen, während es im Sprengelkiez/ Sparrplatz mit 49,8% mehr sind (der Unterschied ist allerdings nicht signifikant). Die Kenntnis von im Kiez tätigen Vereinen und Initiativen ist zudem besonders wichtig in Bezug auf die Engagementbereitschaft (vgl. Tab. 37). Auch der Grund, dass freiwilliges Engagement keine Aussicht auf Erfolg hat, wird im Soldiner Kiez häufiger genannt: 6,5% gegenüber 2% im Sprengelkiez/ Sparrplatz. Gerade hier lassen sich vielleicht noch Reservemöglichkeiten für das Quartiersmanagement ausmachen.

Bezüglich der Frage, ob bestimmte Engagementbarrieren für verschiedene Altersgruppen in gleichem Maße ausschlaggebend sind, lassen sich folgende Aussagen treffen: mit zunehmendem Alter gewinnt der Hinderungsgrund Krankheit/ Alter an erheblicher Bedeutung und verdrängt schließlich sogar "keine Zeit zu haben" von Rang 1. Spielt Krankheit/ Alter bei den 18 – 24jährigen und 25 – 39jährigen nahezu keine Rolle, geben die 40 – 59jährigen ihn schon mit 10,5% an; und bei den über 60jährigen nimmt dieser Grund mit 57,1% eine absolute Spitzenposition ein. „Keine Zeit“ ist dagegen die Hauptbarriere der 18 – 59jährigen.

**Tabelle 46: Alter und Engagementbarrieren**

		Alter				gesamt
		18-24 Jahre	25-39 Jahre	40-59 Jahre	älter als 60 Jahre	
Engagement-Barriere	keine Zeit	44,8%	59,3%	51,3%	14,3%	47,5%
	kein Interesse/keine Lust	24,1%	7,4%	7,9%	14,3%	10,9%
	Krankheit/Alter		1,2%	10,5%	57,1%	13,1%
	keine Identifikation	10,3%	11,1%	13,2%	8,6%	11,3%
	Unkenntnis/Informationsmangel	6,9%	7,4%	3,9%		5,0%
	keine Erfolgsaussicht	6,9%	3,7%	5,3%	2,9%	4,5%
	Sonstiges	6,9%	9,9%	7,9%	2,9%	7,7%
gesamt		29	81	76	35	221

Quelle: Bewohnerbefragung Wedding 2002

Obwohl die Erwerbstätigkeit bzw. Nichterwerbstätigkeit keinen entscheidenden Einfluss auf die Bereitschaft zum Engagement im Kiez hat, wird vermutet, dass Erwerbstätigkeit dennoch ein Hindernis darstellt (vgl. Tab 47). Tatsächlich geben Erwerbstätige, „keine Zeit“ zu haben, als Haupthindernis an (69,1% gegenüber 29,3% der Nicht- Erwerbstätigen). Bei den Nichterwerbstätigen hält sie zudem auch Krankheit/ Alter vom freiwilligen Engagement ab (21,1%), während dies bei den Erwerbstätigen kaum eine Rolle spielt (3,1%). Des Weiteren auffällig sind die Unterschiede hinsichtlich der Kiezidentifikation: wird eine mangelnde Identifikation mit dem Kiez von 16,3% der Nicht- Erwerbstätigen als Grund für ihr Nicht-Engagement angegeben, so wird dies lediglich von 6,2% der Erwerbstätigen problematisiert. Eine Erklärung hierfür wäre, dass zum einen der Aktionsraum von Nicht- Erwerbstätigen eingeschränkter ist als der von Erwerbstätigen, und dass zum anderen neben dieser örtlichen Fixierung noch eine Zeitkomponente zum Tragen kommt, indem Nicht- Erwerbstätige viel mehr Zeit in ihrem Kiez verbringen und somit Probleme eher wahrnehmen. Von den Erwerbstätigen haben 7,2% keine Lust bzw. kein Interesse an freiwilligen Aufgaben, bei den Nicht-Erwerbstätigen sind es hingegen 13,8%. Vermutet werden könnte, dass nicht-erwerbstätige Personen resignierter und damit schwerer zum Handeln zu motivieren sind. Allerdings ist erstaunlich, dass es gerade die Nicht-Erwerbstätigen sind, die eine mangelnde Erfolgsaussicht weniger häufig als Hinderungsgrund angeben (nur 2,4% gegenüber 7,2% bei den Erwerbstätigen). Nimmt man Engagementbarrieren wie „keine Zeit“ und „Krankheit/ Alter“ als unveränderbar gegeben, so wird deutlich, dass das Potential hinsichtlich einer Engagementförderung durch den gezielten Abbau von Engagementhindernissen bei

den Nicht- Erwerbstätigen mit 49,6% deutlich höher ist, als bei den Erwerbstätigen mit 27,8%. Die Maßnahmen sollten v. a. die Identifikation mit dem Kiez fördern bzw. stärken, das Interesse und die Lust, etwas für den Kiez und seine Mitmenschen zu tun, bei den Bewohnern wecken und dies zugleich durch – nicht nur sichtbare, sondern auch erfahrbare – Erfolge stabilisieren sowie vorhandene Informationsdefizite abbauen.

**Tabelle 47: Engagementbarrieren nach Erwerbstätigkeit**

		Erwerbstätigkeit		Gesamt
		ja	nein	
Engagement-Barriere	keine Zeit	69,5%	29,9%	46,8%
	kein Interesse/keine Lust	7,4%	13,4%	10,8%
	Krankheit/Alter	2,1%	21,3%	13,1%
	keine Identifikation	6,3%	15,7%	11,7%
	Unkenntnis/Informationsmangel	3,2%	6,3%	5,0%
	keine Erfolgsaussicht	7,4%	2,4%	4,5%
	Sonstiges	4,2%	11,0%	8,1%
<b>Gesamt</b>		<b>95</b>	<b>127</b>	<b>222</b>

Quelle: Bewohnerbefragung Wedding 2002

Obwohl die Engagementbereitschaft bei denjenigen, die innerhalb der nächsten 6 Monate wegziehen würden, wenn sie könnten, nur etwas geringer ist als bei denjenigen, die bleiben wollen, sind die Gründe für ein Nichtengagement z. T. sehr verschieden (vgl. Tab 48). Besonders deutlich werden die Unterschiede bei der Bewertung der fehlenden Kiezidentifikation und der Aussicht auf Erfolg als Engagementhindernisse. Notwendig sind daher an Erfolgserlebnisse gekoppelte Maßnahmen, welche die Kiezidentifikation der Wegzugsbereiten stärken bzw. wiederherstellen. Wichtig bei diesen Projekten ist, dass sie die potenziell Engagierten direkt betreffen und somit individuelle Bindungen zum Projekt, zu Gleichgesinnten und zum Kiez leichter aufgebaut werden können.

**Tabelle 48: Engagementbarrieren und Wegzugsbereitschaft**

		Wegzugsabsicht in 6 Monaten?			Gesamt
		ja	nein	keine Angabe	
Engagement-Barriere	keine Zeit	40,8%	53,7%		47,1%
	kein Interesse/keine Lust	7,1%	14,0%		10,8%
	Krankheit/Alter	8,2%	15,7%	50,0%	13,0%
	keine Identifikation	21,4%	4,1%		11,7%
	Unkenntnis/Informationsmangel	5,1%	3,3%	50,0%	4,9%
	keine Erfolgsaussicht	8,2%	1,7%		4,5%
	Sonstiges	9,2%	7,4%		8,1%
<b>Gesamt</b>		<b>98</b>	<b>121</b>	<b>4</b>	<b>223</b>

Quelle: Bewohnerbefragung Wedding 2002

#### 4.3.5 Fazit (Zusammenfassung und Empfehlungen)

Entgegen der Erwartungen ergab die Wedding- Studie, dass 25,3 % der Befragten ehrenamtlich engagiert sind. Das ist beachtlich, entspricht der Wert doch dem Berliner Durchschnitt. Von den Engagierten ist mehr als die Hälfte auf der lokalen Kiezebene tätig, wobei den institutionellen Engagementsträgern wie Kirche/Moschee, Kindertagesstätten, Nachbarschaftsladen oder QM große Bedeutung zukommt. Die Mehrzahl der im Kiez Engagierten fühlt sich am Wohnort wohl. Zu einer ehrenamtlichen Tätigkeit sind die meisten von ihnen über

Freunde und Bekannte gekommen. Das spricht für eine Stärkung lokaler sozialer Netze. Es muss sich herumsprechen, das etwas passiert und wo was los ist. Auch sind effektivere Schul- und Bildungskonzepte notwendig, da die Zahl der ehrenamtlich Engagierten mit dem Bildungsstand steigt. Dabei hat sich eine deutliche Bildungsungleichheit zwischen Deutschen und Ausländern gezeigt, da letztere einen höheren Anteil an den niedrigen Bildungsabschlüssen besitzen. Ein hoher Anteil ausländischer Schüler besitzt geringe Deutschkenntnisse, was die Förderung von mehr Möglichkeiten zum Sprachunterricht notwendig macht, zum Beispiel in Vorschulklassen mit spezieller Sprachförderung. Für deren Eltern bzw. alle ausländischen Bewohner müssen zusätzliche Volkshochschulkurse angeboten werden. Eltern müssen allgemein mehr eingebunden werden, denn die Schule kann der „Kiezmotor“ sein. Der kulturelle Austausch zwischen den Nationalitäten ist unabdingbar. Bei den Bewohnern muss die Neugier geweckt werden, andere, das heißt insbesondere in der Umgebung ansässige, Kulturen kennen zu lernen. Zum einen kann das über ein Kiezfest in Verbindung mit offenen Türen bei Vereinen, Initiativen oder in Schulen, gemeinsame Nutzung von Räumlichkeiten oder gemeinsame kulturelle Veranstaltungen geschehen. Andererseits ist es ebenso notwendig, das politische Engagement aller Bewohner zu fördern. Sie müssen lernen, ihre Interessen zu artikulieren, was zu einer effektiveren Zusammenarbeit mit den Lokalpolitikern führt.

Das bestehende Engagementpotential in den befragten Gebieten ist höher als zunächst erwartet und durchaus positiv; gerade auch bei denen, die relativ viel Zeit im Kiez verbringen, wie Arbeitslose, Hausfrauen /-männer und RenterInnen. Dabei wird die Engagementbereitschaft durch Informationen, wie die Kenntnis von Vereinen im Kiez, lokale soziale Netze und den Glauben an die Wirksamkeit von Bürgerinitiativen positiv beeinflusst. Häufige Engagementbarrieren sind das Alter und undifferenzierte Angebote. Es müssen also mehr altersgerechte und auf die jeweilige Gruppe zugeschnittene Angebote geschaffen werden, die konkret formuliert sind und die Bewohner direkt betreffen.

Vergleicht man die beiden Kieze hinsichtlich Erwerbstätigkeit und Engagement, so fällt auf, dass im Sprengelkiez/ Sparrplatz nur wenige Arbeitslose ehrenamtlich tätig sind. Der Anteil der Bewohner mit niedrigen Bildungsabschlüssen ist bedeutend geringer und der Anteil derjenigen mit einem hohen Bildungsabschluss größer als im Soldiner Kiez. Es überrascht deshalb etwas, dass die Bewohner im Sprengelkiez/ Sparrplatz dennoch generell eher unentschlossen sind und ein relatives Desinteresse bezüglich ihres Kiezes zu zeigen scheinen. Es scheint allgemein weniger Möglichkeiten zu geben, seine Freizeit sinnvoll zu verbringen, so gibt es beispielsweise weniger kulturelle Angebote. Der Kiez besitzt kein erkennbares Zentrum, in dem sich die Bewohner aufhalten können. Daneben kommt die städtebauliche Abschottung und Randlage des Quartiers zur Geltung. Das frühere lebendige „Proletarierviertel“ hat sich heute, laut Aussage einiger älterer Anwohner, zu einem eher gesetzteren Wohnquartier gewandelt.

Im Gegensatz dazu ist die Atmosphäre im Soldiner Kiez lebendiger. Es gibt vielfältigere kulturelle Angebote (Fabrik an der Osloer Straße, Glaskasten, Soldiner Treff, VNP...) - aber auch mehr Gewalt und Kriminalität. Als besonders schlecht wird die Gegend für Kinder angesehen. Der Anteil derjenigen, die sich unwohl fühlen ist hier, im Vergleich zum Sprengelkiez, größer, gerade auch bei der ausländischen Bevölkerung. Trotzdem ist das Engagementpotential der ausländischen Bevölkerung besonders hoch.

## 4.4 Sozialkapital: Sozialstrukturelle Ressourcen im Soldiner und Sprengel- Kiez

Alena Bleicher  
Lars Claussen  
Carsten Foertsch  
Johannes Junius  
Annette Kunz

Dass Sozialkapital (SK) Eigenschaften und Potenziale besitzt, die im Sinne unseres Projektes stabilisierend oder positiv auf die Entwicklung von Stadtteilen wirken können, stellt eine der wichtigsten Aussagen des SK- Konzeptes dar. Das folgende Kapitel bietet besondere Betrachtungsmöglichkeiten auf Umfang und Qualität des Umgangs der Bewohner miteinander, die in beiden Kiezen empirisch untersucht wurden. Die zentrale These lautet: Sozialkapital trägt zur Stabilität und zur Entwicklung von Stadtvierteln bei. Das kiezwirksame Sozialkapital ist umso größer und qualitätsvoller, je umfangreicher und vielseitiger die Netzwerke im Kiez sind. Die Qualität der Netzwerke wird durch die Einhaltung sozialer Normen und durch ein vertrauensvolles Wohnumfeld begünstigt.

In erster Linie interessiert uns, inwieweit Sozialkapital in den beiden untersuchten Kiezen zu finden ist und welche Qualität es besitzt. Da sich Sozialkapital nicht direkt messen lässt, erfolgt seine Bestimmung über bestimmte "Elemente" oder indirekte Indikatoren. Grundlegende Bedingungen für die Entstehung von Sozialkapital ist eine Atmosphäre des Vertrauens und die Existenz und Einhaltung bestimmter fruchtbarer Normen innerhalb von sozialen Beziehungen und Netzwerken.

In einem ersten Abschnitt bewerten wir grundlegende Entstehungsbedingungen für Sozialkapital: Vertrauen, Soziale Normen und deren Ausprägung im Kiez. Der zweite Teil beschäftigt sich anschließend speziell mit Qualität und Quantität verschiedenster sozialer Netzwerke, die auf Stadtteilebene zu finden sind.

### 4.4.1 Intensität von Vertrauen und sozialen Normen

In diesem Abschnitt werden ausgewählte soziale Normen in ihrer Ausprägung bei den Kiezbewohnern überprüft. Bestimmte Normen sind bei der Bildung von Sozialkapital wichtig, da sie fruchtbare Handlungen begünstigen können. Gleiches gilt für die Existenz einer vertrauensvollen Atmosphäre, in dem die Netzwerke agieren. Im Extremfall verhindert fehlendes Vertrauen die Bildung von Netzwerken und sozialen Beziehungen oder zerstört diese. Nach PUTNAM besteht ein direktes Verhältnis zwischen dem Grad des Vertrauens innerhalb einer Gemeinschaft und der Wahrscheinlichkeit von Kooperationen. Je größer das Vertrauen, desto mehr Kooperationen werden möglich. Durch die Kooperationen wird wiederum Vertrauen gefestigt. Für PUTNAM und COLEMAN ist auch die Norm der Reziprozität essentieller Bestandteil zur Entwicklung von Sozialkapital. Die Existenz der "Wie du mir, so ich dir" - Norm erleichtert Kooperationen, weil sie ein Grundvertrauen zu möglichen Kooperationspartnern herstellen kann.

Die durchgeführte empirische Studie deckt diese zu untersuchenden Zusammenhänge mit mehreren Fragestellungen ab. Sie werden im Folgenden, ausgehend von den eben zusammengefassten theoretischen Ansätzen, in drei Themenbereichen dargestellt. Neben möglichen Unterschieden zwischen den beiden Kiezen werden die Fragestellungen auch in Abhängigkeit von der Altersklasse, der Erwerbstätigkeit und der Nationalität untersucht.

#### 4.4.1.1 Intensität sozialer Normen

Den Interviewten wurden drei Aussagen vorgelegt, die ihre Einstellung zu bestimmten sozialen Normen charakterisieren, welche auf das Leben im Kiez unmittelbaren Einfluss besitzen und die Sauberkeit in den Kiezen thematisieren. Die ersten beiden Aussagen greifen das Müllproblem von zwei Seiten auf. *"Es gibt keinen Grund, den Abfall hier im Kiez einfach auf die Straße zu werfen"* versucht die generelle Einstellung zum Kiez mit einzubeziehen, während die Aussage *"Wer den Müll hier einfach so auf die Straße wirft, müsste eigentlich ein schlechtes Gewissen haben"* eine rein moralische Beurteilung des aktiven Tatbestands durch die Interviewten erschließt.

#### **"Es gibt keinen Grund, den Abfall hier im Kiez auf die Straße zu werfen"**

Zwischen den Kiezen gibt es keine nennenswerten Unterschiede. Am Sparrplatz wie im Soldiner Kiez stimmen ca. 70% der Befragten dieser Aussage stark zu<sup>20</sup>.

**Tabelle 49a und b: Sauberkeit im Kiez als Soziale Norm<sup>21</sup>**

##### **Soziale Normen: "Es gibt keinen Grund, den Abfall hier im Kiez einfach auf die Straße zu werfen."**

	SOLDINER KIEZ		Total
	Deutsche	Ausländer	
stimme stark zu	77,5%	45,0%	69,7%
stimme zu	18,3%	45,0%	24,7%
unentschieden	1,6%	1,7%	1,6%
lehne ab	2,6%	6,7%	3,6%
lehne stark ab		1,7%	,4%
Total	100,0%	100,0%	100,0%

##### **Soziale Normen: "Es gibt keinen Grund, den Abfall hier im Kiez einfach auf die Straße zu werfen."**

	SPARRPLATZ		Total
	Deutsche	Ausländer	
stimme stark zu	73,9%	51,2%	69,6%
stimme zu	19,9%	36,6%	23,0%
unentschieden	4,5%	9,8%	5,5%
lehne ab	1,1%	2,4%	1,4%
lehne stark ab	,60	,0%	,5%
Total	100,0%	100,0%	100,0%

Quelle: Bewohnerbefragung Wedding 2002

Erheblich sind die Unterschiede zwischen deutschen und ausländischen Mitbewohnern. Bei Bürgern, die nur die deutsche Staatsbürgerschaft besitzen, stehen ca. 75% (Soldiner Kiez: 77,5%, Sparrplatz: 73,9%) hinter dieser Aussage. Bei allen anderen findet sich die starke Zustimmung nur zu knapp 50% (Soldiner Kiez: 45%, Sparrplatz: 51,2%: Tabelle 49a und b). Die in der quantitativen und

<sup>20</sup> Bezieht man die abgeschwächte Zustimmung "stimme zu" mit ein, stellen sich 95% der Menschen im Soldiner Kiez und 92% am Sparrplatz hinter diese Aussage.

<sup>21</sup> Die Unterscheidung Deutsche und Ausländer ist nach dem Kriterium "nur deutsche Staatsbürgerschaft" und "keine deutsche oder weitere Staatsbürgerschaft" getroffen worden. Davon ausgehend wurden im Soldiner Kiez 190 Deutsche und 60 Nicht-Deutsche befragt, darunter 30 Türken. Am Sparrplatz sind es 180 Deutsche und 40 Ausländer, darunter 25 Türken. Diese Stichprobenzahlen gelten für alle weiteren Tabellen, sofern nicht anders angegeben.

qualitativen Befragung oft geäußerte Bemerkung, dass die ausländische Bevölkerung andere Normen und Werte lebe, kann mit dieser speziellen Normbewertung nicht pauschal belegt, dennoch in diesem Fall gestützt werden. Auch die Zahl der neutralen und ablehnenden Haltungen gegenüber dieser sozialen Norm ist bei Ausländern signifikant höher als bei Deutschen.

Bei der Beurteilung ist jedoch nicht zu vergessen, dass die gesamte Zustimmung<sup>22</sup> der Nichtdeutschen mit etwa 90% im Gegensatz zu den Deutschen in beiden Kiezen ähnlich hoch ausfällt. Die Unterschiede liegen daher nur in der Stärke der Zustimmung. Die empfundenen Gegensätze sind nicht als grundsätzlich zu interpretieren.

### **"Wer den Müll einfach so auf die Straße wirft, müsste eigentlich ein schlechtes Gewissen haben"**

Bei der direkten Frage nach der moralischen Bewertung, Müll auf die Straße zu werfen, sind ebenfalls kulturell bedingte Unterschiede in beiden Kiezen zu erkennen.

**Tabelle 50a und b: Sauberkeit im Kiez, moralische Betrachtung**

#### **Soziale Normen: "Wer den Müll einfach so auf die Straße wirft, müsste eigentlich ein schlechtes Gewissen haben."**

	SOLDINER KIEZ		Total
	Deutsche	Ausländer	
stimme stark zu	76,6%	66,1%	74,2%
stimme zu	16,7%	28,6%	19,4%
unentschieden	4,2%	1,8%	3,6%
lehne ab	2,1%		1,6%
lehne stark ab	,5%	3,6%	1,2%
Total	100,0%	100,0%	100,0%

#### **Soziale Normen: "Wer den Müll einfach so auf die Straße wirft, müsste eigentlich ein schlechtes Gewissen haben"**

	SPARRPLATZ		Total
	Deutsche	Ausländer	
stimme stark zu	71,3%	47,7%	66,7%
stimme zu	23,6%	40,9%	27,0%
unentschieden	3,9%	9,1%	5,0%
lehne ab		2,3%	,5%
lehne stark ab	1,1%		,9%
Total	100,0%	100,0%	100,0%

Quelle: Bewohnerbefragung Wedding 2002

Überraschend ist jedoch der Unterschied zwischen den Kiezen. Im Soldiner Kiez scheint die Norm, sich des Mülls im Mülleimer und nicht auf der Straße zu entledigen, wesentlich stärker internalisiert zu sein als am Sparrplatz. 75% der Soldiner bewerten die Aussage stark zustimmend. Am Sparrplatz sind es nur 66,7%. Bei der ausländischen Bevölkerung sind die Unterschiede noch stärker ausgeprägt. Hier stehen 66,1% im Soldiner Kiez in der stärksten Ausprägung dahinter, während am Sparrplatz nur 47,7% der Ausländer die Aussage mit dieser Intensität bewerten. Es kann vermutet werden, dass die vom Soldiner QM

<sup>22</sup> " Stimme stark zu" und "Stimme zu"

eingesetzten Kiezläufer in Zusammenhang mit der Bewertung stehen. Uniformiert vermitteln sie dort ein Sicherheits- und Ordnungsgefühl und sprechen Leute mit akuten Entsorgungsproblemen direkt an. Die vorliegenden Ergebnisse sind ein deutliches Feedback für die Arbeit der *Soldiner Kiezläufer*.

Untersucht man beide Items zum Müllproblem auf die Unterschiede zwischen Arbeitslosen und Erwerbstätigen, so ist festzustellen, dass Erwerbstätige kiezübergreifend generell mindestens zehn Prozentpunkte stärker zustimmen. Unterschiede zwischen den Kiezen gibt es hier überraschenderweise nicht. Arbeitslose<sup>23</sup> stimmen der Aussage zu 60% stark und zu 30% einfach zu.

Bei der Überprüfung nach Altersklassen gibt es erwartungsgemäß eine deutlich stärkere Zustimmung, je älter die Interviewten sind. So stimmen beispielsweise der letzten Aussage nach dem schlechten Gewissen im Soldiner Kiez 69,2% der 18-24jährigen stark zu. Bei der Altersklasse zwischen 25 und 39 sind es 72%, bei den 40-59jährigen 78,4%. Senioren über 60 Jahre haben diese soziale Norm zu 82,9% stark internalisiert. Interessant ist diese Sicht schon deshalb, weil Sauberkeit im öffentlichen Raum überraschenderweise von den Altersgruppen auch umgekehrt betrachtet werden kann, wie folgende Äußerung zeigen wird:

**"Hundehalter im Kiez sollten sich schämen, wenn sie die Kothaufen auf der Straße nicht selbst beseitigen"**

Bei der Unterscheidung zwischen Arbeitslosen und Erwerbstätigen gibt es in beiden Kiezen fast identische Ergebnisse. Arbeitslose stehen zu 50% stark und zu 30% einfach hinter der Aussage.

**Tabelle 51a und b: Einstellung zu Hundehaltern im Soldiner Kiez und am Sparrplatz nach Altersklassen**

**Soziale Normen: "Hundehalter im Kiez sollten sich schämen, wenn sie die Kothaufen auf der Straße nicht selbst beseitigen."**

	SOLDINER KIEZ: nach Altersklassen in Jahren				Total
	18 bis 24	25 bis 39	40 bis 59	über 60	
stimme stark zu	63,4%	60,2%	66,2%	62,9%	63,0%
stimme zu	29,3%	25,8%	17,6%	20,0%	23,0%
unentschieden		7,5%	8,1%	11,4%	7,0%
lehne ab	4,9%	3,2%	4,1%	5,7%	4,1%
lehne stark ab	2,4%	3,2%	4,1%		2,9%

**Soziale Normen: "Hundehalter im Kiez sollten sich schämen, wenn sie die Kothaufen auf der Straße nicht selbst beseitigen."**

	SPARRPLATZ: nach Altersklassen in Jahren				Total
	18 bis 24	25 bis 39	40 bis 59	über 60	
stimme stark zu	54,5%	59,1%	48,6%	64,3%	55,9%
stimme zu	22,7%	21,5%	32,9%	17,9%	24,9%
unentschieden	22,7%	15,1%	14,3%	10,7%	15,0%
lehne ab		3,2%	4,3%	7,1%	3,8%
lehne stark ab		1,1%			,5%

Quelle: Bewohnerbefragung Wedding 2002

<sup>23</sup> In beiden Kiezen gaben von den je ca. 250 Befragten nur 30 an, arbeitslos zu sein.

Der Vergleich der Befragungsergebnisse insgesamt offenbart, dass im Soldiner Kiez („stimme stark zu“: 63%) diesem Normverstoß zehn Prozentpunkte stärker zugestimmt wird als am Sparrplatz (55,9%). Das stärkere Bewusstsein in dieser Angelegenheit im Soldiner Kiez ist auch hier auf die Arbeit der Kiezläufer zurückzuführen oder stellt eine größere Problematik als am Sparrplatz dar. Weniger ist davon auszugehen, dass die Bürger in beiden Kiezen tatsächlich unterschiedliche Vorstellungen bezüglich dieser Norm besitzen.

Auch zeigt sich wiederholt ein signifikanter Zusammenhang in Abhängigkeit von der Altersklasse. Es sind die jüngeren Kiezbewohner, die den Hundekot in beiden Kiezen am wenigsten riechen können. Besonders deutlich wird dieser Trend, wenn starke und einfache Zustimmung zusammen gerechnet betrachtet werden. So stimmen generell 92,8% aller 18 bis 24jährigen Soldiner mit der Aussage überein, während es bei den 40- bis 59jährigen und über 60jährigen knapp zehn Prozentpunkte weniger sind. Der Grund dürfte sein, dass die meisten Hundehalter auch in den älteren Alterskategorien zu finden sind. Was die allgemeine Sauberkeit in den Kiezen betrifft, ist eine gewisse "Doppelmoral" bei allen Altersgruppen besonders im Soldiner Kiez deutlich. Für die Sparrplätzer scheinen auch übeltätige Hundehalter weniger problematisch (55,9%).

**Tabelle 52a und b: Einstellung zu Hundehaltern im Soldiner Kiez und am Sparrplatz nach Nationalität**

**Soziale Normen: Schlechtes Gewissen bei Hinterlassen von Hundekot im Soldiner Kiez**

	Deutsche	Ausländer
stimme stark zu	66,1%	49,1%
stimme zu	20,8%	33,3%
unentschieden	7,8%	5,3%
lehne ab	2,6%	8,8%
lehne stark ab	2,6%	3,5%

**Soziale Normen: Schlechtes Gewissen bei Hinterlassen von Hundekot am Sparrplatz**

	Deutsche	Ausländer
stimme stark zu	60,5%	36,4%
stimme zu	24,4%	25,0%
unentschieden	11,6%	31,8%
lehne ab	2,9%	6,8%
lehne stark ab	,6%	

Quelle: Bewohnerbefragung Wedding 2002

Sehr eindeutig sind die Unterschiede der Normenwertung zwischen der deutschen und ausländischen Bevölkerung in beiden Kiezen. Nur 50% der ausländischen Bevölkerung haben eine kompromisslose Antihaltung gegenüber kiezaktiven Hundehaltern im Soldiner Kiez. Am Sparrplatz sind es mit 36,4% wie beim allgemeinen Kiezvergleich noch weniger, die der Äußerung stark zustimmen. Zum Vergleich: Bürger, die nur einen deutschen Pass besitzen, stehen zu 66,1% (Soldiner Kiez) und 60,5% (Sparrplatz) eindeutig hinter der Aussage. Anders als bei beiden vorhergehenden sozialen Normen findet sich auch kaum eine Relativierung durch einfache Zustimmung ("stimme zu").

In einer Gesamtbetrachtung lässt sich folgendes Fazit schließen: Die vorgelegten Äußerungen, die soziale Normen beschreiben, werden von der in den Kiezen lebenden Bevölkerung in starker und einfacher Zustimmung allgemein mit insgesamt 85-90% angenommen. Deutliche Abweichungen gibt es nur bei der Beurteilung gewissenloser Hundehalter.

Allgemein kann gesagt werden, dass Unterschiede zwischen dem Soldiner Kiez und dem Sparrplatz- Kiez deutlich erkennbar sind. Die Intensität sozialer Normen ist bei Bewohnern im Soldiner Kiez stärker ausgeprägt. Das könnte an der Präsenz der Kiezläufer, die für Ordnung und Sicherheit sorgen, festgemacht werden. Die Kiezläufer sind jedoch auch Folge des besonders belastenden Müllproblems im Kiez. Da sich die Sparrplätzer wohler in ihrem Kiez fühlen als die Soldiner - vgl. Inhalt des nächsten Abschnitts - ist zu vermuten, dass sie auch weniger Probleme mit der Einhaltung sozialer Normen besitzen und aufgrund dessen auch schwächer auf diese Aussagen reagieren.

Auf den ersten Blick ist die unterschiedliche Internalisierung von Normen zwischen Deutschen und Ausländern in den Kiezen problematisch. Die untersuchten Hinweise ergeben jedoch kaum Unterschiede grundsätzlicher Art. Wichtig scheint es, sich über die Ursprünge der kulturellen Unterschiede bewusst zu werden, um sie besser einordnen, verstehen und daran ansetzen zu können. So stammt z.B. der Großteil der türkischen Bevölkerung aus dem agrarisch geprägten Ostteil der Türkei. Es liegt auf der Hand, dass sich das Hundekotproblem auf dem Land in der Einstellung ursprünglich erst mal anders darstellt als in einer Stadt.

An einem Beispiel soll dennoch die Problematik der unterschiedlichen Werteeinstellung kurz erläutert werden: gegenüber Institutionen allgemein und der Bildungseinrichtung Schule im Speziellen. Für die ehemaligen türkischen Landarbeiter nimmt die Schule herkunftsbedingt einen ganz anderen Stellenwert ein als bei Deutschen oder anderen ethnischen Gruppen. Aufgrund der engen verwandtschaftlichen Bindungen werden diese Wertevorstellungen zudem stärker generationsübergreifend innerhalb der Familien internalisiert und ändern sich langsamer als bei anderen aus dem Ausland zugezogenen Bewohnern. Dies kann ein Fehlbleiben im Kindergarten, Bildungsdefizite in der Schule und eine Geringqualifikation für den späteren Arbeitsmarkt bedeuten<sup>24</sup>. In den letzten Jahren führte der Wegfall gerade von geringqualifizierten Arbeitsplätzen in Berlin zudem zu einer höheren Arbeitslosigkeit bei der türkischen Bevölkerung gegenüber der deutschen. Und wie der im Resultat niedrigere soziale Status (vor allem als Arbeitsloser oder Sozialhilfeempfänger) in der Gesellschaft geachtet wird, ist leicht nachvollziehbar. So können sich bestimmte Werte und Normen zu einem Diskriminierungsproblem entwickeln. Sie stützen möglicherweise eine Atmosphäre der Distanz und erschweren eine Kooperation im Sinne der SK- Theorie zwischen den verschiedenen Ethnien. Lösungsansätze finden sich, bezogen auf das Beispiel - in einer Förderung von Türken, die u.a. am kulturellen Hintergrund stärker ansetzt.

Das gilt in anderer Form auch für die Unterschiede zwischen den Altersklassen, die ebenso wenig überraschend scheinen. Sie beeinträchtigen in gewisser Hinsicht die Entwicklung und Stabilität generationsübergreifender Netzwerke. Eine Brücke könnte die gegenseitige Erkenntnis der "Doppelmoral" zwischen jüngeren und älteren Altersklassen sein, wenn einzelne Akteure ihren Beitrag zur Sauberkeit im Kiez objektiver beurteilen. Es ist widersprüchlich, wie sich bei einzelnen Interviews herausstellte, dass Hundehalter ein Problem mit dem Müll im Kiez haben, ihnen die Entsorgung der Fäkalien ihrer Vierbeiner jedoch egal ist.

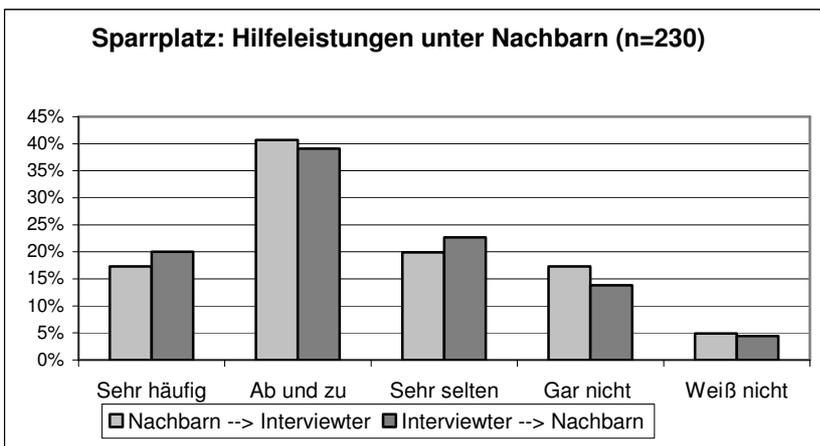
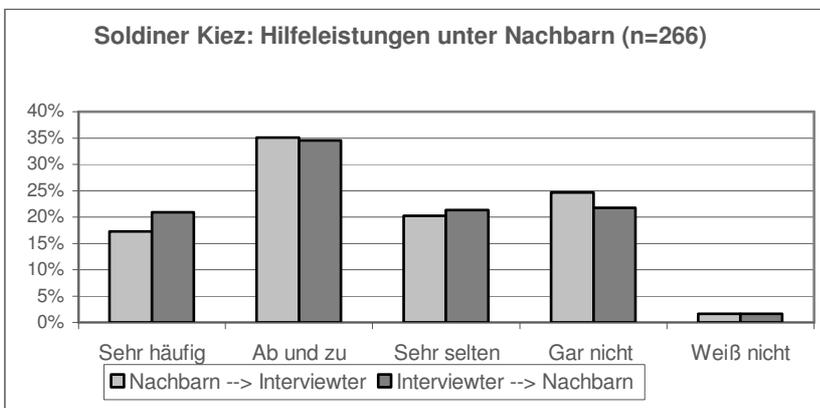
<sup>24</sup> Das ist keine vorgegebene Einbahnstraße: In Berlin gibt es derzeit ca. 2000 türkische Studenten.

#### 4.4.1.2 Norm der Reziprozität

Die Ergebnisse aus der Frage "Wie oft tun ihre Nachbarn Ihnen einen Gefallen?" und dem umgekehrten Fall wird in diesem Kapitel bei der Untersuchung nachbarschaftlicher Netzwerke nach Art und Umfang der nachbarschaftlichen Leistungen analysiert. Die Statistiken enthalten darüber hinaus Informationen über das *Verhältnis der Gegenseitigkeit* beim Austausch von Leistungen und Gegenleistungen.

In beiden Kiezen zeigt sich unter diesem Blickwinkel ein sehr ausgeglichenes Bild. Kiezübergreifend ergibt sich für die Befragten die Einschätzung, dass sie ihren Nachbarn mehr und häufiger Gefallen leisten als sie im umgekehrten Fall zurück erhalten. Dieser Fakt kann um die Tatsache relativiert werden, dass erfahrungsgemäß mehr die selbst erbrachten, denn die erhaltenen Leistungen in Erinnerung bleiben. Wie in der Vorgängerstudie zu vier Moabiter Kiezen ist das Verhältnis der Gegenseitigkeit weitgehend ausgeglichen - die Norm der Reziprozität wird von den meisten Bewohnern beachtet und gelebt.

**Abbildung 21a und b: Reziprozität der nachbarlichen Gefälligkeiten**



Quelle: Bewohnerbefragung Wedding 2002

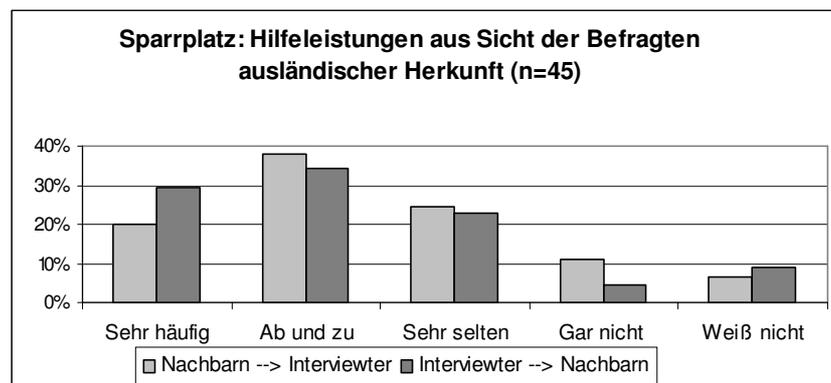
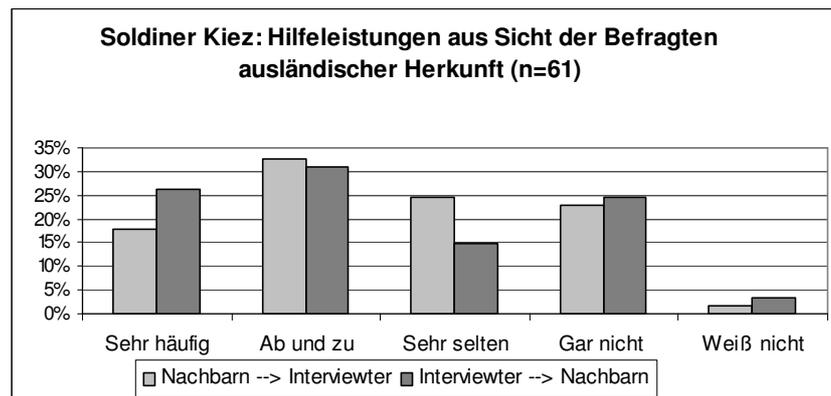
Auffallend andere Ergebnisse zeigen sich wieder bei der getrennten Betrachtung der deutschen und ausländischen Bevölkerung. In beiden Kiezen haben Interviewte nichtdeutscher Nationalität den Eindruck, mehr für ihre Nachbarn zu tun, als sie im Gegenzug erhalten. Im Soldiner Kiez geben z.B. 18% aller Ausländer an, sehr häufig nachbarschaftliche Gefallen zu erhalten, umgekehrt sind es jedoch wesentlich mehr (26,2%), die sehr häufig Leistungen für ihre Nachbarn erbringen. Diese Auffälligkeit ist nicht damit zu erklären, dass Nichtdeutsche allgemein eine

höhere Erwartung an ihre Nachbarn stellen. Auf die Frage "Was erwarten sie von ihren Nachbarn ganz allgemein?" gab es bei keiner Antwortvorgabe (von "Nichts" bis "Gemeinsame Freizeitgestaltung") signifikante Unterschiede zwischen Deutschen und Ausländern, oder speziell zwischen Deutschen und Türken.

Bei der deutschen Bevölkerung gibt es im Gegensatz zu Ausländern keine Abweichungen von der "Wie du mir so ich dir"-Norm in der Nachbarschaft. Die Anzahl der "sehr häufig" erbrachten Leistungen ist geringer als bei Bürgern anderer Nationalitäten. Daraus ist jedoch nicht ableitbar, ob Bürger nur deutscher Nationalität die Empfänger der Überschussleistungen sind. Das scheint durch die bestätigte Internalisierung der Reziprozitätsnorm ausgeschlossen. Die höhere Zahl erbrachter Leistungen bei Ausländern lässt nur vermuten, dass innerhalb der ausländischen Netzwerke mehr Austauschhandlungen stattfinden als innerhalb deutscher Netzwerke.

Betrachtet man die Türken wieder isoliert, so findet sich der Grund für die Häufigkeit und Unausgeglichenheit im traditionellen Familienbild der Türken, die vor allem mit ihren Verwandten in den beiden Kiezen leben. Die dortige gegenseitige Unterstützung und Fürsorge innerhalb der Familie hält während des ganzen Lebens, auch wird Besitz kaum getrennt. Türken sind bereit, etwa für die Hochzeit eines Bruders größere Geldsummen zu geben, ohne Gegenleistungen dafür zu erwarten<sup>25</sup>. Das steht der Theorie von Sozialkapital nicht entgegen.

Abbildung 22a und b: "Wie du mir so ich dir" - Norm bei ausländischen Bürgern



Quelle: Bewohnerbefragung Wedding 2002

<sup>25</sup> M. ÇINAR T (HRSG) 1998 (2, überarb. Aufl.): Das türkische Berlin. Berlin: Ausländerbeauftragte des Senats von Berlin. S.33.

#### 4.4.1.3 Generalisiertes Vertrauen im Kiez

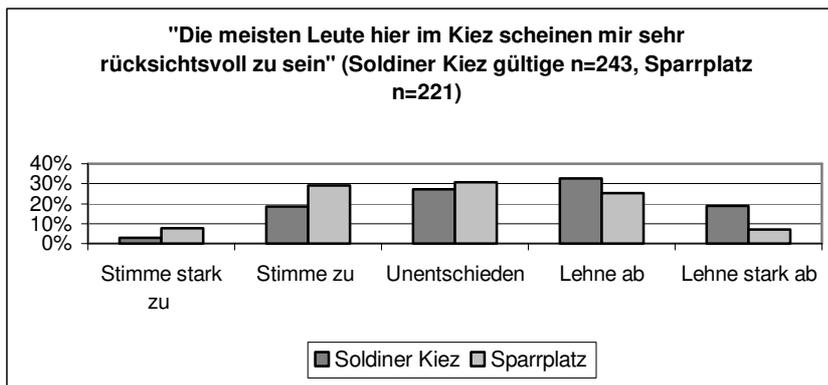
Die Bestimmung des generalisierten Vertrauens erfolgt über die Einstellung der Bewohner zum Thema "Rücksichtnahme im Kiez" und deren erklärte Erwartungshaltung, wenn sie Hilfe in Notsituationen benötigen würden. Dazu wurden wieder zwei Aussagen vorgegeben, die in fünf Kategorien von stark zustimmend bis stark ablehnend beurteilt werden konnten. Mit den Ergebnissen der weiteren Fragen "Wie wohl fühlen sie sich im Kiez?" und "Wenn sie könnten: Würden sie innerhalb der nächsten sechs Monaten aus dem Kiez ziehen?" wird versucht, anschließend die ersten Resultate zu fundieren.

Die Fragen nach dem allgemeinen Wohlbefinden im Kiez und möglichen Wegzugsabsichten, die strukturell im Kiez begründet sind, lassen nicht eindeutig auf eine lokale Identität schließen, sie geben aber Auskunft, ob überhaupt eine Kiezbindung besteht, die für das generalisierte Vertrauen elementar sind. Wer sich im Kiez nicht wohl fühlt, fühlt sich als Fremder und handelt als Fremder. Ein direkter Einfluss auf die Atmosphäre des gegenseitigen Vertrauens ist daher anzunehmen.

#### "Die meisten Leute hier im Kiez scheinen mir sehr rücksichtsvoll zu sein"

Es sind drei Gegensätze, die bei der Auswertung zusammengefasst werden können. Erstens gibt es Unterschiede zwischen den Kiezen - am Sparrplatz werden die Menschen rücksichtsvoller eingeschätzt. Zweitens finden sich bei dieser Aussage in beiden Kiezen bei den Türken die meisten Befürworter. Betrachtet man drittens die Altersklassen, gibt es bei den Senioren weitaus größere Zustimmung als bei jüngeren Altersklassen. Gemeinsamkeiten gibt es auch: Schließt man die unentschiedenen Haltungen mit ein, so finden mindestens zwei Drittel der Bewohner ihre Mitmenschen in beiden Kiez nicht rücksichtsvoll. Dabei ist die Stärke der Ablehnung im Soldiner Kiez noch deutlicher als am Sparrplatz. 51,4% der Soldiner finden ihre Umgebung rücksichtslos<sup>26</sup>, während diese Meinung am Sparrplatz nur zu 33% geteilt wird.

Abbildung 23: Generalisiertes Vertrauen im Soldiner Kiez und am Sparrplatz



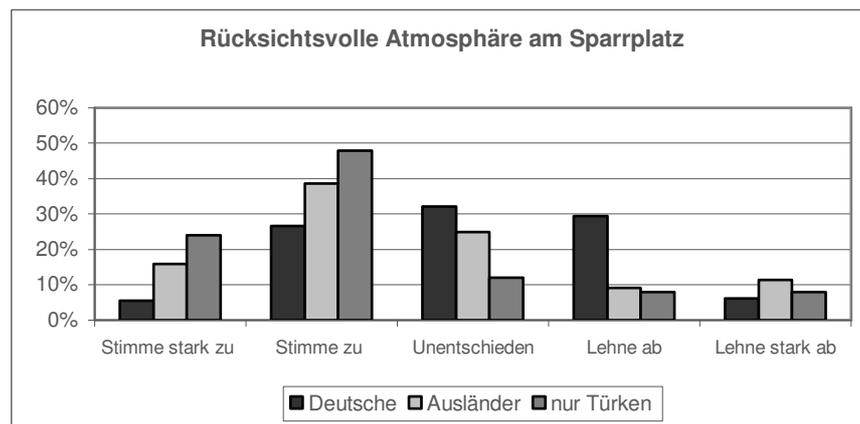
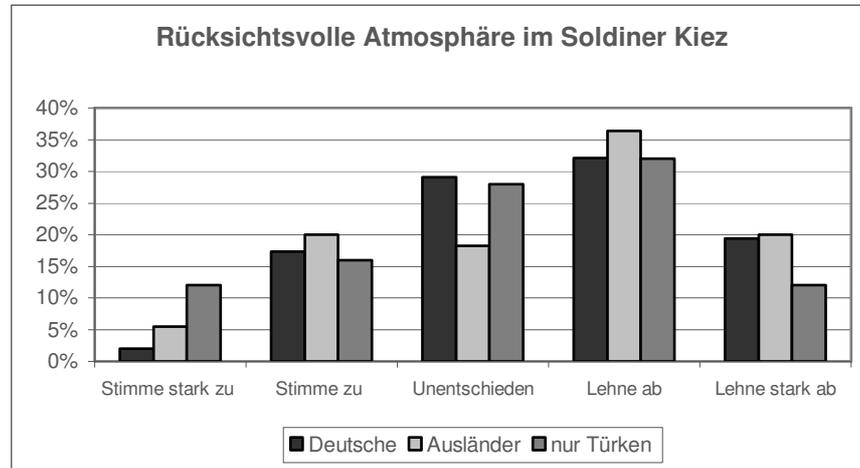
Quelle: Bewohnerbefragung Wedding 2002

Bei Ausländern ergibt sich ein negativeres Bild, wenn man die türkische Bevölkerungsgruppe herausrechnet. Die wiederum lehnen in beiden Kiezen die Aussage am wenigsten ab. Rechnet man die Bewertungen "Stimme stark zu" und "Stimme zu" zusammen, so betrifft dies die Einstellung von 28% der Soldiner

<sup>26</sup> Zusammenfassung der Antwortvorgaben von "Lehne ab" und "Lehne stark ab"

Türken. Das allgemeine Mittel liegt bei 20,7%. Am Sparrplatz, hier zeigen sich am deutlichsten die Kiezunterschiede, sind es mit 72% fast dreimal soviel wie im Soldiner Kiez und fast doppelt soviel als der allgemeine Durchschnittswert am Sparrplatz.

Abbildung 24a und b: Generalisiertes Vertrauen nach Nationalität



Quelle: Bewohnerbefragung Wedding 2002

Bei der Aussage *"In brenzligen Situationen kann ich auf die Mithilfe meiner Mitmenschen zählen"* zeigen sich ähnliche Untersuchungsergebnisse - zwischen den Kiezen sowie zwischen Deutschen und Türken. Die Aussage, die auf eine Notsituation anspielt, lässt den Grad der Zustimmung allgemein gegenüber vorheriger Aussage stark ansteigen, bestätigt ansonsten die schon gewonnenen Erkenntnisse. Auch sind die Unterschiede zwischen den Altersklassen ähnlich. Bei den 25-39jährigen und 40-59jährigen ist die Ablehnung dieser Aussage zum Teil entschieden höher als bei den Altersklassen darüber und darunter.

### "Wie wohl fühlen sie sich im Kiez?"

Es fand sich noch eine weitere Bestätigung durch die Auswertung dieser Frage. Insgesamt 57,2% der Türken gaben im Soldiner Kiez an, sich sehr oder eher wohl zu fühlen. 58% der deutschen Soldiner machten die gleiche Angabe, jedoch fühlen sie sich anders als bei den Türken 44,4% nur "eher wohl". Die Kiezunterschiede zeigen sich wieder mit Blick zum Sparrplatz. Auch hier fühlen sich Türken wohler

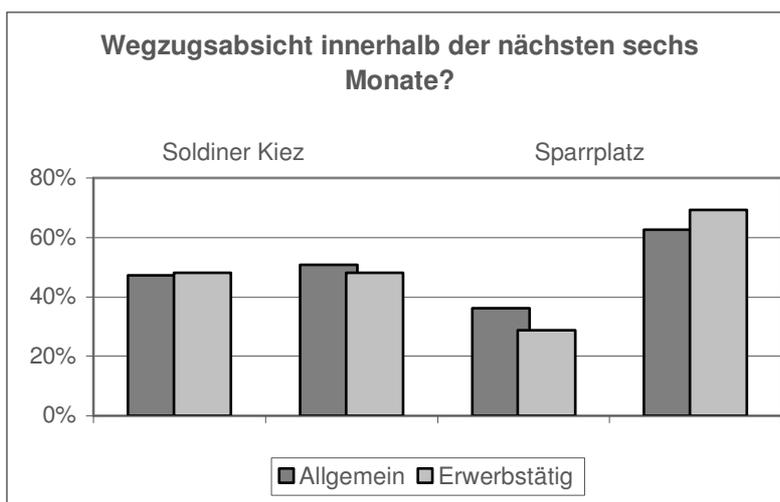
als der Rest. Mit 32,1% "sehr wohl" und 60,7% "eher wohl" scheinen die Voraussetzungen für ein vertrauensvolles Klima wesentlich größer zu sein als im Soldiner Kiez. Den Deutschen scheint es mit 24,2% "sehr wohl" und 53,2% "eher wohl" ähnlich zu gut zu gehen.

Der Kiezbezug ist wichtig für eine vertrauensvolle Atmosphäre und Basis für die Ausprägung einer lokalen Identität. Die wiederum kann das Verantwortungsgefühl für den Kiez und deren Bewohner stärken. Sie macht Nachbarn über den Kiezbezug vertrauter, ohne sie wirklich zu kennen, und erleichtert über diesen Weg Kooperationen.

### "Wenn sie könnten: Würden Sie innerhalb der nächsten sechs Monate aus dem Kiez wegziehen?"

Bei der Betrachtung der Altersklassen fallen die Senioren auf, für die ein Wegzug generell seltener denkbar ist als beim Rest. Zwischen Deutschen und Nicht-Deutschen gibt es kaum Differenzen in den Antworten. Interessant ist die unterschiedliche Betrachtung von Erwerbstätigen zum allgemeinen Mittel am Sparrplatz. Dort ist es die arbeitende Bevölkerung, die offensichtlich ein größeres Wohlbefinden mit dem Wohnort verbindet als im Durchschnitt alle Kiezbewohner.

**Abbildung 25: "Würden Sie innerhalb der nächsten sechs Monate aus dem Kiez wegziehen?"<sup>27</sup>**



Quelle: Bewohnerbefragung Wedding 2002

Offensichtlich sind die wiederholt belegten Gegensätze zwischen den Kiezen. Durchschnittlich 62,6% der Bewohner am Sparrplatz geben an, kein Interesse an einem Wegzug aus ihrem Kiez zu besitzen. Bei den Soldinern sind es nur knapp die Hälfte. Die Menschen fühlen sich hier nicht nur am wenigsten wohl, knapp 50% der Bewohner würden auch wegziehen, wenn sie könnten. Vor allem für den Sparrplatz zeigen sich in allen untersuchten Aussagen zum generalisierten Vertrauen daher sehr gute Bedingungen für die Entstehung von Sozialkapital, das kiezbezogen genutzt werden könnte.

<sup>27</sup> Die Stichprobenzahl (n) der Erwerbstätigen beträgt im Sparrplatz-Kiez 104. Im Soldiner Kiez ist n=108.

#### 4.4.2 Soziale Netzwerke

Die Präsenz und bestimmte Qualitäten von sozialen Netzwerken sind neben Vertrauen und Normen eine wesentliche Komponente für die Entstehung von Sozialkapital. Aus diesem Grund erfolgt eine Untersuchung der in den Kiezen existierenden Netzwerken. Da keine vollständige Netzwerkanalyse durchgeführt werden konnte, beschränkte sich die empirische Untersuchung auf Ausschnitte der für die Studie wesentlichsten Netzwerke von Freunden und Verwandten, Nachbarn, Familien und Vereinen.

Von Bedeutung ist in erster Linie die Frage, in welcher Größe die vermuteten Netzwerke überhaupt existieren und welche Voraussetzungen für die Existenz dieser Netzwerke vorhanden sind.

An zweiter Stelle steht die Frage nach der Qualität der vorhandenen Netzwerke und dem durch sie gebundenen Sozialkapital. In beiden Fragestellungen erfolgt sowohl eine Betrachtung nach unterschiedlichen soziodemographischen Merkmalen der Befragten als auch nach den beiden von uns untersuchten Kiezen, um differenziertere Aussagen zu den entsprechenden Netzwerken machen zu können.

##### 4.4.2.1 Netzwerke von Verwandten und Freunden

Die sozialen Netzwerke unter Freunden und Verwandten in einem Kiez sind wichtig für das Wohlbefinden und die Verbundenheit mit dem Wohnort, also die lokale Identität. Wenn der subjektive Eindruck des Kiezes positiv und eine Stabilität - erzeugt durch Verwandte und Freunde - vorhanden ist, dann ist die Bereitschaft, sich für den Kiez zu engagieren, größer und damit das potenzielle kiezaktive Sozialkapital. Darüber hinaus verbirgt sich in den Netzwerken eine Informationsressource. Eine starke lokale Identität ist eine bedeutende Voraussetzung für das Vorhandensein von *lokalem, also kiezgebundenem* Sozialkapital.

Zu untersuchen ist also die Qualität und Quantität der lokalen Netzwerke, inwieweit und bei welchen Bevölkerungsgruppen eine lokale Identität vorhanden ist, in welchem Maße die bereits vorhanden Ressourcen genutzt werden und wo die Zugangswege zu einer Aktivierung des vorhandenen Sozialkapitals zu identifizieren sind.

**Tabelle 53: Freunde im Kiez**

	Anzahl (n)	Prozent (%)
Ja, es wohnen Freunde von mir hier	297	59,8
Nein, es wohnen keine Freunde von mir hier	200	40,2

Im Durchschnitt wohnen von 59,8% (Soldiner Kiez 57,8% / Sparrplatz- Kiez 62%) der Befragten gute Freunde vor Ort (siehe Tabelle 53). Eine Differenzierung der Kieze zeigt einen geringen Unterschied, eine Differenzierung zwischen Deutschen und Ausländern bringt sehr viel deutlichere Unterschiede hervor. Die deutsche Bevölkerung hat im Soldiner Kiez zu 53,3% im Sparrplatz- Kiez zu 58,6% gute Freunde vor Ort, während AusländerInnen<sup>28</sup> über weitaus mehr Freunde vor Ort

<sup>28</sup> Die Ausländer wurden wegen der kleinen Stichprobe nicht noch weiter nach ihren Nationalitäten differenziert.

verfügen (siehe Tab. 54a und b). Bei einer Untersuchung der arbeitslosen Befragten ergab sich im Soldiner Kiez ebenfalls ein deutlicher Unterschied. Die arbeitslosen Befragten hatten zu 63,3% gute Freunde vor Ort. Im Sparrplatz- Kiez lag der Wert nur um 0,2 Prozentpunkte über dem der deutschen Bevölkerung. Diese Unterschiede verblüffen zunächst nicht. Ausländer und Arbeitslose gelten als sogenannte Problembevölkerung, sind aber eine im Kiez extrem untereinander vernetzte Gruppe. Der räumlich beschränkte Aktionsraum führt zu einer Intensivierung der Kontakte im Kiez und damit zu einer starken lokalen Identifikation. Demgegenüber steht das Bildungsbürgertum in gehobenen Wohnvierteln, das sehr mobil ist und ein viel weiteres, lokal aber weniger dichtes Beziehungsnetz hat.

**Tabelle 54a und b: Bewohner nicht- deutscher Herkunft mit Freunden im Kiez**

<b>Soldiner Kiez</b>	Anzahl (n)	Prozent (%)
Ja, es wohnen Freunde von mir hier	47	71,2
Nein, es wohnen keine Freunde von mir hier	19	28,8

<b>Sparrplatz</b>	Anzahl (n)	Prozent (%)
Ja, es wohnen Freunde von mir hier	36	75,0
Nein, es wohnen keine Freunde von mir hier	12	25,0

Das Problem liegt in der Schwierigkeit, die ausländische Bevölkerung zu erreichen, also in das Beziehungsnetz einzudringen, um das große Potenzial an Sozialkapital kiezwirksam nutzbar zu machen.

Das Wohlbefinden im Kiez wird deutlich durch die Freunde bestimmt. Durchschnittlich 76,1% gaben an, sich wohl zu fühlen, dem stehen 56,5% der Befragten ohne Freunde vor Ort gegenüber, die sich "eher wohl" bis "sehr wohl" fühlen. Die Differenzierung nach den Kiezen liefert in diesem Fall eine deutliche Diskrepanz. Im Soldiner Kiez ist die Zahl derer, die sich „eher wohl“ oder „sehr wohl“ fühlen, mit 65,2% (mit Freunden) gegenüber 47,7% (ohne Freunde im Wedding) deutlich niedriger als im Kiez um den Sparrplatz, wo sich 87,6% zu 67,4% gegenüberstehen. Das ist ein höherer Anteil an lokalen Freunden im Sprengelkiez als im Soldiner Kiez. Ein Trend, der sich auch bei weiteren Untersuchungen der Verwandtschaftsnetzwerke feststellen lässt und sich als allgemeines Bild in weiteren Kategorien herauskristallisiert. Dies hat Auswirkungen auf die lokale Identifikation. Zwei Drittel der Bevölkerung ohne Freunde fühlt sich im Sparrplatz- Kiez wohl, 87,6% mit Freunden. Das potenzielle Sozialkapital ist damit deutlich höher als im Soldiner Kiez, wo trotz lokaler Freunde nicht einmal zwei Drittel der Befragten aussagen, sich in ihrem Kiez wohl zu fühlen (siehe Tab. 55a und b).

Unterschiede im Wohlbefinden zwischen Deutschen, Nichtdeutschen und Arbeitslosen sind vorhanden, jedoch kiezabhängig. Fühlen sich die Deutschen im Soldiner Kiez mit guten Freunden vor Ort insgesamt wohler (67,7%) als die Nichtdeutschen (59,5%) und die Arbeitslosen (57,9%), so wählen die Ausländer (25,5%) und Arbeitslosen (26,3%) häufiger die extreme Antwortkategorie "sehr

wohl" als die Deutschen (17,1%). Ein Viertel der ausländischen und arbeitslosen Bevölkerung fühlt sich sehr wohl, dagegen "nur" ein Sechstel der deutschen Bevölkerung.

Im Sparrplatzkiez fühlen sich die Ausländer mit guten Freunden vor Ort zu 94,4% "eher wohl" bis "sehr wohl". Für 90% der Arbeitslosen und 85,3% der Deutschen trifft dies auch zu.

**Tabelle 55a und b: Wohlbefinden der Bewohner in Abhängigkeit von Freunden vor Ort**

**a) Soldiner Kiez**

Der Befragte	hat gute Freunde im Kiez	hat keine Freunde vor Ort	insgesamt
fühlt sich sehr wohl	19,7 %	10,8 %	16,0 %
fühlt sich eher wohl	45,5 %	36,9 %	41,8 %
fühlt sich eher unwohl	23,0 %	33,3 %	27,4 %
fühlt sich sehr unwohl	10,5 %	16,2 %	12,9 %
Keine Angabe	1,3 %	2,7 %	1,9 %

**b) Sparrplatzkiez**

Der Befragte	hat gute Freunde im Kiez	hat keine Freunde vor Ort	insgesamt
fühlt sich sehr wohl	28,3 %	20,2 %	25,2 %
fühlt sich eher wohl	59,3 %	47,2 %	54,7 %
fühlt sich eher unwohl	11,0 %	24,7 %	16,2 %
fühlt sich sehr unwohl	1,4 %	6,7 %	3,4 %
Keine Angabe	0 %	1,1 %	0,4 %

Quelle: Bewohnerbefragung Wedding 2002

Freunde vor Ort sind der „Wohlfühlfaktor Nr. 1“ im Quartier: Um durchschnittlich 20% steigt das Wohlbefinden durch gute Freunde am Wohnort. Da dies auf zwei Drittel der Befragten zutrifft, sind die Werte äußerst positiv zu beurteilen. Die Netzwerke, die auf bestehenden Freundschaften beruhen, unterscheiden sich zwar in den beiden Kiezen, bilden aber ein dichtes, ausgeprägtes Beziehungsgeflecht, das eine starke lokale Identität bewirkt. Dem Sparrplatz- Kiez ist demnach ein noch größeres Potential an Sozialkapital zuzuschreiben als dem Soldiner Kiez. Die Ressourcen dieses Netzwerks sind nicht zu unterschätzen. Eine Aktivierung des ihm innewohnenden Sozialkapitals ist für die Verbesserung der Kieze von "innen" wichtig.

„Gute Freunde im Wedding“ zu haben wird nicht überdurchschnittlich häufig als Grund genannt, tatsächlich in den Wedding zuziehen (Soldiner Kiez 18,7%, Sparrplatz- Kiez 13,2%). Bei der Differenzierung in Deutsche und Ausländer ergeben sich wiederum Unterschiede. Das Motiv des niedrigen Mietniveaus trifft hauptsächlich auf die deutsche Wohnbevölkerung zu (Soldiner Kiez 37%, Sparrplatz- Kiez 26%). Die Ausländer nannten dagegen Freunde und Verwandte mit 31,9% im Soldiner Kiez und 25,7% im Sprengel-Kiez am häufigsten.

Gute Freundschaften scheinen sich erst nach dem Zuzug zu entwickeln. Anstrengungen und Investitionen sind von Nöten, Freundschaften aufzubauen und diese am "Leben" zu erhalten. Anstrengungen, die man - durch das allgemein schlechte Bild der zwei Kieze - nicht erwartet.

Das günstige Mietniveau wird von vielen Bevölkerungsgruppen (die sich z.B. unterscheiden durch: Bildung, Einkommen, arbeitstätig oder nicht, Ethnie) als eines der wichtigsten Gründe genannt, im Kiez zu wohnen. Eine Verbesserung des Wohnumfeldes durch öffentliche, halbstaatliche und private Organisationen zum Zwecke der Angleichung der Verhältnisse - bei Beibehaltung der ansässigen Bevölkerung - darf nicht zu einer Erhöhung der Mieten führen.

Es wurde bereits festgestellt, dass von den insgesamt 123 ehrenamtlich Aktiven jeweils ungefähr die Hälfte diese Tätigkeit auch im Kiez ausübt. Die Frage ist nun, ob schon bestehende Netzwerke - Familie und Freunde - die auch eindeutig als Grund für den Zuzug in den Kiez oder als „Wohlfühlfaktor“ benannt wurden, einen positiven „Input“ für das kiezaktive Sozialkapital darstellen, mit anderen Worten: Sind diese „Zuzügler“ auch die aktiveren Menschen innerhalb der Kieze oder stellen sie zumindest ein größeres Potenzial in Aussicht als ihre Mitbürger, die mit anderen Motivationen in den Kiez gekommen sind?

Sowohl die Personen, die explizit aufgrund von bereits bestehenden Netzwerken in den jeweiligen Kiez gezogen sind, als auch die Gründe, die zu einer Verbundenheit mit dem Kiez führen, haben keine Auswirkungen auf das Engagement. Dort zeigt sich nämlich, dass die Bevölkerung mit Verwandten und/ oder Freunden in etwa gleichem Maße engagiert ist wie der Durchschnitt (26%).

Eine große Verbundenheit mit dem Kiez führt möglicherweise zu mehr Sozialkapital, dieses wird allerdings nicht vermehrt in Vereinen oder anderen Organisationen gebildet als in der übrigen Bevölkerung, sondern eher in sozialen Netzwerken.

Auch die in Aussicht gestellte kiezaktive Nutzung des Sozialkapitals der Personen in sozialen Netzwerken ist, gemessen an der Aussage der Bereitschaft eine Aufgabe im Kiez zu übernehmen, nicht signifikant unterschiedlich im Vergleich zur Gesamtstichprobe.

Wie bereits aufgezeigt wurde, fühlen sich die Kiezbewohner mit Freunden und Verwandten im Wedding insgesamt auch wohler in ihrem Wohnumfeld, d. h. sie haben eine höhere Bindung an ihr Wohngebiet. Das wirft die Frage auf, ob es eine Verbindung zwischen dem Wohlbefinden und einem verstärkten ehrenamtlichen Engagement gibt bzw. ob die Bewohner eher bereit sind sich zu engagieren, wenn sie sich im Kiez unwohl fühlen. Gründe für erstgenannte Überlegung wäre die Tatsache, dass Freunde und Bekannte für die Ausübung eines Ehrenamtes einen Zugangsweg darstellen. Für zweitgenannte Überlegung wäre die Möglichkeit, Leute kennen zu lernen und etwas an der Situation im Quartier zu ändern, anzuführen.

Statistisch gesehen<sup>29</sup> existiert kein Zusammenhang zwischen dem Wohlbefinden im Kiez und einem ehrenamtlichen Engagement; insgesamt ist ein leichtes Übergewicht zugunsten der Bevölkerung festzustellen, die angab, sich wohl zu fühlen: Von allen ehrenamtlich aktiven stellen sie einen Anteil von 68%. Im Sparrplatz- Kiez sind es sogar 75%, womit man hier am ehesten von einem Zusammenhang ausgehen kann. Besonders ins Auge fällt sowohl in beiden Untersuchungsgebieten für sich betrachtet, als auch bei einer Unterscheidung zwischen Ausländern und Deutschen, dass die Personen, die sich „eher wohl fühlen“ auch die ehrenamtlich aktivsten sind (vgl. Tab. 56).

Ob diese Feststellungen Rückschlüsse auf die oben angestellten Überlegungen zulassen, muss hier in Frage gestellt werden. Weder die Kiezbewohner mit großem,

---

<sup>29</sup> Chi- Quadrat Test: Pearson 0,445; Likelihood- Ratio 0,463; Linear-by-Linear 0,635

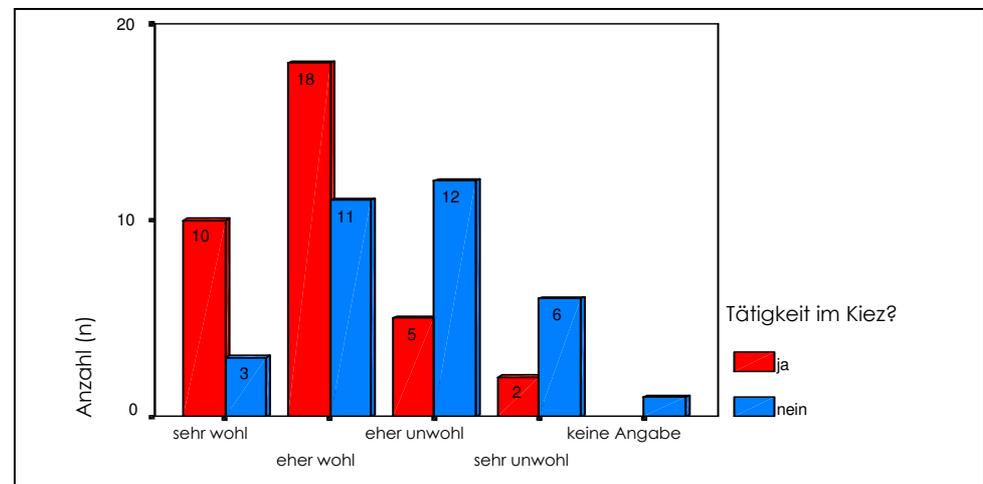
noch mit geringem Wohlbefinden im Kiez gilt es in unserem Anliegen herauszustellen. Das gilt sowohl für institutionalisiertes als auch für potenzielles SK. Wenn man aber schaut, wie sich die ehrenamtlichen Tätigkeiten räumlich verteilen, erhält man im Soldiner Kiez ein interessantes Ergebnis: Dort sind vor allem die ehrenamtlich aktiven Befragten, die ein großes kiezbezogenes Wohlbefinden auszeichnet, im Kiez engagiert (siehe Abb. 26), während die Leute, die sich unwohl im Quartier fühlen, ihr Engagement dort auch nicht leisten.

**Tabelle 56: Das Ausübung eines Ehrenamts und das Wohlfühlen im Kiez**

			Ausübung eines Ehrenamts im vergangenen Jahr	
			ja (n=124)	nein (n=366)
Wie wohl fühlen sie sich in ihrem Kiez?	sehr wohl	Anzahl (n)	29	71
		Anteil in %	23,4%	19,4%
	eher wohl	Anzahl (n)	55	180
		Anteil in %	44,4%	49,2%
	eher unwohl	Anzahl (n)	25	84
		Anteil in %	20,2%	23,0%
	sehr unwohl	Anzahl (n)	14	26
		Anteil in %	11,3%	7,1%
	keine Angabe	Anzahl (n)	1	5
		Anteil in %	,8%	1,4%
Insgesamt	Anteil in %	100,0%	100,0%	

Quelle: Bewohnerbefragung Wedding 2002

**Abbildung 26: Wohlfühlen im Kiez und die Ausübung eines Ehrenamtes**



Quelle: Bewohnerbefragung Wedding 2002

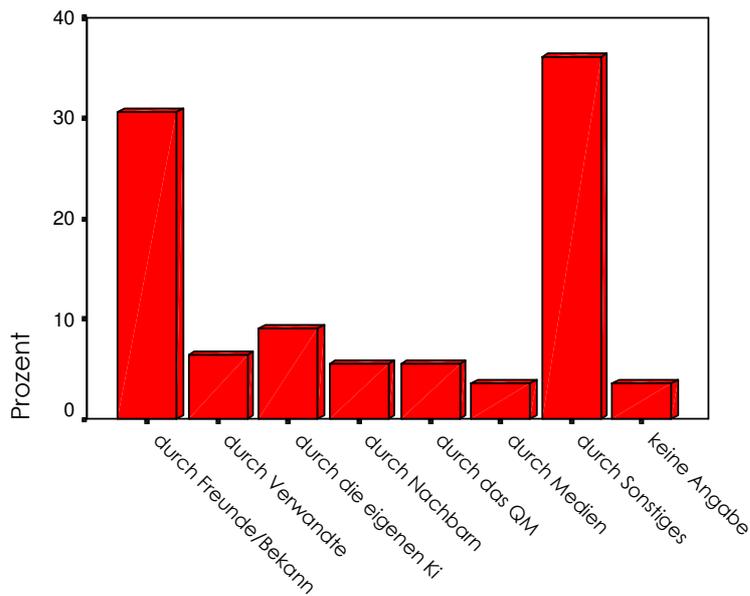
Für den Soldiner Kiez gilt also: Die Bereitschaft, eine Aufgabe im Quartier zu übernehmen, steigt zwar nicht mit zunehmendem Wohlbefinden an, doch: Je wohler sich die Leute fühlen, desto höher ist ihre Bindung an den Kiez. Eine lokale Identität ist nicht gleichbedeutend mit SK, kann jedoch als begünstigender Faktor angesehen werden.

Im folgenden Abschnitt wird untersucht, ob die Entstehung von Sozialkapital verstärkt von bereits existierenden familiären, freundschaftlichen und bekanntschaftlichen Netzwerken gefördert wird. Dabei wurden die Antworten der

ehrenamtlich aktiven Befragten nach ihren Zugangswegen zu dieser Tätigkeit überprüft.

Zwei Ergebnissen sprechen für die oben formulierte Überlegung: 30% der ehrenamtlich aktiven Befragten geben an, zu dieser Tätigkeit durch Freunde und Bekannte angeregt worden zu sein, dies gilt sowohl für Deutsche als auch Nicht-Deutsche Kiezbewohner. 9% geben die eigenen Kinder als Motiv an<sup>30</sup>, sich ehrenamtlich zu engagieren. Dies gilt insbesondere für Deutsche, während das für die anderen Nationalitäten nicht der Fall ist. Die Ergebnisse bedürfen allerdings einer sehr behutsamen Bewertung, da der Umfang der Stichprobe bei einer Unterscheidung nach diesen Strukturmerkmalen recht gering ist.

**Abbildung 27: Zugangsweg zur freiwilligen ehrenamtlichen Tätigkeit**



Quelle: Bewohnerbefragung Wedding 2002

Vor dem Hintergrund, dass im Gesamtuntersuchungsgebiet 60% der Interviewten angeben, Freunde im Wedding zu haben (Soldiner Kiez 57,8%/ Sparrplatz Kiez 62%), stellen diese Personen und das in ihren Netzwerken vorhandene SK eine Schlüsselrolle dar.

Die Verflechtungen, die in Freundeskreisen bestehen, bilden einen Teil der sozialen Netzwerke in den Kiezen. Sie sind von anderer Qualität als die verwandtschaftlichen Netzwerke, die man sich nicht aussuchen kann. Verwandte hat man und das Verhältnis zueinander ist nicht zwangsläufig ein gutes. Verwandtschaftsnetzwerke können aber auch sehr viel stärker sein als Freundschaftsnetzwerke. Dabei spielt die Herkunft eine wichtige Rolle. Die Verwandtschaftsnetzwerke haben in der deutschen Gesellschaft stark an Bedeutung verloren. Die Großfamilie, die es noch vor 50 Jahren in Deutschland gab, ist eine Besonderheit geworden. In der türkischen und arabischen Bevölkerung ist die Großfamilie noch verbreiteter, spielt die Familie also eine bedeutendere Rolle.

Die Befragung ergab, dass durchschnittlich 34,9% der Bewohner (Soldiner Kiez 36,2% / Sparrplatz- Kiez 33,3%) Verwandte vor Ort hat. Die folgenden Aussagen

<sup>30</sup> Einen größeren Teil machen nur noch Angaben zu "sonstigen" Beweggründen aus, wobei es dort eine Vielzahl von Antworten gibt, die aber hinsichtlich der Ausgangsüberlegung keine näheren Aufschlüsse zulassen.

treffen deswegen nur auf ein Drittel der Befragten zu. Dieser Wert ist enorm hoch, wenn man sich dagegen einen Kiez vorstellt, in dem vorwiegend Studenten, Künstler und zahlungskräftige, junge Menschen wohnen. Vor dem Hintergrund heutiger Mobilitätsansprüche leben die wenigsten der gerade genannten noch bei den Eltern oder in ihrer Nähe. In einem solchen Kiez wird man einen Wert von vielleicht nur 10% erhalten, wenn man nach Verwandten vor Ort fragt.

Eine Untersuchung der Beweggründe, in den Soldiner Kiez zu ziehen ergab, dass die dort wohnenden Verwandten und Freunde der am häufigsten genannte Grund ist (25%), dicht gefolgt vom günstigen Mietniveau (23,5%). Dort aufgewachsen (mit Verwandten vor Ort) sind 18,9%, dem gegenüber stehen 4,3% der Befragten, die angaben, keine Verwandten vor Ort zu haben.

Zu bemerken ist allerdings, dass die Attraktivität der Wohnung bei der Bevölkerung ohne Verwandte mit 15,2% doppelt so oft als Grund genannt wurde wie bei der mit Verwandten vor Ort. Attraktivität der Gegend als Grund nannten jedoch im Soldiner Kiez nur 0,9% der Befragten (ohne lokal ansässige Verwandte), dagegen nannten 5,3% der Befragten mit Verwandten vor Ort diesen Grund, wie Tabelle 57 zeigt.

**Tabelle 57: Besteht ein Zusammenhang zwischen den Gründen, weshalb ein Befragter in den Soldiner Kiez gezogen ist und der Tatsache, ob Familienangehörige vor Ort wohnen?**

		Verwandte vor Ort		Total
		ja	nein	
Gründe für Wohnen im Soldiner-Kiez	aufgewachsen / alteingesessen	18,9%	4,3%	9,9%
	günstige Mieten	23,5%	29,4%	27,1%
	Familie / Freunde vor Ort	25,0%	12,8%	17,5%
	Nähe zum Arbeitsplatz	3,0%	9,5%	7,0%
	nur hier eine Wohnung	8,3%	14,2%	12,0%
	Attraktivität der Gegend	5,3%	,9%	2,6%
	Attraktivität der Wohnung	7,6%	15,2%	12,2%
	andere Gründe	6,8%	11,8%	9,9%
	keine Angabe	1,5%	1,9%	1,7%
Total		132	211	343
		100,0%	100,0%	100,0%

Quelle: Bewohnerbefragung Wedding 2002

Für die Bevölkerung ohne Verwandte vor Ort sind die pragmatischen Gründe wie günstige Mieten, Nähe zum Arbeitsplatz und die Tatsache, nur dort eine Wohnung gefunden zu haben, die Gründe für das Wohnen im Kiez. In diesem Fall ist nicht von einer größeren Bindung an den Kiez auszugehen und das Potenzial des Sozialkapitals, hinsichtlich der Ressource Netzwerke unter Verwandten, niedrig einzustufen.

Für die Bewohner mit lokalen Verwandtschaftsnetzwerken sieht das anders aus. Die Gründe des Wohnens sind eher persönlicher, subjektiver Art und fallen daher positiv wirkend in Bezug auf eine Bindung zum Kiez auf. Das Potenzial an Sozialkapital aus Verwandtschaftsnetzwerken in dieser Bevölkerungsgruppe kann deshalb als groß angesehen werden.

Für den Sparrplatz- Kiez gilt diese Feststellung im wesentlichen auch, die Aussagen treffen dort auf 33,6% der Bevölkerung zu. Auch dort ist beobachten, dass die Wohnbevölkerung mit Verwandten vor Ort eindeutig die oben schon genannten positiven Aspekte der bindungsfördernden Gründe nennt. Insgesamt

lässt sich dort feststellen, dass die günstigen Mieten nicht der bedeutende Grund sind. Das mag damit erklärt werden, dass das Mietpreisniveau dort höher liegt.

**Tabelle 58: Besteht ein Zusammenhang zwischen den Gründen, weshalb ein Befragter in den Sprengelkiez gezogen ist und der Tatsache, ob Familienangehörige vor Ort wohnen?**

		Verwandte vor Ort		Total
		ja	nein	
Gründe für Wohnen im Sprengelkiez	aufgewachsen/alteingesessen	22,1%	5,9%	11,9%
	günstige Mieten	15,3%	19,9%	18,2%
	Familie/Freunde vor Ort	20,6%	7,7%	12,5%
	Nähe zum Arbeitsplatz	10,7%	19,0%	15,9%
	nur hier eine Wohnung bekommen	8,4%	13,1%	11,4%
	Attraktivität der Gegend	5,3%	8,6%	7,4%
	Attraktivität der Wohnung	9,2%	9,0%	9,1%
	andere Gründe	7,6%	15,8%	12,8%
	keine Angabe	,8%	,9%	,9%
Total		131	221	352
		100,0%	100,0%	100,0%

Quelle: Bewohnerbefragung Wedding 2002

#### 4.4.2.2 Nachbarschaftliche Netzwerke

Die unmittelbare Nachbarschaft als soziales Netzwerk bietet gerade im städtischen Wohnumfeld ein hohes Potenzial für Sozialkapital. Freunde und Verwandte der Befragten wohnen zu 59,8% bzw. 34,9% im Wedding. Als Gründe für das Wohnen im Soldiner- bzw. Sparrplatz- Kiez wurden Freunde und Verwandte nur zu 14,9% angegeben. Aus diesen Gründen sind die nachbarschaftlichen Beziehungen, die auch den *weak-ties* zugerechnet werden müssen, besonders wichtig. Denn im Alltag könnten sie eine größere Rolle spielen als die sozialen Netzwerke mit Freunden und Verwandten.

Die Entstehung von SK setzt als wesentlichen Bestandteil Vertrauen voraus (vgl. Kapitel 3.3). Wie groß ist das Vertrauen der Kiezbewohner in den Untersuchungsgebieten im Wedding einzuschätzen? Die Interviewten wurden zu ihrer Bereitschaft gefragt, einen Nachbarn zu bitten, Handwerker an ihrer Stelle zu empfangen. Wenn sie sich dafür bereit erklärten, kann auf ein intaktes und von Vertrauen geprägtes Nachbarschaftsverhältnis geschlossen werden (vgl. Kapitel 4.2.3).. An dieser Stelle wird diese Frage auf den gesamten Untersuchungsraum bezogen.

**Tabelle 59: Fiktives Beispiel - Nachbarschaftshilfe bei Handwerkerbesuch**

	Angabe (%)
Ja (n=330)	67,1
Nein (n=148)	30,3
Keine Angabe (n=492)	2,6

Quelle: Bewohnerbefragung Wedding 2002

Insgesamt bejahten 67% der Interviewten die Frage, ob sie Nachbarn bitten würden, sie vor erwarteten den Handwerkern zu vertreten. Darüber hinaus ist festzustellen, dass die Bereitschaft mit zunehmenden Wohlempfinden im Haus in Bezug auf seine Nachbarn steigt. 90% der Personen, die sich bereit erklären, einem

Nachbarn die Aufsicht für den Handwerkerbesuch zu übertragen, fühlen sich gleichzeitig auch wohl in ihren Nachbarschaften. Dieses Vertrauen findet sich dagegen nicht bei den Leuten, die sich insgesamt in ihren häuslichen Nachbarschaften unwohl fühlen. Daraus lässt sich schließen, dass auf dieser mikrolokalen Ebene das gegenseitige Vertrauen vorhanden ist und damit eine wesentliche Voraussetzung für die Entstehung von SK.

Eine Bestätigung für diese Schlussfolgerung findet sich aufgrund folgender Tatsache: Mit zunehmenden Wohlbefinden in Bezug auf seine Nachbarn steigt auch die Kontaktintensität, gemessen an der Namenskenntnis seiner Nachbarn. Nur die Hälfte der Interviewten, die keinen ihrer Nachbarn namentlich kennt, fühlt sich im Haus wohl. Es ist zu erkennen, dass bei steigender Namenskenntnis auch das Wohlbefinden deutlich zunimmt: Alle Befragten, die 10 bis 15 ihrer Nachbarn namentlich kennen, haben eine ausgesprochen positive subjektive Wahrnehmung ihrer nachbarschaftlichen Beziehungen (vgl. Tabelle 60). Diese Feststellung gilt für beide Untersuchungsgebiete, bei der Nicht-Deutschen Bevölkerung ist diese Beobachtung besonders deutlich; alle Befragten, die mehr als 5 ihrer Nachbarn kennen, geben an, sich wohl oder sehr wohl zu fühlen.

**Tabelle 60: Wie wohl fühlen sich die Befragten in ihrem Haus in Bezug auf ihre Nachbarn und wie viele ihrer Nachbarn kennen sie mit Namen?**

			Wie viele ihrer Nachbarn kennen sie mit Namen?					
			keinen	zwischen 1 und 5	zwischen 5 und 10	zwischen 10 und 15	zwischen 15 und 20	mehr als 20
Wohlfühlen mit Hausnachbarn	sehr wohl	Anzahl (n)	8	67	59	12	12	15
		Anteil in %	14,5%	30,0%	50,4%	42,9%	48,0%	50,0%
	eher wohl	Anzahl (n)	23	104	45	16	10	13
		Anteil in %	41,8%	46,6%	38,5%	57,1%	40,0%	43,3%
	eher unwohl	Anzahl (n)	16	39	8		2	1
		Anteil in %	29,1%	17,5%	6,8%		8,0%	3,3%
	sehr unwohl	Anzahl (n)	3	8	5			
		Anteil in %	5,5%	3,6%	4,3%			
	keine Angab	Anzahl (n)	5	5			1	1
		Anteil in %	9,1%	2,2%			4,0%	3,3%
Total	Anzahl (n)	55	223	117	28	25	30	
	Anteil in %	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%	

Quelle: Bewohnerbefragung Wedding 2002

Unter dem Gesichtspunkt, ob es sich bei den nachbarschaftlichen Kontakten um *weak-ties* bzw. *strong-ties* handelt, werden diese auf ihre Reziprozität, Häufigkeit und Intensität untersucht. Daraus lässt sich auf die Qualität und Quantität des Netzwerks schließen.

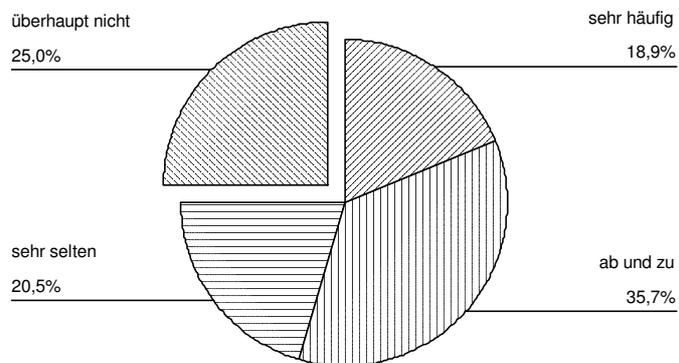
Um Aufschlüsse darüber zu erhalten, wird die Häufigkeit der nachbarschaftlichen Hilfeleistungen, z.B. mit einem Ei aushelfen, die Blumen während des Urlaubs gießen oder eine Briefsendung entgegennehmen, betrachtet.

Die Hilfsbereitschaft in beiden Kieze erscheint recht hoch. Durchschnittlich 55,7% der Befragten nehmen kleinere Hilfeleistungen regelmäßig bis häufig von ihren Nachbarn in Anspruch und revanchieren sich mit 57,2% regelmäßig bis häufig. Zählt man die seltenen Hilfeleistungen noch dazu, steigt der Prozentsatz der Inanspruchnahme von Hilfe sogar auf 75,7%, im Erbringen auf 78,5%. Das bedeutet, dass in weniger als ein Viertel (24,3% / 20,9%) der befragten Bewohner in Nachbarschaften kleine Hilfeleistungen nutzen oder verrichten.

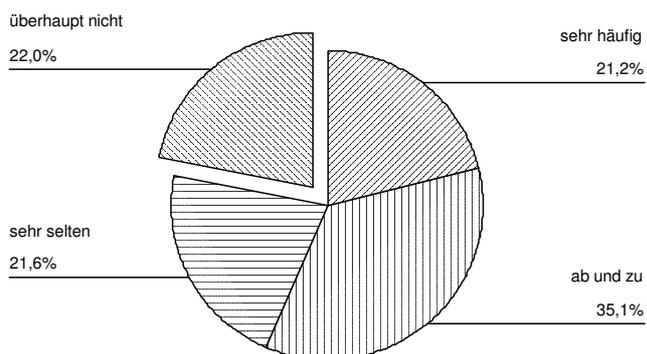
Es ist vorauszusetzen, dass Gefallen nicht in einer anonymen Atmosphäre getan werden. Unter dieser Voraussetzung sind die Hilfeleistungen Ergebnisse der *weak-ties* im sozialen Netzwerk Nachbarschaft.

**Abbildung 28 und 29: Untersuchung zur Reziprozität im Soldiner Kiez**

Hilfeleistungen der Nachbarn an die Befragten



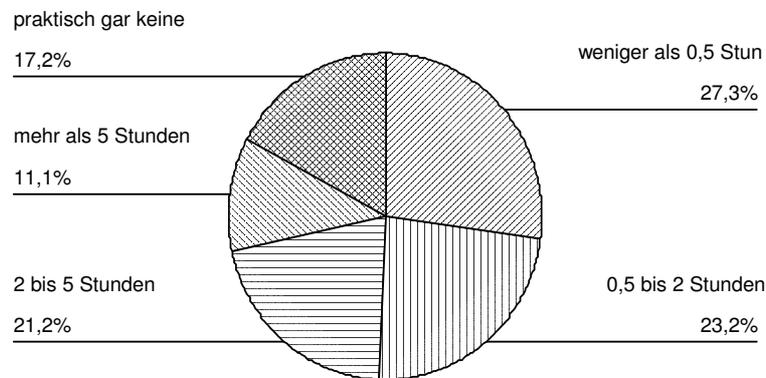
Hilfeleistungen der Befragten an die Nachbarn



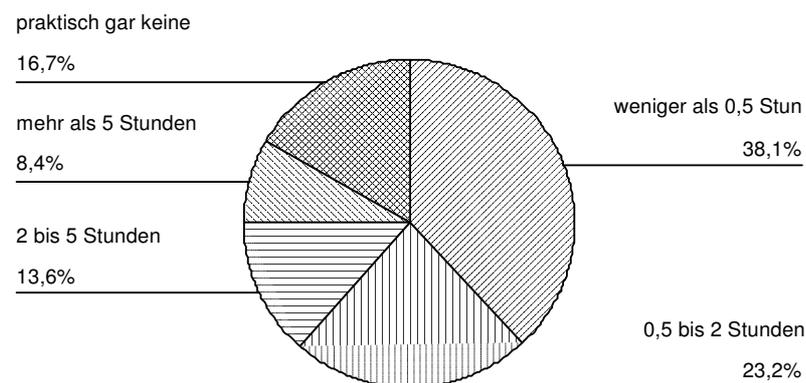
Eine Untersuchung der Kontaktintensität sagt wiederum etwas darüber aus, ob es sich bei den Beziehungen um "weak" oder "strong ties" handelt. 21,9% der Befragten verbringen mehr als zwei Stunden pro Woche mit ihren Nachbarn. Dieser Prozentsatz stimmt in etwa mit denen überein, die sehr häufig Hilfe leisten, also wöchentlich. Diese Art von Nachbarschaftskontakten können eventuell schon den "strong ties" zugeordnet werden.

61% der Befragten gaben an, sich wenigstens zu grüßen und auch mal in ein Gespräch auf der Treppe verwickelt zu sein. Dies korrespondiert ebenfalls mit denen, die angaben, selten bis regelmäßig Hilfeleistungen zu empfangen und zu geben (57,8% / 58%). Diese Art der Nachbarschaftskontakte sind den "weak ties" zuzuordnen; sie zeichnen sich durch ein eher zufälliges, spontanes Zusammentreffen aus und sind für das Sozialkapital die wichtigeren Beziehungen (siehe Kapitel 3.3).

**Abbildung 30: Untersuchung zur Kontaktintensität der Befragten zu ihren Nachbarn in Stunden (Zeit) pro Woche (nur Befragte mit Freunden oder Verwandten vor Ort)**



**Abbildung 31: Untersuchung zur Kontaktintensität der Befragten zu ihren Nachbarn in Stunden (Zeit) pro Woche (nur Befragte mit Freunden oder Verwandten vor Ort)**



Die Reziprozität der Hilfeleistungen, die durchaus gegeben ist, lässt ebenfalls auf eine funktionierende Nachbarschaft schließen, in der die Normen eingehalten werden, die zur Aufrechterhaltung nötig sind. So ist der Prozentsatz bei "Geben"

und "Nehmen" ähnlich hoch, wobei der durchgängig höhere Wert des "Gebens" von Hilfeleistung auf die subjektiven Antworten der Befragten zurückzuführen ist.

Eine Untersuchung der Namenskenntnisse ergab, dass 53% der Befragten fünf oder mehr Personen aus der unmittelbaren Nachbarschaft mit Namen kennen. Aus der Kenntnis des Namens schließen wir auf eine produktive, weil nicht anonyme Qualität der Nachbarschaftskontakte. Nur 11,5% aller Befragten geben an, keine Nachbarn mit Namen zu kennen. Dies ist bemerkenswert, da es gegen die oft unterstellte Anonymität im Haus bzw. der Nachbarschaft spricht.

Im Vergleich zwischen den Bewohnern mit und ohne Freunden im Wedding überwiegen zunächst die Personen mit geringer Namenskenntnis der Nachbarn, die angeben, keine Freunde im Wedding zu haben. Bei zunehmender Namenskenntnis nehmen relativ betrachtet auch die freundschaftlichen Kontakte im Stadtviertel zu. Besonders auffällig ist in diesem Zusammenhang die Quantität der freundschaftlichen Netzwerke bei den Kiezbewohnern, die mehr als 20 ihrer Nachbarn mit Namen kennen.

Der Zusammenhang ist im Soldiner Kiez nicht so stark ausgeprägt wie im Sparrplatz- Kiez. In beiden Untersuchungsgebieten zeigt sich allerdings, dass die Bewohner bei mehr als 20 nachbarschaftlichen Kontakten auch verstärkt über freundschaftliche Beziehungen im Wedding verfügen.

**Tabelle 61: Besteht ein Zusammenhang zwischen dem Vorhandensein von Freunden im Wohngebiet und wie viele Nachbarn der/die Befragte/r mit Namen kennt?**

			gute Freunde im Wedding	
			ja (n=287)	nein (n=189)
Wie viele ihrer Nachbarn kennen sie mit Namen?	keinen	Anzahl (n) Anteil in %	22 7,7%	32 16,9%
	Zwischen 1 und 5	Anzahl (n) Anteil in %	126 43,9%	95 50,3%
	zwischen 5 und 10	Anzahl (n) Anteil in %	78 27,2%	40 21,2%
			16,4%	8,4%
	zwischen 10 und 15	Anzahl (n) Anteil in %	18 6,3%	10 5,3%
			3,8%	2,1%
	zwischen 15 und 20	Anzahl (n) Anteil in %	21 7,3%	4 2,1%
			4,4%	,8%
	mehr als 20	Anzahl (n) Anteil in %	22 7,7%	8 4,2%
			4,6%	1,7%
Insgesamt		Anteil in %	100,0%	100,0%

Quelle: Bewohnerbefragung Wedding 2002

Die große Anzahl der Personen mit vielen nachbarschaftlichen Kontakten, in Verbindung mit ihren freundschaftlichen Netzwerken im Wedding, gibt ihnen aufgrund ihres vorhandenen Sozialkapitals eine besondere Stellung. D. h. sie verfügen auf der mikro- und makrolokalen Ebene über Netzwerke und somit über ein großes Potenzial für eine kiezbezogene Nutzung des SK.

Im Durchschnitt scheinen viele soziale Nachbarschaftsnetzwerke gut zu funktionieren, sie bieten daher ein großes Potenzial an Sozialkapital. Ob nachbarschaftliche Netzwerke funktionieren, kann man anhand der Lösungswege (der Strategie zur Problembewältigung) von nachbarschaftlichen Problemen untersuchen. 76,6% der Befragten würden Probleme, die sie mit ihren Nachbarn hätten (es wurde Lärmbelästigung im Fragebogen als Beispiel genannt) durch direktes Ansprechen des Verursachers lösen wollen. Die anderen Antwortkategorien, zu diesen zählen "sich beim Vermieter beschweren", "die Polizei holen", "gar nichts unternehmen", "mit anderen aus dem Haus sprechen", sind mit gleichem sehr niedrigem Prozentsatz eher unbedeutend.

Waren nach der Aussage der Befragten Freunde und Verwandte im Wedding der Grund, in den Kiez zu ziehen, steigt die Kontaktintensität zu den Nachbarn. Durch eine Zunahme an Kontaktintensität ändert sich die Qualität der Beziehungen zwischen den Nachbarn. Die für Sozialkapital so wichtigen "*weak ties*" werden unter Umständen zu "*strong ties*". Eine Folge der Anwesenheit von Freunden und Verwandten vor Ort könnte demnach eine Verringerung des kiezwirksamen Sozialkapitals sein. Dies steht zunächst im Widerspruch mit der anfänglich formulierten These, dass nachbarschaftliches Sozialkapital stärker ist, wenn mehr Freunde und Verwandte im Wedding wohnen. Bei diesen Personen ist der Prozentsatz, die zwischen 0,5 und 2 Stunden pro Woche mit ihren Nachbarn verbringen, im wesentlichen gleich. Lediglich die Zahl derer, die weniger als 0,5 Stunden mit ihren Nachbarn verbringen, sinkt zugunsten derer, die zwischen 2 und 5 Stunden mit ihren Nachbarn verbringen.

**Tabelle 62: Besteht ein Zusammenhang zwischen dem Vorhandensein von Freunden im Wohngebiet und der Kontaktintensität der/des Befragten zu ihren/seinen Nachbarn?**

		gute Freunde vor Ort		Total
		ja	nein	
Kontaktintensität in Stunden (Zeit) mit Nachbarn im Soldiner-Kiez	praktisch gar keine Zeit	11,4%	21,8%	15,8%
	weniger als 0,5 Stunden	34,2%	38,2%	35,9%
	0,5 bis 2 Stunden	22,8%	22,7%	22,8%
	2 bis 5 Stunden	18,1%	10,9%	15,1%
	mehr als 5 Stunden	12,1%	5,5%	9,3%
	weiß ich nicht	1,3%	,9%	1,2%
Total		149	110	259
		100,0%	100,0%	100,0%

Quelle: Bewohnerbefragung Wedding 2002

Die mittleren und extremen Antwortkategorien scheinen unabhängig von vorhandenen oder nichtvorhandenen freundschaftlichen und verwandtschaftlichen Netzwerken im Wedding. Sozialkapital in Nachbarschaftsnetzwerken wird durch Freunde und Verwandte vor Ort nicht beeinflusst.

Was man aus den erhobenen Daten nicht direkt entnehmen kann, ist, ob die Kontakte in der Nachbarschaft mit Freunden und/ oder Verwandten stattfinden. Das Wohlbefinden in der Nachbarschaft (es wurde konkret nach dem persönlichen Wohlbefinden in Bezug auf die Nachbarn gefragt) steigt nur gering mit dem Vorhandensein von Freunden und Verwandten im Wedding (ohne Freunde und Verwandte 79,2%; positive Antwortkategorien zusammengefasst mit Freunden und Verwandten 85,6%). Die Steigerung ist insgesamt geringer als die der Kontaktintensität mit den Nachbarn. Deshalb kann davon ausgegangen werden,

dass Freunde und Verwandte nur zu einem kleinen Teil im Haus wohnen, da sonst das Wohlbefinden in der Nachbarschaft deutlicher steigen müsste.

Aus den letzten Folgerungen ist die gesteigerte Kontaktintensität neu zu bewerten: Eine Steigerung würde als Schluss nach sich ziehen, dass Menschen mit Freunden und Verwandten im Kiez generell mehr Kontakt zu Nachbarn haben, also kontaktfreundlicher sind.

#### 4.4.2.3 Netzwerke von Familien

Im Soldiner Kiez leben 36% der Befragten mit Kindern unter 18 Jahren zusammen (n=94 Familien). Davon waren 57% deutsche<sup>31</sup> und 43% ausländische Familien. Der Anteil der Befragten mit Familie an der deutschen Kiezbevölkerung betrug 28%, und 72% der befragten Deutschen lebten in kinderlosen Haushalten. Unter der befragten ausländischen Bevölkerung im Soldiner Kiez gab es 64% Familien (in Zahlen ausgedrückt, lebten 40 der Befragten im Familienverband) und 37% kinderlose Haushalte (n=23).

Im Sparrplatzkiez betrug der Anteil der Befragten mit Familie an der Kiezbevölkerung 34% (n=80). Hiervon waren 72% deutsche und 28% ausländische Familien. Von der deutschen Bevölkerung am Sparrplatz (insgesamt hatten 186 der Befragten die deutsche Staatsangehörigkeit) waren 31% Familien und 69% kinderlose Haushalte. Die ausländische Bevölkerung (n=47) unterteilte sich in 47% Familien und 53% kinderlose Haushalte.

Welche Netzwerke Familien unterhalten und ob diesen Netzwerken Sozialkapital innewohnt wird im folgenden Abschnitt anhand zweier zentraler Hypothesen überprüft.

1. Je mehr Familien<sup>32</sup> es im Kiez gibt, desto mehr (potenzielles) Sozialkapital ist vorhanden.
2. Familien sind ein stabilisierender Faktor in der Nachbarschaft und somit ist nachbarschaftliches Sozialkapital überdurchschnittlich bei ihnen vorhanden.

### These 1

Je mehr Familien es im Kiez gibt, desto mehr (potenzielles) Sozialkapital ist vorhanden, so lautet die These. Die nähere Umgebung spielt für Familien eine große Rolle, da Kinder meist vor Ort in die Schule gehen und Familien Freizeitangebote der näheren Umgebung, bedingt durch eine höhere Immobilität, nutzen. Deshalb sind sie vermutlich intensiver in den Kiez integriert und besitzen lockere und feste Verbindungen in den Kiez. Die These wird an nachfolgenden Punkten überprüft: Wohlfühlen; Generalisiertes Vertrauen und Normen; Norm der Reziprozität; Ehrenamtliches Engagement; Wegzugsabsichten (je differenziert nach Untersuchungsgebieten und nach der Staatsangehörigkeit).

#### Wohlfühlen

Die im Fragebogen verwendete Frage „*Wie wohl fühlen sie sich in ihrem Kiez?*“ wird als Indikator verwendet, um die Verankerung von Familien im Kiez festzustellen. Fühlt man sich in seiner Umgebung wohl, so bringt man ihr ein positives Gefühl entgegen. Man ist offener für Kontakte und bereiter, sich für sein

<sup>31</sup> Unterschieden wird zwischen „Deutsch“ und „Ausländisch“; Grundlage ist die 1. Staatsangehörigkeit.

<sup>32</sup> Familie = Befragter mit Kinder unter 18 Jahren

Umfeld zu engagieren. Daraus kann eine lokale Identität entstehen, die eine Entstehung von lokalem Sozialkapital begünstigt.

**Tabelle 63a und b: Wohlbefinden im Kiez im Zusammenhang mit dem Familienstand**

**a) Soldiner Kiez (Angaben in Prozent)**

Befragter		fühlt sich sehr wohl	fühlt sich eher wohl	fühlt sich eher unwohl	fühlt sich sehr unwohl	absolut
hat Familie	Gesamt	16	39	30	15	94
	Deutscher	17	41	28	15	54
	Ausländer	15	38	33	15	40
hat keine Familie	Gesamt	18	46	27	10	160
	Deutscher	14	48	28	9	137
	Ausländer	39	30	17	13	23

**b) Sprengekiez/ Sparrplatz (Angaben in Prozent)**

Befragter		fühlt sich sehr wohl	fühlt sich eher wohl	fühlt sich eher unwohl	fühlt sich sehr unwohl	absolut
hat Familie	Gesamt	25	61	13	1	80
	Deutscher	21	60	17	2	58
	Ausländer	36	64	0	0	22
hat keine Familie	Gesamt	26	52	18	4	152
	Deutscher	26	50	20	4	127
	Ausländer	24	60	12	4	25

Quelle: Bewohnerbefragung Wedding 2002

Ein statistischer Zusammenhang zwischen „Wohlfühlen“ und einem Leben mit oder ohne Kinder besteht streng genommen nicht. Deshalb darf man die folgenden Ergebnisse nur als Tendenzen verstehen.

Im Soldiner Kiez lebende ausländische Familien mit Kindern weisen das geringste Wohlbefinden auf, auch deutsche Familien fühlen sich weniger wohl als die Befragten, die in einem kinderlosen Haushalt leben. Jedoch geben sie die Kategorien „sehr wohl“ und „eher wohl“ etwas öfter als ausländische Familien an. Kinderlose Haushalte – besonders Ausländer - fühlen sich im Kiez wohler als Familien.

Im Sparrplatzkiez fühlen sich Familien um ein Vielfaches wohler als im Soldiner Kiez. 86% der Familien geben an, sich „sehr wohl“ bis „eher wohl“ zu fühlen. Die Gruppe der ausländischen Familien sticht hierbei besonders hervor, von diesen

Befragten gab keiner die Kategorie „eher unwohl“ oder „sehr unwohl“ an. Dies ist auch auf den geringen Stichprobenumfang zurückzuführen. Kinderlose Haushalte unter 18 Jahren fühlen sich unabhängig von ihrer Staatsangehörigkeit weniger wohl. Was den Familien die Ruhe wert ist, ist für andere zu ruhig. Jedoch fühlen sich 84% der kinderlosen ausländischen Haushalte im Kiez wohl, während kinderlose Deutsche zu 76% angeben, sich „sehr wohl“ bis „eher wohl“ zu fühlen.

Der Sprengelkiez bietet Familien scheinbar angenehmere Lebensbedingungen als der Soldiner Kiez. Vor allem Ausländer wohnen gerne im Sparrplatzkiez. Dieser Unterschied gründet vermutlich auf verschiedenen Ursachen. Der Sprengelkiez ist z.B. verkehrsberuhigter als das Untersuchungsgebiet Soldiner-/ Wollankstraße, deshalb müssen Eltern weniger Angst um ihre Kinder haben, wenn diese auf der Straße spielen. Im Soldiner Kiez kommt es zu Schlägereien unter Jugendlichen, solche Nachrichten verunsichern Eltern und mindern das Wohlbefinden der Familie im Soldiner Kiez, da sie Angst um ihre Kinder bekommen.

### *Generalisiertes Vertrauen*

Wieviel Vertrauen haben Familien in ihre Umgebung, und teilen sie die Normen ihrer Umwelt? Ist also die Basis für Sozialkapital vorhanden?

Die folgenden Analysen ergaben aufgrund einer zu geringen Stichprobe keinen statistischen Zusammenhang. Es lässt sich an ihnen dennoch abschätzen, welche Art von Verhältnis Familien zu ihrer Umgebung haben und inwieweit sie sich darin von Befragten ohne Kinder unterscheiden. Generalisiertes Vertrauen und gemeinsame Normen sind die Voraussetzung dafür, dass Sozialkapital entstehen kann und bestehen bleibt.

Vertrauen zwischen Kiezbewohnern ermöglicht und stabilisiert kooperative Beziehungen (vgl. Kapitel 4.2.2). Diese kann man für gemeinsame Aktivitäten im Kiez nutzen und hierdurch eine Verbesserung der Lebensbedingungen im Kiez erreichen. Im folgenden Abschnitt wird nach Kiezen unterschieden und die Frage nach generalisiertem Vertrauen anhand zweier, im Fragebogen vorgegebener Aussagen untersucht: *„Die meisten Leute hier im Kiez scheinen mir sehr rücksichtsvoll zu sein“* und *„In brenzlichen Situationen kann ich auf die Hilfe meiner Mitmenschen im Kiez zählen.“*

Die zweite Aussage nach einer für möglich gehaltenen Hilfeleistung in Notsituationen setzt stärkeres, generalisiertes Vertrauen voraus. Die Befragten konnten „stark zustimmen“(1), „zustimmen“(2), „unentschieden“(3) sein oder die Aussagen „ablehnen“ (4) oder „stark ablehnen“(5).

Im Soldiner Kiez lehnen Familien (57%) häufiger als kinderlose Haushalte (50%) die Aussage ab, dass eine rücksichtsvolle Atmosphäre im Kiez herrscht (Antwort 4 und 5). Die Diskrepanz in der Bewertung des Kiezes durch Familien und kinderlose Haushalte könnte vor allem daran liegen, dass Familien stärker auf Hilfeleistungen angewiesen sind. Zudem registrieren sie zusätzlich, wie man sich ihrem Kind gegenüber verhält. Wer mehr Hilfe braucht, wird in einer nicht so hilfsbereiten Umgebung öfters enttäuscht als derjenige, der sie nicht benötigt.

Untersucht man generalisiertes Vertrauen auf einer abstrakteren, aber mehr Vertrauen voraussetzenden Ebene (Hilfe in einer potentiellen Notsituation), so zeigt sich, dass der Unterschied zwischen Familien und kinderlosen Haushalten verschwindet. Generalisiertes Vertrauen im Bezug auf ihr soziales Umfeld ist also in beiden Gruppen am Soldiner Platz in ähnlicher Größe vorhanden.

**Tabelle 64: Rücksichtsvolle Atmosphäre im Kiez**

Zustimmungsgrad %:	Soldiner Kiez		Sparrplatz- Kiez	
	Familie		Familie	
	ja	Nein	ja	nein
1.Stimme stark zu	-	4	10	6
2.Stimme zu	15	20	30	28
3.unentschieden	28	27	31	31
4.Lehne ab	33	34	21	28
5.Lehne stark ab	24	16	8	7
<b>Absolut (n)</b>	86	161	77	144

Quelle : Bewohnerbefragung Wedding 2002

**Tabelle 65: Hilfe in Notsituationen**

Zustimmungsgrad %:	Soldiner Kiez		Sparrplatz- Kiez	
	Familie		Familie	
	ja	nein	ja	nein
1.Stimme stark zu	11	13	11	11
2.Stimme zu	25	25	42	31
3.unentschieden	26	22	23	33
4.Lehne ab	22	20	12	17
5.Lehne stark ab	16	20	11	8
<b>Absolut (n)</b>	88	161	73	143

Quelle : Bewohnerbefragung Wedding 2002

40% der im Sparrplatz- Kiez wohnhaften Familien halten ihre Mitmenschen für rücksichtsvoll. Kinderlose Haushalte stimmen dieser Beurteilung zu 34% zu. Die unterschiedliche Wahrnehmung des Kiezes durch Familien und kinderlose Haushalte zeigt sich auch in der Beurteilung der Hilfsbereitschaft der Kiezbewohner. 53% der Familien rechnen mit Hilfe, Kinderlose Familien sind ihren Mitmenschen gegenüber etwas skeptischer und stimmen nur mit 42% zu.

Im Sparrplatz- Kiez ist das Verhältnis der Kiezbewohner zueinander von mehr Rücksichtnahme und Vertrauen geprägt als dies im Soldiner Kiez der Fall ist. Besonders viele Familien - eine Bevölkerungsgruppe, die im regen Austausch mit ihrer Umwelt steht - empfinden ihre soziale Umwelt im Sprengelkiez als verlässlich und rücksichtsvoll. Zieht man die zweite Aussage, die generalisiertes Vertrauen stärker voraussetzt, in Betracht, so zeigt sich, dass auch im Soldiner Kiez mehr als ein Drittel der Bewohner Vertrauen in ihre Umwelt haben. Ein großer Teil der Bevölkerung ist in dieser Frage unentschieden.

Generalisiertes Vertrauen ist in beiden Kiezen vorhanden und die Unterschiede zwischen den Kiezen zeigen, dass keine generelle Aussage über sozial schwache Gebiete getroffen werden kann. Begriffe wie „Gettoisierung“, die Gewaltbereitschaft der Bewohner, Misstrauen zwischen ihnen, Kriminalität und

Rücksichtslosigkeit implizieren, sind für die Untersuchungsgebiete unzutreffend, da Vertrauen zwischen den Kiezbewohnern vorhanden ist und die untersuchten Gebiete sehr individuelle Charakteristika aufweisen.

### Normen

Der vorherige Abschnitt beschäftigte sich damit, wie die Menschen ihre Umgebung empfinden, der folgende mit den Erwartungen, die sie an ihre Umgebung haben. Gemeinsame Normen erleichtern Beziehungen und tragen zur Entstehung von Sozialkapital bei.

Zunächst wurde die Sauberkeitsnorm im lokalen öffentlichen Raum anhand von drei Beispielen untersucht: „*Es gibt keinen Grund, den Abfall hier im Kiez einfach auf die Straße zu werfen.*“, „*Hundehalter im Kiez sollten sich schämen, wenn sie die Kothaufen auf der Straße nicht selbst beseitigen.*“, „*Wer den Müll hier einfach so auf die Straße wirft, müsste eigentlich ein schlechtes Gewissen haben.*“

**Tabelle 66a und b: Norm der Reziprozität**

#### a) Soldiner Kiez

Häufigkeit %:	Gefallen erhalten			Gefallen getan		
	Gesamt	Familie		Gesamt	Familie	
		ja	nein		ja	nein
Sehr häufig	19	28	14	21	27	18
Ab und zu	36	25	42	35	33	37
Sehr selten	21	23	19	22	22	22
Überhaupt nicht	25	24	25	22	19	24
<b>Absolut (n)</b>	244	87	155	245	86	157

#### b) Sparrplatz- Kiez

Häufigkeit %:	Gefallen erhalten			Gefallen getan		
	Gesamt	Familie		Gesamt	Familie	
		ja	nein		ja	nein
Sehr häufig	18	23	15	21	24	19
Ab und zu	43	39	45	41	36	44
Sehr selten	21	27	17	24	31	20
Überhaupt nicht	18	10	22	14	9	17
<b>Absolut (n)</b>	215	77	138	215	75	215

Ohne die Ergebnisse der Untersuchung ausführlich darzustellen, kann an dieser Stelle gesagt werden, dass im Soldiner Kiez die Normen stärker internalisiert sind als im Sprengelkiez. Familien geben sowohl im Soldiner Kiez als auch im

Sparrplatzkiez seltener die Antwort „stimme stark zu“ als kinderlose Haushalte. Erziehende machen die Erfahrung, dass hundertprozentige Normenerfüllung nicht immer möglich ist. Ein Kind lässt ein Bonbonpapier liegen, oder auf dem Weg zum Einkauf mit dem Kind wird der Hundehaufen einmal nicht beseitigt usw. Zusammengefasst mit der Antwort „stimme zu“ ergibt sich aber eine ähnliche Akzeptanz von Normen im Vergleich der beiden Gruppen.

Die „Norm der Reziprozität“ ist ein grundlegender Bestandteil zur Entwicklung von Sozialkapital. Sie stellt ein Grundvertrauen zwischen möglichen Kooperationspartnern her. Wenn man jemandem einen Gefallen tut, erwartet man über kurz oder lang auch eine Gefälligkeit. Bleibt diese aus, stört das die Beziehung, die sich aus diesem Grund auch auflösen kann. Es wurden folgenden Fragen gestellt: „*Wie oft tun ihre Nachbarn Ihnen einen Gefallen oder helfen Ihnen aus?*“ und „*Und im umgekehrten Fall: Wie häufig tun Sie Ihren Nachbarn einen Gefallen oder helfen Ihnen aus?*“

Familien erhalten von ihrer Nachbarschaft fast genauso häufig einen Gefallen wie sie ihr gefällig sind. Eine Ausnahme stellt im Soldiner Kiez die Antwort „ab und zu“ dar. Hier geben befragte Familien 8% häufiger an, einen Gefallen zu tun, als sie selbst bekommen. Grund dafür könnte sein, dass Hausfrauen z.B. öfter gebeten werden, Handwerkern die Nachbarwohnung zu öffnen usw. Auffällig ist, dass Familien im Vergleich zu kinderlosen Haushalten öfter die Antwort „sehr häufig“ angeben. Dies ist ein Hinweis auf ihre intensiven nachbarschaftlichen Verhältnisse und Netzwerke (vgl. Punkt 3 dieses Kapitels).

### *Ehrenamtliches Engagement*

28,1% der Befragten mit Kindern gaben an, ehrenamtlich engagiert zu sein. Damit sind diese Haushalte stärker engagiert als kinderlose Haushalte (24,1%). Interessant in diesem Zusammenhang ist auch, dass 21,7% der Familien ihre Kinder als Beweggrund für ihr ehrenamtliches Engagement angeben. Neben den Kindern spielen auch lokale Freunde und Bekannte eine wichtige Rolle, während das Quartiersmanagement eher unbedeutend ist. Es stellt sich heraus, dass kiezbezogenes Engagement bei Familien viel stärker ausgeprägt ist. 63,3% derselben üben ihre ehrenamtliche Tätigkeit im Kiez aus, während bei den Haushalten ohne Kinder nur 44,7% im Kiez tätig sind.

30 % aller Familien, die im Soldiner Kiez leben, üben eine ehrenamtliche Tätigkeit aus. Drei Viertel der deutschen Familien engagieren sich direkt im Kiez. Ausländische Familien sind vor Ort zu 64% aktiv. Kinderlose Haushalte engagieren sich nur zu 25 %, und ihre Tätigkeit ist weniger kiezbezogen. In der Gruppe der Kinderlosen sind mehr Ausländer ehrenamtlich tätig, und sie engagieren sich auch häufiger im Kiez.

Familien, die im Sparrplatzkiez leben, engagieren sich ebenfalls mehr (26,2%) als kinderlose Haushalte (22,9%). Deutsche Familien engagieren sich deutlich öfter (29,3%) als ausländische Familien (18,2%). Auch deutsche kinderlose Haushalte engagieren sich häufiger ehrenamtlich als kinderlose Ausländer, die befragt wurden. Eine Unterscheidung nach Nationalität wird hier nicht weiter vorgenommen, da die Stichprobenmenge sehr klein ist. Feststellen lässt sich Folgendes: Auch im Sparrplatzkiez weisen Familien ein geringfügiges größeres kiezbezogenes Engagement (54,5%) als kinderlose Haushalte (51,4%) auf. Es ist jedoch sehr viel kleiner als das kiezbezogene Engagement der Familien aus dem Soldiner Kiez.

**Tabelle 67: Ehrenamtliches Engagement von Familien und kinderlosen Haushalten allgemein**

Ehren- amtliches Engage- ment	Soldiner Kiez						Sparrplatz- Kiez					
	Familie						Familie					
	Ja (%)			Nein (%)			Ja (%)			Nein (%)		
	Gesamt	Deut.	Ausl.	Gesamt	Deut.	Ausl.	Gesamt	Deut.	Ausl.	Gesamt	Deut.	Ausl.
ja	29,7	30,2	28,9	25,2	24,6	28,6	26,2	29,3	18,2	22,9	24,2	16,0
nein	70,3	69,8	71,1	74,8	75,4	71,4	73,8	70,7	81,8	77,1	75,8	84,0
Absolut (n)	91	53	38	163	142	21	80	58	22	153	128	25

**Tabelle 68: Im Kiez stattfindendes ehrenamtliches Engagement**

		Soldiner Kiez						Sparrplatz- Kiez					
		Familie						Familie					
		Ja(%)			Nein(%)			Ja(%)			Nein(%)		
		Gesamt	Deut.	Ausl.	Ge- samt	Deut.	Ausl.	Gesam- t	Deut.	Ausl.	Gesam- t	Deut.	Ausl.
<b>Engage- ment im Kiez</b>	ja	70,4	75,0	63,6	39,0	38,2	42,9	54,5	47,1	80,0	51,4	54,8	25,0
	nei- n	29,6	25,0	36,4	61,0	61,8	57,1	45,5	52,9	20,0	48,6	45,2	75,0
Absolut (n)		27	16	11	41	34	7	22	17	5	35	31	4

Quelle : Bewohnerbefragung Wedding 2002

So sind Familien häufiger ehrenamtlich engagiert als Kinderlose. Aufgrund des höheren Engagements im Kiez kann man annehmen, dass sie über vielfältige lokale Netzwerke und hohes Sozialkapital verfügen. Dies trifft vor allem auf Familien im Soldiner Kiez zu. Familien sind vermutlich stärker engagiert, da ihnen zusätzliche ehrenamtliche Tätigkeiten durch ihre Kinder entstehen (Elternbeirat, Hilfe im Sportverein usw.). Dieses Engagement findet häufiger vor Ort statt, da Eltern stärker zeitlich beschränkt sind und nicht so weite Anfahrtszeiten auf sich nehmen können. Das überaus hohe Engagement von Familien im Soldiner Kiez ist möglicherweise auf ihr geringes Wohlbefinden (siehe Punkt 1. und 2.) im Kiez zurückzuführen. Es könnte ihr Wunsch sein, etwas im Kiez zu verändern bzw. durch mehr Kontakte ihr Wohlbefinden im Kiez zu erhöhen. Dies würde auch das geringere Engagement der Ausländer am Sparrplatz erklären, da diese sich ja dort besonders wohl fühlen.

#### *Wegzugsabsichten*

Wie stark ausgeprägt ist die lokale Identität der Familien mit ihrem Kiez? Diese ist eine Zusatzvoraussetzung für die Bildung von lokalem Sozialkapital.

Die Ausführungen haben gezeigt, dass sich Familien stärker lokal engagieren als kinderlose Haushalte. Auch nachbarschaftliche Netzwerke werden von ihnen mit einem größeren Zeitaufwand gepflegt. Familien tragen also zu einer Stabilisierung der Kieze bei. Mit der Frage: „Wenn Sie könnten: Würden sie innerhalb der nächsten 6 Monate aus dem Kiez wegziehen?“ wurden Wegzugswünsche

untersucht. Diese Frage ermöglicht festzustellen, wie stark die Identität der Familien mit den von ihnen bewohnten Kiezen ist. Lokale Identität ist eine Zusatzvoraussetzung für die Bildung von lokalem Sozialkapital. Eine starke Bindung an das eigene Wohngebiet vermehrt das Interesse an und das Engagement für eine positive Entwicklung des Kiezes.

**Tabelle 69: Wegzugsgründe von Familien aus den Untersuchungsgebieten**

		Gründe für Wegzug <sup>1</sup>								Absolut (n)
		Kind	Arbeit	Kiez	Wohnung	Umfeld/Haus	Ins Grüne	Ausländer	pers.	
<b>Sparrplatz-Kiez</b>	Abs.	9	2	20	7	2	5	3	0	48
	%	19%	4%	42%	15%	4%	10%	6%	0%	
<b>Soldiner Kiez</b>	Abs.	18	2	32	8	2	0	10	2	74
	%	24%	3%	43%	11%	3%	0%	14%	3%	

Quelle : Bewohnerbefragung Wedding 2002

Im Soldiner Kiez wünschen sich 58% der Haushalte mit Kindern einen Wegzug aus dem Kiez, nur 42% wollen im Kiez wohnen bleiben. Im Vergleich dazu bevorzugen nur 43% der kinderlosen Haushalte einen Wegzug, während 57% weiter im Kiez wohnen bleiben möchten. Die am häufigsten genannten Gründe sind kiezbedingt, dabei wurden vor allem der viele Müll, die Lautstärke, die Kriminalität und ein niedriges soziales Niveau kritisiert. Zudem erhoffen die Familien, durch einen potenziellen Umzug eine Verbesserung der Lebens- und Ausbildungsverhältnisse für ihre Kinder zu erreichen.

Im Sparrplatz- Kiez gibt es keinen statistischen Zusammenhang zwischen Wegzugsabsichten und Haushalt mit oder ohne Kinder. Dementsprechend vorsichtig sind die Ergebnisse zu bewerten. Hier möchten nur 38% der Familien mit Kindern wegziehen, 61,5% möchten bleiben. Bei den Haushalten ohne Kinder tragen sich nur 35% mit Wegzugsabsichten, 64,5% möchten im Kiez wohnen bleiben. Die Wegzugsgründe sind wie im Soldiner Kiez kiezbedingt oder betreffen die Lebens- und Ausbildungsverhältnisse für Kinder.

Der Soldiner Kiez ist gefährdet, existierendes Sozialkapital durch den Wegzug von Familien zu verlieren. Ein solcher Verlust wäre für den Kiez und seine Entwicklung problematisch, da Familien sich besonders häufig ehrenamtlich im Soldiner Kiez engagieren und darüber hinaus Teil enger lokaler/nachbarschaftlicher Netzwerke sind, somit lokales Sozialkapital besitzen. Die Wegzugsabsichten korrespondieren im Soldiner Kiez mit einem mangelnden „Wohlfühlen“ der Familien im Untersuchungsgebiet. Auch wenn der Sparrplatz-Kiez weniger durch einen Wegzug der Familien gefährdet ist, so sind die von den Befragten angesprochen Probleme ähnlicher Natur. Durch ihre Kinder treten Familien an vielen Stellen mit ihrer Umgebung in Kontakt, sie sind mehr auf eine intakte Umgebung angewiesen und nehmen schneller deren Probleme wahr. Ihre geäußerten Kritikpunkte sollten unbedingt ernst genommen werden.

Ergebnis: Die These, dass es mit einem hohen Anteil an Familien im Kiez auch mehr (potenzielles) Sozialkapital gibt, hat sich durch die Auswertung der Befragungsergebnisse bestätigt.

<sup>1</sup> Mehrfachnennungen waren erlaubt.

## These 2

Die nächste zu überprüfende These wäre, ob Familien ein stabilisierender Faktor in der Nachbarschaft sind und somit nachbarschaftliches Sozialkapital überdurchschnittlich bei ihnen vorhanden ist.

Sie wird im Folgenden anhand der verbrachten Zeit mit Nachbarn überprüft.

**Tabelle 70a und b: Kontaktintensität der Nachbarschaften- Familien vs. kinderlose Haushalte**

Soldiner Kiez		Kontaktintensität der Nachbarschaften (%)							Absolut (n)
		1.) Mehr als 5 Stunden	2.) 2 bis 5 Stunden	Summe 1.) und 2.)	3.) 0,5 bis 2 Stunden	Summe 1.), 2.) und 3.)	4.) Weniger als 5 Stunden	5.) Praktisch keine Zeit	
Familie	ja	10	21	31	22	53	29	14	93
	nein	9	11	20	22	42	41	17	162

Sparr-platzkiez		Kontaktintensität mit den Nachbarn (%)							Absolut (n)
		1.) Mehr als 5 Stunden	2.) 2 bis 5 Stunden	Summe 1.) und 2.)	3.) 0,5 bis 2 Stunden	Summe 1.), 2.) und 3.)	4.) Weniger als 5 Stunden	5.) Praktisch keine Zeit	
Familie	ja	7	14	21	27	48	40	12	78
	nein	7	11	18	22	40	40	20	153

Quelle: Bewohnerbefragung Wedding 2002

Wenn man die ersten beiden Kategorien der Tabelle zusammenfasst, ergibt sich ein Unterschied zwischen Familien und kinderlosen Haushalten von 11% in der Kontaktintensität der Nachbarschaften. Familien im Soldiner Kiez verbringen also mehr Zeit mit ihren Nachbarn als kinderlose Haushalte und verfügen demzufolge über intensivere nachbarschaftliche Netzwerke und über größeres (potenzielles) nachbarschaftliches Sozialkapital. Über die Hälfte der Familien (Kategorien 1- 3) im Untersuchungsgebiet Soldiner-/ Wollankstraße investiert regelmäßig längere Zeit in Aktivitäten und Gespräche mit ihren Nachbarn. Bei den Befragten ohne Kinder sind es immerhin noch 42%. Über 80% der Befragten haben zumindest oberflächliche Kontakte zu ihren Nachbarn, d.h. man grüßt sich und führt kurze Gespräche (Kategorien 1- 4).

Im Sparrplatz- Kiez haben die Familien weniger intensive Kontakte zu ihrer Nachbarschaft als im Soldiner Kiez, dadurch ist auch der Abstand zu den kinderlosen Haushalten nicht so groß. Trotzdem zeigt sich bei Zusammenfassung der Kategorien 1- 3, dass Familien mehr Zeit (48%) und intensivere Kontakte zu ihrer Nachbarschaft pflegen. Auch hier verfügen die Familien über intensivere Netzwerke und somit mehr nachbarschaftliches Sozialkapital.

Tabelle 71a und b: Kontaktintensität der Nachbarschaften: Deutsche vs. Ausländer

Soldiner Kiez		Kontaktintensität der Nachbarschaften (%)							Absolut (n)
		1.) Mehr als 5 Stunden	2.) 2 bis 5 Stunden	Summe 1.) und 2.)	3.) 0,5 bis 2 Stunden	Summe 1.) ,2.) und 3.)	4.) Weniger als 5 Stunden	5.) Praktisch keine Zeit	
Deutsche Familie	ja	11	19	30	22	52	33	15	54
	nein	9	9	18	23	41	41	18	139
Ausländische Familie	ja	10	28	38	26	64	23	13	39
	nein	4	26	30	17	47	39	13	23

Sparrplatz- Kiez		Kontaktintensität mit den Nachbarn (%)							Absolut (n)
		1.) Mehr als 5 Stunden	2.) 2 bis 5 Stunden	Summe 1.) und 2.)	3.) 0,5 bis 2 Stunden	Summe 1.) ,2.) und 3.)	4.) Weniger als 5 Stunden	5.) Praktisch keine Zeit	
Deutsche Familie	ja	3	14	17	29	46	45	9	58
	nein	6	10	16	23	39	42	19	128
Ausländische Familie	ja	20	15	35	20	55	25	20	20
	nein	3	16	19	16	35	28	28	25

Quelle: Bewohnerbefragung Wedding 2002

Fasst man die Kategorien 1 und 2 zusammen, so ergibt sich, dass im Soldiner Kiez deutsche Familien mehr Zeit mit ihren Nachbarn verbringen als die deutschen Befragten ohne Kinder. Der Unterschied beträgt 12%. Die Hälfte der deutschen Familien verbringen mehr als eine halbe Stunde Zeit pro Woche mit ihren Nachbarn, bei den kinderlosen deutschen Haushalten beträgt der Prozentsatz 40%.

64% der ausländischen Familien pflegen regelmäßige Kontakte zu ihren Nachbarn. Bei den kinderlosen Haushalten sind es 47%. Ausländer im Soldiner Kiez verbringen also mehr Zeit mit ihren Nachbarn. Besonders ausländische Familien pflegen nachbarschaftliche Netzwerke, besitzen also ausgeprägtes nachbarschaftliches Sozialkapital.

Untersucht man die Daten des Untersuchungsgebietes Sparrplatz und fasst man wieder die ersten beiden Kategorien zusammen, so stellt man fest, dass wiederum vor allem ausländische Familien intensive Nachbarschaftskontakte pflegen. Ein Drittel aller ausländischen Familien verfügt im Sparrplatz- Kiez über enge

nachbarschaftliche Netzwerke und großes nachbarschaftliches Sozialkapital. Damit unterscheiden sich die ausländischen Familien (35%) sehr von den Haushalten ohne Kinder (19%). Deutsche Familien verfügen im Sprengelkiez über weniger intensive Netzwerke zu ihrer Nachbarschaft. Nur 17% machen ihren Nachbarn Besuche und unternehmen etwas mit diesen. Die Netzwerke der Familien sind lockerer, aber deutsche Familien im Sprengelkiez verbringen auch mehr Zeit mit ihren Nachbarn als kinderlose deutsche Haushalte (vgl. Summe der Kategorien 1- 3).

Familien haben bedingt durch ihre Kinder vielfältige Berührungspunkte mit ihrer Umgebung: diese spielen im Hinterhof, sie spielen mit Kindern der Nachbarschaft, sie gehen mit den Kindern der Nachbarn in die gleiche Schule usw. Nahe räumliche Kontakte, wie das Beispiel Nachbarschaften zeigt, haben für Familien bedingt durch ihren zumeist kleineren Aktionskreis große Bedeutung.

Ausländische Familien pflegen wahrscheinlich so intensive nachbarschaftliche Netzwerke, da bei ihnen der Aspekt einer fremden Umgebung hinzukommt. Nachbarschaften bieten ihnen die Möglichkeit, sich auf unkomplizierte Weise Hilfe zur Bewältigung von Alltagsproblemen zu holen oder Hilfe zu geben. Möglicherweise vermitteln ausländische Familien auch viele Wohnungen in ihrer Umgebung an Freunde, Bekannte und Verwandte, so dass auch von daher gute Nachbarschaften herrühren.

### Zwischenfazit

Familien insgesamt, aber vor allem ausländische Familien, verbringen viel Zeit mit der unmittelbaren Nachbarschaft und verfügen über größeres nachbarschaftliches Sozialkapital als kinderlose Haushalte, wobei die nachbarschaftlichen Netzwerke der deutschen Familien am Sparrplatz weniger intensiv sind. Familien sind ein stabilisierender Faktor in lokalen - hier nachbarschaftlichen - Netzwerken. Sie stellen aufgrund ihrer vielen und intensiven Kontakte einen wichtigen zu mobilisierenden Faktor für mögliche Verbesserungen im Kiez dar. Sie können als Multiplikatoren für Informationen (viele Kontakte!) und Engagement (enge und verbindliche Kontakte!) genutzt werden.

### Gegenthese

Als Gegenthese wird im Folgenden geprüft, ob auch große Familien enge nachbarschaftliche Beziehungen haben und zur Stabilisierung des Kiezes beitragen. Die Untersuchung der These wird auf alle Befragten bezogen, da jede weitere Differenzierung die Teilmenge zu sehr verkleinert.

**Tabelle 72: Anzahl der Kinder und Kontaktintensität mit der Nachbarschaft**

		Kontaktintensität mit den Nachbarn (%)					Absolut (n)
		Mehr als 5 Stunden	2 bis 5 Stunden	0,5 bis 2 Stunden	Weniger als 0,5 Stunden	Praktisch keine Zeit	
Anzahl Kinder	1	5	19	26	36	14	73
	2	16	15	22	38	9	55
	3	5	16	32	37	11	19
	4	7	36	21	21	4	14

Quelle: Bewohnerbefragung Wedding 2002

Das Ergebnis ist: eine größere Anzahl von Kindern führt zu einem tendenziellen Anstieg der verbrachten Zeit mit den Nachbarn. Die Ergebnisse im Bezug auf vier Kindern sind vorsichtig zu deuten, da die Anzahl der Personen, die dieses Merkmal aufweist, sehr geringfügig war (n=14).

### Fazit

Die These, dass Familien ein stabilisierender Faktor in der Nachbarschaft sind und somit nachbarschaftliches Sozialkapital überdurchschnittlich bei ihnen vorhanden ist, hat sich durch die Auswertung der Befragungsergebnisse bestätigt.

#### 4.4.2.4 Netzwerke von Vereinen und Organisationen, Quartiersmanagement

Vereine und Organisationen auf Kiezebene sind wichtige Träger von Sozialkapital. Ihre Besonderheit ist, dass sie im Allgemeinen über relativ klare Normen verfügen, die ein Basisvertrauen garantieren (institutionalisiert), was sie für "Neueinsteiger" relativ offen macht. Im Gegensatz dazu sind Nachbarschaften auf diffusere Normen gegründet, die den Zugang vielleicht schwieriger machen.

Des Weiteren sind Vereine aufgrund ihrer klaren Organisation (Vereinsstatut) und auch Hierarchie (Vereinsvorsitzender etc.) wichtige Ansprechpartner und Multiplikatoren für die Stadtteilpolitik.

Die Untersuchungsthese für das Sozialkapital in Vereinen sind:

1. Je mehr Leute sich in den Vereinen im Kiez engagieren, desto größer ist das über die Vereine entstehende Sozialkapital.
2. Je länger die Organisationszugehörigkeit, um so mehr private und "intimere" Beziehungen hat man zu den Gruppenmitgliedern und desto eher ist der Verein eine übereignungsfähige soziale Organisation.
3. Je mehr die Vereine des Kiezes zusammenarbeiten, desto mehr Sozialkapital ist mobilisierbar.
4. Je positiver die Wahrnehmung einer „Organisation“ im Kiez (hier: unter besonderer Berücksichtigung des Quartiersmanagements) ist, desto eher besitzt diese Organisation kollektiv nutzbares Sozialkapital.

### Vereinsgebundenes Sozialkapital

Um Aussagen zur ersten These treffen zu können, wurde die Variable „Aktivität in Vereinen/Organisationen im Kiez“ untersucht.

**Tabelle 73: Aktivität in einer Organisation oder einem Verein im Kiez**

	Ja	Nein
Gesamt	9,60%	31,30%
Soldiner Kiez	8,30%	32,30%
Sparrkiez	11,10%	30,20%

Quelle: Bewohnerbefragung Wedding 2002

Insgesamt antworteten rund 40% aller Befragten auf die Frage, ob sie sich allgemein in einem Verein organisieren. Im Kiez am Sparrplatz antworteten 1% mehr auf diese Frage als im Soldiner Kiez. Das Engagement der Bewohner beider Untersuchungsräume in Vereinen/ Initiativen im Kiez selber ist nicht sehr groß

(nur ca. 10% der Befragten engagieren sich in Vereinen im Kiez). Am Sparrplatz ist das Engagement in Vereinen allerdings geringfügig größer als im Soldiner Kiez (siehe Tabelle 73).

Der Unterschied zwischen Ausländern und Deutschen ist in dieser Fragestellung verschwindend gering (die Analyse erfolgte nicht getrennt nach Kiezen, da die Stichprobe zu klein ist, um plausible Aussagen treffen zu können). 23,1% der Deutschen und 25% der Ausländer, die Angaben zu diesem Punkt machten, engagieren sich in Vereinen. Man kann also nicht sagen, dass die eine oder andere Gruppe mehr „vereinsgebundenes“ Sozialkapital besitzt. Des Weiteren lässt sich feststellen, dass ein etwas größerer Anteil der Nichterwerbstätigen in Vereinen/Initiativen im Kiez engagiert ist (25,4% gegenüber 20,7%). Das könnte zum einen damit zusammenhängen, dass die nichterwerbstätigen Leute einfach mehr Zeit haben. Zum anderen liegt die Vermutung nahe, dass die Engagierten vielleicht eher ältere Menschen sind und demzufolge im Ruhestand. Das würde unter Umständen auch den Zusammenhang zwischen Wohndauer, aus der eine bestimmte Identität entsteht, und dem Engagement für den Kiez bestätigen.

Nach Altersklassen betrachtet, lässt sich kein großer Unterschied zwischen Rentnern und den anderen Altersklassen feststellen. Der vereinsengagierte Anteil liegt bei den Rentnern bei 27,9% und damit zwar höher als in den anderen Jahrgängen, aber nur unwesentlich (1%) (siehe Tabelle 74). Ein großer Abstand besteht zwischen den 45-55 Jährigen, sowie den 25-35 Jährigen und den restlichen Altersklassen.

**Tabelle 74: Aktiv im Verein nach Altersklassen spezifiziert**

Aktiv tätig?	bis 25 Jahre	25-35 Jahre	35-45 Jahre	45-55 Jahre	55-65 Jahre	mehr als 65 Jahre	Gesamt
ja	26%	22%	24%	14%	25%	28%	23%
nein	74%	78%	76%	86%	75%	72%	77%

Quelle: Bewohnerbefragung Wedding 2002

Der Einfluss der soziodemographischen Struktur auf das Engagement in kiezaktiven Vereinen und Organisationen scheint sehr gering zu sein, da sich verschiedene Bevölkerungsgruppen in ihrem Engagement nicht wesentlich unterscheiden. Der einzige Faktor, der einen Einfluss zu haben scheint, ist die Erwerbstätigkeit. Die Nichterwerbstätigen sind etwas aktiver als die Erwerbstätigen. Das könnte mit dem zur Verfügung stehenden Zeitbudget zusammenhängen, ist aber auf der Grundlage unseres Fragebogens nicht zu prüfen. Die einzige Gruppe, von der man also sagen könnte, dass sie ein größeres vereinsgebundenes Sozialkapital als andere hat, sind die Nichterwerbstätigen.

Insgesamt sieht es so aus, als wäre das an Organisationen gebundene Sozialkapital in beiden Kiezen nicht sehr groß, da sich nur ca. 10% der Befragten in den Vereinen engagieren. Das scheint in einem gewissen Widerspruch zu der Tatsache zu stehen, dass ca. ein Viertel aller Befragten (sowohl im Soldiner als auch im Kiez am Sparrplatz) ehrenamtlich engagiert sind (vgl. Kapitel Untersuchungsergebnis Ehrenamt). Daraus lassen sich mehrere Schlüsse ziehen:

- die ehrenamtlichen Tätigkeiten finden zum größten Teil unabhängig von Vereinsstrukturen statt
- die Angebote der im Kiez aktiven Vereine entsprechen nicht den Interessen der Bewohner
- die Vereine, in denen die Befragten aktiv sind, befinden sich außerhalb der beiden Kieze
- Erwerbstätige sind vielleicht, bedingt durch einen größeren Aktionsradius (Arbeitsstelle außerhalb des Kiezes), verstärkt in Vereinen aktiv, die außerhalb des Kiezes agieren. Nichterwerbstätige hingegen nehmen vielleicht eher die Angebote im Kiez wahr.

Weitere Aussagen zum vereinsgebundenen Sozialkapital finden sich in den Auswertungen der Experteninterviews.

### **Vereine als übereignungsfähige Organisationen**

Indikatoren für die These 2 („Je länger die Organisationszugehörigkeit, um so mehr private und engere Beziehungen hat man zu den Gruppenmitgliedern und desto eher ist der Verein eine übereignungsfähige soziale Organisation“) sind: die Dauer der Vereinsmitgliedschaft und das Bestehen von Kontakten über die Organisation hinaus.

Fast die Hälfte der Befragten hat nur zu wenigen der Vereinsmitglieder Kontakte (41,5%). Rund 44% haben zu vielen oder den meisten der Mitglieder private Kontakte. Lediglich 2 % verfügen über gar keine Kontakte zu anderen Vereinsmitgliedern. Die Art der Kontakte ist dafür in über der Hälfte der Fälle (66%) freundschaftlich oder auch bekannschaftlich (17%), es handelt sich also um enge Kontakte. Die Art der Beziehungen über den Verein hinaus zeigt, dass hier in jedem Fall ein Potential für übereignungsfähige soziale Organisationen und damit Sozialkapital liegt. Vielleicht handelt es sich auch jetzt schon um solche Art von Organisationen, nur dass wir es eben aufgrund des Fragebogens nicht testen können. Es wäre auch interessant zu wissen, ob diese Bekanntschaften auch zur Tätigkeit im Verein geführt haben.

### **Kooperation von Vereinen**

Als Indikator für die 3. These gilt die offene Frage nach der Zusammenarbeit mit anderen Vereinen.

Im Soldiner Kiez wurde die entsprechende Frage - Formen der Zusammenarbeit mit anderen Vereinen - nur in 6 Fällen beantwortet. Bei den angegebenen Vereinen findet bis auf einen Fall eine Zusammenarbeit mit nur einer anderen Organisation statt. In 2 Fällen ist diese Kooperation auch noch auf das gleiche „Themenfeld“ beschränkt. Hier handelt es sich um die Kooperation mit anderen Gemeinden bzw. Moscheevereinen.

Diese eingeschränkten Beziehungen tragen nicht zu einer großen Qualität des Sozialkapitales bei. Allerdings geht aus den Fragebögen nicht hervor, welcher Art und wie intensiv die Beziehungen zu den anderen Vereinen sind, denn auch das hat einen Einfluss auf das Sozialkapital. Die festgestellte Tendenz scheint aber durch die Interviews mit den Politikern bestätigt zu werden.

Im Sparrplatz- Kiez wurde die gleiche Frage in 10 Fällen beantwortet. In 6 Fällen findet eine Zusammenarbeit mit 2 und mehr anderen Organisationen/Initiativen statt. Dabei orientiert sie sich auch hier an inhaltlichen Gemeinsamkeiten (z.B.:

Zusammenarbeit Schülerladen mit anderen Schülerladen), ist aber doch durch die Anzahl breiter gestreut.

Es scheint, als ob im Sparrplatz- Kiez die Beziehungen zwischen den Vereinen vielfältiger sind als im Soldiner Kiez. Es bestehen mehr Kontakte zu unterschiedlichen Organisationen und Initiativen. Das lässt auf eine höhere Qualität des vereinsgebundenen Sozialkapital schließen. Durch die Interviews wird diese Feststellung bestätigt.

Das Quartiersmanagement wird an dieser Stelle als „soziale Organisation“ betrachtet, auch wenn es eher als Multiplikator von Aktivitäten zu verstehen ist, denn als selbstständiger Verein. Es war allerdings wichtig zu untersuchen, inwiefern die Bewohner dieses „Angebot“ wahrnehmen. Weil das Sozialkapital als ein möglicher Ansatz zur Problemlösung verstanden wird, ist es notwendig zu betrachten, wie eine Organisation, die auf Sozialkapital auch zurückgreifen möchte, überhaupt wahrgenommen wird.

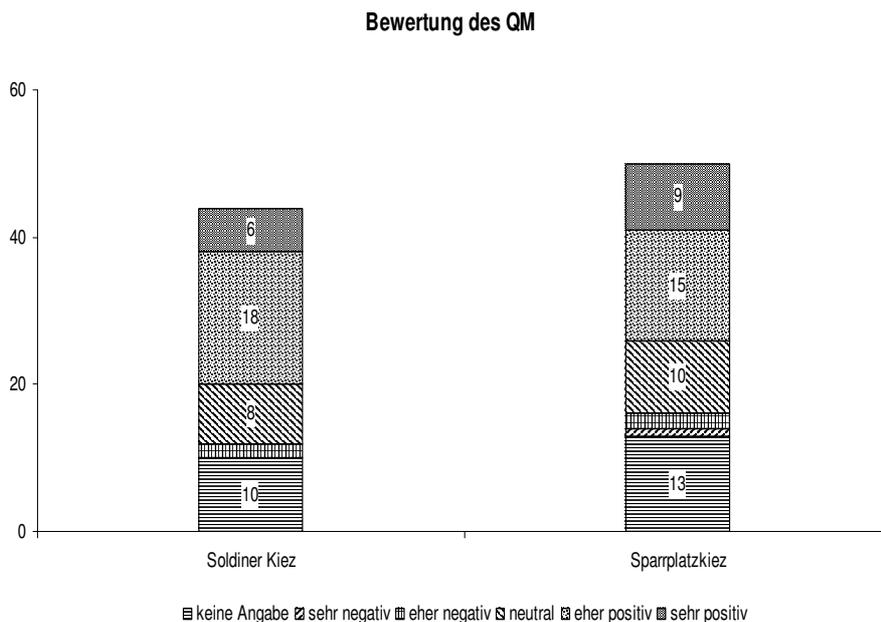
**Tabelle 75: Wie viele der Befragten kennen das Quartiersmanagement und sein Vorort- Büro?**

	ist bekannt	ist nicht bekannt
Gesamt	47,1%	52,7%
Soldiner Kiez	44,7%	54,9%
Sparrplatz- Kiez	49,8%	50,2%

Quelle: Bewohnerbefragung Wedding 2002

52,7% der Befragten kennen das Quartiersmanagement nicht, 47% kennen es. Weit über die Hälfte dieser Personen (64%) kann die Arbeit des Quartiersmanagements nicht bewerten (siehe Tabelle 75 und Abbildung 32).

**Abbildung 32: Wie bewerten die Befragten die Arbeit des QM's (Angaben in Prozent)**



Diese Tendenzen bestätigen sich, wenn man eine Betrachtung nach Kiezen vornimmt. Der Unterschied ist, dass im Sparrplatz- Kiez tatsächlich die Hälfte der Personen das QM kennt und die Hälfte nicht. Im Soldiner Kiez sind es nur 43,2%, die das QM kennen. Es gibt in diesem Kiez auch mehr Personen, welche die Arbeit des QM nicht bewerten könne (66% gegenüber 62,5% im Sparrplatz- Kiez). Negativ wird die Arbeit des QM nur in sehr wenigen Fällen bewertet (1,9% im Soldiner und 3,4 % im Sparrplatz- Kiez). Die meisten Probanden bewerten die Arbeit des QM als eher positiv oder neutral (siehe Abbildung 32).

Das QM (Betrachtung für beide Kieze) ist bei 52% der befragten Deutschen bekannt, aber nur bei 30% der befragten Ausländer. Bei der Bewertung der Arbeit machen sowohl bei Ausländern als auch bei Deutschen ca. 22% keine Angaben. Ausländer bewerten die Arbeit des QM tendenziell positiver als Deutsche.

Es zeigt sich, dass das QM in beiden Kiezen etwa jedem zweiten Bewohner bekannt sein dürfte. Etwas bekannter ist das QM bei den Bewohnern des Sparrplatz- Kiezes. Für eine viel in den Medien besprochene Initiative und dem aus diesem Grund zu erwartenden hohen Bekanntheitsgrad ist das nicht sehr viel. Aus der Auswertung der Bewertung der Tätigkeiten des QM geht zudem hervor, dass viele Leute das QM anscheinend vom Hörensagen kennen, aber über dessen Aktionen nicht informiert sind. Das kann mehrere Ursachen haben:

1. das QM ist kaum aktiv
2. die Aktionen des QM sind zu wenig publikumswirksam
3. das QM macht zu wenig auf seine Aktionen aufmerksam
4. die Angebote des QM treffen nicht das Interesse der Bevölkerung im Kiez und werden aus diesem Grund nicht wahrgenommen
5. die Aktionen des QM lassen sich schlecht bewerten (vielleicht zeigen sie ihre Wirkung nicht sofort)

Da die Arbeit des QM aber relativ positiv bewertet wird (zumindest nicht negativ), kann man davon ausgehen, dass auch das Vertrauen der Bewohner in das QM und seine Aktivitäten relativ groß ist. Damit ist das QM potentieller Träger von Sozialkapital.

#### 4.4.3 Fazit

Beim Thema Sozialkapital sind in der empirischen Quartiersanalyse speziell dessen allgemeine (Entstehungs-) Bedingungen sowie die Präsenz und die Qualität einzelner sozialer Netzwerke untersucht worden. Ausgehend von der Theorie sind bestimmte Normen, die Einhaltung der Gegenseitigkeitsnorm und eine vertrauensvolle Atmosphäre zwischen den Kiezbewohnern Basis für die Entstehung von Sozialkapital. Die Untersuchung der sozialen Netzwerke von Freunden, Nachbarn, Familien und Vereinen gab anschließend einen Hinweis auf die aktuelle Nutzung von Sozialkapital. Die Quantität und Qualität der einzelnen Netzwerke zeigt anschließend auch die noch nicht ausgeschöpften Nutzungsmöglichkeiten der Ressource Sozialkapital in beiden Kiezen.

##### 4.4.3.1 Bedingungen für Sozialkapital

Zur Beurteilung der subjektiven Einschätzung bestimmter **Normen** hatten die Befragten die Möglichkeit, in Abstufung ihre Zustimmung oder Ablehnung zu äußern. Für die empirische Studie empfahl sich - aufgrund der Bedeutung für die einzelnen Kieze - die Frage nach der Einstellung der Bewohner zum Thema

Sauberkeit. Die vorgelegten drei Aussagen konnten trotz der inhaltlichen Einschränkung nur einen Hinweis auf die Internalisierung bestimmter Normen geben. Dabei ergaben sich Unterschiede zwischen den Altersklassen, die eine "gewisse" Doppelmoral interpretieren lassen. Während der Müll von der älteren Generation noch weniger auf der Straße akzeptiert wird als von der jüngeren Bevölkerung, sind es vor allem Junge, die keinen Hundekot riechen können. Dieser Trend nimmt mit zunehmendem Alter ab.

In einzelnen Interviews wurde die Meinung geäußert, dass Ausländer andere Normen und Werte leben als Deutsche. Dieser Eindruck konnte mit den Hinweisen teilweise empirisch belegt werden, jedoch liegen die Unterschiede nur in der Stärke der Zustimmung und sind nicht grundsätzlicher Natur. Wichtig scheint es, sich über die Ursprünge der kulturellen Unterschiede bewusster zu werden. So stammt z.B. der Großteil der türkischen Bevölkerung aus dem ländlich geprägten Ostteil der Türkei. Es liegt auf der Hand, dass sich das Hundekotproblem auf dem Land in der Einstellung ursprünglich erst mal anders darstellt als in einer Stadt. Um dies besser einschätzen zu können, wäre eine eigene empirische Untersuchung notwendig.

Die Norm der Reziprozität konnte bei den Bewohnern in beiden Kiezen plausibel nachgewiesen werden. Starke Abweichungen gab es nur bei der ausländischen Bevölkerung. Hier werden öfter nachbarschaftliche Leistungen gegeben als umgekehrt erhalten werden. Betrachtet man die Türken wieder isoliert, so findet sich der Grund in dem traditionellen Familienbild. Es sind vor allem Türken, die mit ihren Verwandten in den beiden Kiezen leben. Die gegenseitige Unterstützung und Fürsorge innerhalb der Familie hält während des ganzen Lebens, auch wird Besitz kaum getrennt. Türken sind bereit, etwa für die Hochzeit eines Verwandten größere Geldsummen zu geben, ohne Gegenleistungen dafür zu erwarten<sup>33</sup>. Das steht der Theorie von Sozialkapital nicht entgegen.

Starke Unterschiede ergaben sich in der Atmosphäre des generalisierten Vertrauens zwischen beiden Kiezen. Ungefähr die Hälfte der Bevölkerung im Soldiner Kiez findet ihr soziales Umfeld rücksichtslos, während diese Meinung am Sparrplatz nur zu 33% geteilt wird. Ähnlich sind die Ergebnisse bei der Frage "Wie wohl fühlen Sie sich im Kiez?". 79,9% der Bürger aus dem Sparrplatz- Kiez fühlen sich sehr oder eher wohl, im Soldiner Kiez sind es 57,2%.

Interessant ist, dass ein Drittel der Bevölkerung am Sparrplatz das soziale Umfeld nicht als rücksichtsvoll beurteilt und dennoch 80% der gleichen Leute sich dort gut aufgehoben fühlen. Für viele Menschen, insbesondere für Studenten, stellen die beiden Kieze nur Durchgangsstationen ihres Lebens in Berlin dar. Wenn das empirisch belegte Wohlbefinden gezielter angesprochen und bewusst gemacht wird, bleiben die Kieze, insbesondere der am Sparrplatz, eventuell mehr als eine Durchgangstation aufgrund der billigen Mieten.

Werden die Entstehungsbedingungen für Sozialkapital rückblickend in der Zusammenfassung betrachtet, so sind die Voraussetzungen in beiden Kiezen besser als das von den Medien gezeichnete Image vermuten ließ. Besonders am Sparrplatz sind die kiezaktiven Sozialkapitalpotenziale hoch einzuschätzen.

#### 4.4.3.2 Präsenz und Qualität Sozialer Netzwerke

In den beiden Untersuchungsgebieten ist schon aufgrund der Größe der freundschaftlichen und verwandtschaftlichen Netzwerke bedeutendes Sozialkapital

<sup>33</sup> M' ÇINAR T (HRSG) 1998 (2, überarb. Aufl.): Das türkische Berlin. Berlin: Ausländerbeauftragte des Senats von Berlin. S.19

zu identifizieren. Die Bewohner mit lokalen Verwandtschaftsnetzwerken haben sich für die einzelnen Kieze hauptsächlich wegen der persönlichen Kontakte zu Bewohnern der Kieze entschieden. Die Kontakte zu anderen hier lebenden Verwandten stärken die lokale Bindung, so wird die nahe Umgebung insbesondere von dieser Personengruppe als Heimat betrachtet.

Für die nichtdeutsche Bevölkerung scheinen die bereits im Kiez installierten Netzwerke von besonderer Bedeutung zu sein: Sie sind ein entscheidendes Motiv für ihre Entscheidung in den Kiez zu ziehen. Die türkische Bevölkerung betrifft dies überdurchschnittlich. Da sich in der türkischen Bevölkerung eine Identität weniger über die Ethnie oder Nation, sondern über die regionsspezifische Herkunft bildet (über die Landsmannschaft: *hemşerilik*), ist es gerade bei Türken der zweiten und dritten Generation möglich, dass sich eine Identität über eine neue Landsmannschaft aus dem Kiez entwickelt, sozusagen als "Türke in Wedding". Eine stark ausgeprägte lokale Identität kann als eine mögliche Voraussetzung für die Entstehung von Sozialkapital betrachtet werden.

Ähnliches gilt für die Vielzahl der Bewohner mit Freunden vor Ort (durchschnittlich 60%). Für diese Personengruppe konnte ein höheres Wohlbefinden im Kiez im Vergleich zum Durchschnitt nachgewiesen werden. Diese Ressourcen können zu einer endogenen Aufwertung der Kieze beitragen.

Es fällt jedoch auf, dass das Sozialkapital nicht verstärkt kiezaktiv genutzt wird. Die Untersuchung zeigt auch, dass die vorhandene lokale Identität bisher nur unwesentlich zu einem überproportionalen Engagement führt. Im Sparrplatz- Kiez scheint noch am ehesten ein derartiger Zusammenhang zu bestehen. Im Soldiner Kiez sind Bürger, die sich generell ehrenamtlich engagieren eher bereit für den Kiez einzubringen, wenn sie sich dort auch wohlfühlen. Ist dies nicht der Fall gehen ihre Aktivitäten für das Gebiet verloren und sie engagieren sich woanders.

In den **nachbarschaftlichen Netzwerken** sind die Bedingungen, die für die Entstehung von SK notwendig sind, gegeben. Sie zeichnen sich durch besonders von Vertrauen geprägte Beziehungen aus. Das liegt am stark ausgeprägten Wohlbefinden der Kiezbewohner in Bezug auf ihre Nachbarn und zeigt zweitens auch die hohe Kontaktintensität der Kiezbewohner innerhalb ihrer Wohnhäuser untereinander. Auch das gilt eigens für die türkische Bevölkerung. Es ist in der Untersuchung nicht möglich gewesen, zwischen welchen oder innerhalb welcher Ethnien die Kontakthäufigkeit am höchsten ist, jedoch sind die nachbarschaftlichen Leistungen der Türken im Vergleich zu anderen überdurchschnittlich hoch. Zwischen türkischen Nachbarn herrscht häufig eine fast familiäre Atmosphäre. Ein türkisches Sprichwort lautet auch: "Such dir keine Wohnung aus, suche die Nachbarn aus".<sup>34</sup> Für das Quartiersmanagement kann eine Empfehlung sein, z.B. das dort innenliegende Potenzial des Informationsflusses für ihre Kiezarbeit zu nutzen und gezielt an diesem und ethnienunabhängig generell an nachbarschaftlichen Netzwerken anzusetzen. Dafür sprechen auch die zahlreichen Brücken, die im Sinne der Netzwerktheorie bzw. des „*bridging*“ *social capital* vorhanden sind. Ein Fünftel der Befragten hat *Strong-Ties*-Beziehungen, drei Fünftel der Nachbarn Beziehungen, die als *Weak-Ties* eingeordnet werden können.

Es handelt sich nicht immer um intakte Nachbarschaftsbeziehungen, jedoch lässt die Kontaktintensität als auch deren Qualität erkennen, dass die Verhältnisse unter den Nachbarn im Untersuchungsgebiet nicht von Anonymität gekennzeichnet ist.

<sup>34</sup> M. ÇINAR T (HRSG) 1998 (2, überarb. Aufl.): Das türkische Berlin. Berlin: Ausländerbeauftragte des Senats von Berlin. S.33

Die Ergebnisse zeigen das große Potenzial des nutzbaren Sozialkapitals und sind für die soziale Stabilisierung des Kiezes ein fruchtbarer Ansatzpunkt.

Mehr als ein Drittel der von uns befragten Personen in den beiden Untersuchungsgebieten leben in ihrem Haushalt mit Kindern unter 18 Jahren zusammen. Diese **Familien** sind ein wichtiger stabilisierender Faktor im Kiezleben. Sie pflegen intensivere Netzwerke zu ihrer Nachbarschaft als kinderlose Haushalte, wobei ausländische Familien die regelmäßigsten Beziehungen zu ihrem nachbarschaftlichen Umfeld unterhalten. Familien verfügen also über ausgeprägtes nachbarschaftliches Sozialkapital.

Darüber hinaus sind Familien stärker ehrenamtlich engagiert. Zusätzlich bedeutend ist für sie, dass ihr freiwilliges Engagement öfter im Kiez stattfindet als bei kinderlosen Haushalten. Ursachen für diese lokale Bindung sind zum einen eine stärkere räumliche Immobilität und zum anderen die durch Kinder entstehenden vielfältigen Berührungspunkte mit der sozialen Umwelt. Familien fungieren als Multiplikatoren von lokalen Informationen und sind wichtige Bindeglieder und Bezugspunkte in kiezbezogenen Netzwerken. Dies macht sie zu einem wichtigen und unbedingt zu mobilisierenden Faktor für Verbesserungsaktivitäten in beiden Untersuchungsgebieten. Bedenklich sind die von vielen Familien geäußerten Wegzugswünsche (vor allem im Soldiner Kiez), denn ein verstärkter Fortzug von Familien würde einen großen Verlust an sozialen Netzwerken und Sozialkapital bedeuten.

Das durch die **Netzwerke von Vereinen** und Organisationen im Kiez gebundene Sozialkapital scheint geringer zu sein als das durch die anderen sozialen Netzwerke (ca. 10% aller Befragten sind in Vereinen im Kiez aktiv). Soziodemographische Merkmale (Alter, Nationalität, Berufstätigkeit...) haben einen geringen Einfluss auf das Engagement in Vereinen im Kiez. Die Vereine und Organisationen der Kieze könnten zur Erhöhung des kiezwirksamen Sozialkapital beitragen, indem sie das Potential für vereinsgebundenes Sozialkapital noch stärker nutzen und nutzbar machen. Eine Möglichkeit zur Mobilisierung von Bewohnern ist die Ausweitung der Zusammenarbeit mit anderen Vereinen. Eine Vernetzung von Vereinen mit unterschiedlichster Zielrichtung erhöht die Qualität des kiezwirksamen Sozialkapitals und kann sich sehr vorteilhaft für die Entwicklung der Kieze auswirken. Die Unterstützung einer solchen Entwicklung sollte auch Aufgabe des QM sein.

Katja Friebe  
Alina Schellig  
Susanne Schmidt  
Julia Schumacher

## 4.5 Profis und Amateure: Strukturierte Meinungsbilder, Einschätzungen und Statements von Kiez-Experten

Zusätzlich zur Methode des standardisierten Fragebogens erweiterten wir unsere Untersuchung mit Hilfe sogenannter ‚Experteninterviews‘. Diese sollten unsere vorab aufgestellten und in der Befragung bestätigten Thesen und andere gewonnenen Erkenntnisse konkretisieren und untermauern. Die gewählten Interviewpartner sind Akteure verschiedenster Handlungsfelder, die auf Ebene des Kiezes an sich interagieren. Dazu zählen die Bewohner in ihrer Funktion als Nachbar, die Akteure der verschiedenen Vereine, die Quartiersmanager und schließlich die Stadtteilpolitiker.

Von den unterschiedlichen Betrachtungsebenen der Akteure ausgehend, sollte eine Einschätzung aus der Sicht des jeweiligen Experten erfolgen, sowie die Rolle der Akteure im Kiez und die Beziehungen untereinander aufgedeckt werden.

Julia Schumacher

### 4.5.1 Leitfadeninterviews mit verschiedenen Bewohnern des Kiezes Sparrplatz und Soldiner Straße/ Wollankstraße

Die Nachbarschaftsinterviews stellen durch erweiterte Fragestellung und Möglichkeit zur eigenen Einschätzung der Lage eine Konkretisierung der quantitativen Fragebögen dar.

#### 4.5.1.1 Kurze Vorstellung der interviewten Personen

Im Folgenden werden die "Nachbarschaftsexperten" anhand der für uns interessanten Bereiche vorgestellt.

#### **Frau Schui**

Im Zuge der quantitativen Interviews fand der erste Kontakt mit Frau Schui statt, die bereits seit 18 Jahren im Sprengelkiez wohnt. Aufgrund ihrer sowohl interessierten als auch kritischen Anmerkungen im Hinblick auf die Situation im Sprengelkiez während der quantitativen Bewohnerbefragung haben wir sie als Nachbarschaftsexpertin ausgesucht. Die Tatsache, dass sie früher im Kiez in einem Frauen-/ und Lesbenverein ehrenamtlich aktiv war, heute aber nicht mehr aktiv ist, galt es besonders zu hinterfragen

#### **Herr Wolfermann**

Bereits am Anfang des Projekts wurde uns vom Heimatmuseum Wedding Herr Wolfermann als fachkundige Person im Sprengelkiez empfohlen. Seit 33 Jahren im Kiez lebend, verfügt er sowohl über weitreichende Einblicke in die Entwicklung der Nachbarschaft als auch über zahlreiche Kontakte zu Vereinen und Privatpersonen. Als Mitbegründer der Betroffenenvertretung in den 80er Jahren (siehe Wedding-Kapitel) und der Stadtteilgenossenschaft im Jahr 2000 trägt er direkt zur Gestaltung der Lebensverhältnisse im Kiez bei.

#### **Herr Gün**

Durch Kooperation mit dem Nachbarschaftsladen in der Prinzenallee erhielten wir die Möglichkeit, den türkischen Mitbürger Herr Gün zu der Situation im Soldiner Kiez zu befragen. Seit nunmehr 23 Jahren wohnt er dort mit seiner Familie und engagiert sich in der Schule seines Kindes als Elternbeirat und auch als Unterstützer eines Sprachkurses für türkische Frauen. Der vom

Nachbarschaftsladen/ Quartiersmanagement geförderte Kurs wird von seiner Frau geleitet und ermöglicht türkischen Analphabetinnen ihre Muttersprache zu lernen.

#### 4.5.1.2 Ergebnisse

Die Auswahl der befragten Personen lässt einen direkten Vergleich der beiden Kieze nur in Ansätzen zu, da zum einen im Sprengelkiez zwei Akteure, im Soldiner Kiez dagegen nur eine Person befragt wurde. Die Nachbarschaftsinterviews lassen einen direkten Vergleich mit den quantitativen Interviews zu und können die dortigen Ergebnisse konkretisieren.

### Kiez

Spontan wurden beide Kieze als bunt, lebendig, grün, und vor allem arm beschrieben. Unterschiede zeigten sich jedoch dahingehend, dass der Sprengelkiez als freundlich und gemütlich und der Soldiner Kiez als eher, dreckig, verwahrlost und unangenehm wahrgenommen wird und einen größeren sozialen Brennpunkt in

Bezug auf Arbeitslosigkeit und Gewalt ausstrahlt. Auch wenn in beiden Kiezen ein weitgehend friedlicher Alltag der verschiedenen Nationen abläuft, handelt es sich jedoch lediglich um ein "Nebeneinander statt Miteinander". Obwohl es zu "kleineren Gesprächen beim Gemüseladen um die Ecke" (Frau Schui) kommt, entsteht besonders zwischen der größten Immigrantengruppe der Türken und den Deutschen selten näherer Kontakt. Sowohl die fehlende beziehungsweise sich verschlechternde Integration der Migranten durch den Staat, als auch die mangelnde Bereitschaft der unterschiedlichen Ethnien aufeinander zuzugehen, erschweren das Zusammenleben der Menschen. Die Segregation einzelner Gruppen setzte laut Herrn Gün verstärkt ab 1990 mit dem vermehrten Fortzug von Deutschen ein, welcher einen vermehrten Nachzug türkischer und arabischer Familien zur Folge hatte (vgl. Kapitel: Leitfadeninterviews mit verschiedenen Stadtteilpolitikern), welche die entstandenen "Lücken" mit eigenen Leuten füllten. Dieser Kreislauf führte extrem zu Sprachproblemen der Menschen, besonders der Jugendlichen. Daraus wiederum resultiert eine extrem hohe Jugendarbeitslosigkeit und damit verbunden, eine Desintegration in die Gesellschaft.

Die Tatsache, dass das heutige Straßenbild in beiden Kiezen von einem bunten Treiben auf der Straße bestimmt wird, spiegelt die offene, ansprechende Art wieder, die in den verschiedenen Interviews geschildert wurde. Andererseits handelt es sich häufig um arbeitslose Menschen, die sich viel im Freien und an öffentlichen Plätzen aufhalten oder um "spielende Kinder auf der Straße, die nicht sinnvoll in die Gemeinschaft miteinbezogen werden" (H. Gün).



Abbildung 33: Soldiner Kiez- Alltag zwischen arabischem Gemüseladen, Rosis Kneipe und grüner Panke

## Nachbarschaft

Die nachbarschaftlichen Beziehungen weisen in beiden Kiezen eine sehr unterschiedliche Qualität auf, die sich auch in den Ergebnissen der quantitativen Fragebögen widerspiegelt. Obwohl nur in einem Haus regelmäßige Aktionen (z. B. Gartenfest) stattfinden, wird die Atmosphäre im Sprengelkiez insgesamt als nett, international und hilfsbereit bezeichnet (vgl. Kapitel: Wohlbefinden im Kiez). Die von Frau Schui gemachte Aussage, dass *"ihr Haus zwar kurz vor der Entstehung einer Hausgemeinschaft sei, diese aufgrund fehlender Freundschaftsnetzwerke aber noch nicht entstanden ist"*, bestätigt zum einen die These von Hamm/ Rohr-Zäker das "Nachbarschaft Zeit braucht" (vgl. Kapitel Sozialkapital). Zum anderen wird das ansteigende Gemeinschaftsbewusstsein und Engagement in Abhängigkeit zum persönlichen Bekanntheitsgrad gut erkennbar.

Die Interviewpartner des Sprengelkieses streben in einer nachbarschaftlichen Beziehung die Einhaltung einer gewissen Privatsphäre an, bei der nicht beständiger Kontakt mit den Nachbarn gegeben sein muss und die soziale Kontrolle sich nicht negativ auswirkt. Das Motto *"Grüßen ja, umarmen nein"* (H. Wolfermann) scheint der Grundsatz der nachbarschaftlichen Beziehungen zu sein, während der türkische Mitbürger Herr Gün diese uneingeschränkt wünschenswert fand. Das kann zum einen an dem unterschiedlichen kulturellen Nachbarschaft- Verständnis liegen (vgl. Kapitel: Nachbarschaftsbeziehungen) oder aber auch am höheren Wohlfühlgrad im Sprengelkiez (vgl. Kapitel: Mobilisierung der Mieterschaft). Obwohl viele Bewohner des Soldiner Kiezes bereit wären an einer Verbesserung der Nachbarschaft z. B. in Form einer Hofbegrünung teilzunehmen, weisen sie in der Praxis wenig Eigeninitiative auf (vgl. Kapitel: Leitfadeninterviews mit verschiedenen Stadtteilpolitikern) und belegen somit die Aussage *"das die Leute immer denken, es ginge sie ja nichts an und folglich sei es nicht ihr Problem"* (Herrn Gün). Der Mut und Einsatz den ersten Schritt einer Verbesserung der Situation zu machen, ist im Soldiner Kiez nur bei wenigen Leuten wirklich vorhanden.

## Sozialkapital

Das von allen Interviewpartnern geforderte Zusammenwachsen der verschiedenen Nationen zur Verbesserung des Kiezes impliziert indirekt einen Ausbau der für das Sozialkapital stehenden Indikatoren "Vertrauen zwischen den Menschen", „Normen und ihre Einhaltung“, „Reziprozität der sozialen Beziehungen“ und „sozialen Netzwerke“ (vgl. Sozialkapital). Erkennbar wurde, dass die Nachbarschaft nur bedingt zur Steigerung sozialer Netzwerke dient, da diese oftmals als Bedrängnis empfunden wird, von der man *"nicht mehr loskommt"* (H. Wolfermann). Zur "Aktivierung" sozialer Netzwerke, bedarf es in vielen Fällen auch erst größerer sozialer Missstände. Sprich, nur wenn die Nachbarschaft direkt betroffen ist *und* wenn Personen eine persönliche Ansprache der Bewohner vornehmen, kann es zu Verbesserungsvorschlägen kommen. Anhand der quantitativen Fragebögen ist anzunehmen, dass momentan im Soldiner Kiez ein ähnlicher Vorgang stattfindet. Mit nur 60,4% liegt das Wohlbefinden deutlich unter dem Sparrkiez, die Bereitschaft zur Teilnahme an einer Aktion aber um fast 10% höher als im Sprengelkiez (vgl. Kapitel Mobilisierung der Mieter). Dieses würde auch die These von Herrn Wolfermann unterstützen, dass die Bevölkerung erst durch Probleme *"Wachgerüttelt werden muss"*, bevor sie tätig wird.

Zum Ausbau des Sozialkapitals scheinen insgesamt eher Vereine geeignet zu sein, da jeder die Möglichkeit erhält, ohne großen Aufwand in bereits vorhandene Strukturen hineinwachsen und, bei Bedarf, wieder gehen kann. Desweiteren erhalten Vereine verstärkt finanzielle Unterstützung sind zur Durchführung von Projekten und Aktionen nicht auf das Eigenkapital der Teilnehmer angewiesen.

## Engagement

Das Problem in den Kiezen ist die mangelnde Einbeziehung der Bevölkerung in laufende oder neue Projekte und nicht, dass es kein Engagementpotential gibt. Dieses basiert im wesentlichen auf drei Gründen. Zum einen findet keine oder zu wenig direkte Ansprache der Menschen von ihnen gleichgestellten Personen statt. Das heißt, dass sowohl der ethnische als auch der soziale Hintergrund der Bevölkerung stärker berücksichtigt werden muss, um eine erfolgreiche erste Kontaktaufnahme durchzuführen.

Gerade die Türken seien *"von Natur aus Mithelfer"* (H. Gün) und müssten aufgrund der im Alltag wenig greifenden Integration direkt zur Teilnahme an Aktionen aufgefordert werden. Sie selbst engagieren sich zwar in türkischen Vereinen, die jedoch für andere schlecht einsehbar und kaum zu bewerten sind. Eine kulturübergreifende Verknüpfung von bestehenden Netzwerken hätte den größten Nutzen für den Kiez (vgl. Nachbarschaftsbeziehungen). Dazu muss jedoch gegenseitiges Misstrauen aufgegeben werden und die *"Bereitschaft des gegenseitigen Aufeinander zusehends wachsen"* (F. Schui).

Zum anderen bedarf das Ehrenamt an sich einer neuen Definition, da es gerade sozial schwachen Menschen schwer zu vermitteln ist, warum sie *"für' kein Geld ackern sollen"* (F. Schui). Selbst durch eine geringe Bezahlung oder Aufwandsentschädigung könnte leichter Motivation geschaffen und ein sofortiger Nutzen der Arbeit, in Form von Geld sichtbar werden. An dieser Stelle war jedoch auch klar, dass es aufgrund der leeren Kassen des Bezirks und ganz Berlins keine oder nur geringe finanzielle Mittel geben kann. Als letzten Punkt war erkennbar, dass die Nachbarn allesamt bereit waren, spannende Aufgaben zu übernehmen, jedoch kein für sie ansprechendes Aufgabenfeld gesehen haben. Hier gilt es seitens der verschiedenen Vereine, des QM's und sonstigen Veranstaltungsträgern noch unterschiedlichere Angebote zu Einbeziehung bereitwilliger Bewohner zu schaffen.

## Integration der Migranten

Gerade ein Bezirk mit hohem Ausländeranteil wie der Wedding ist von einer effektiven Integration der Migranten zur Schaffung eines "gesunden" Kiezes abhängig. Sowohl die deutschen als auch die ausländischen Bewohner beurteilen die stattgefundenen, sowie die laufenden Maßnahmen als missglückt und führen folgende Kritikpunkte an.

Besonders in den 60/ 70 Jahren sei eine kurzfristig ausgerichtete Integration betrieben worden, die gezielte Sprachförderung nicht zuließ. *"Nachgezogenen Familienmitgliedern erhielten nach Beendigung der Schule keine weitere Sprachförderung mehr"* (H. Gün) und hatten zum Teil nur ein Jahr die Möglichkeit kostenlosen Sprachunterricht zu nutzen. Diese Vorgehensweise führte zu schlechten Ausbildungs- und Berufsaussichten, einem Rückzug in die eigene Sprache und einer Segregation der verschiedenen Ethnien (vgl. Kap. 4.2.5. Politiker). In Deutschland wird von einem verlangt, *"dass man sich anpasst"*, aber Unterstützung gibt bzw. gab es sehr wenig (H. Gün).

Hinzu kommt, dass bürokratische Hemmnisse den Einstieg in ein geregeltes Arbeitsleben oft erschweren und zu Resignation bei den Migranten führten.

Die Ehefrau von Herrn Gün bietet in Kooperation mit dem Nachbarschaftsladen in der Prinzenstraße einen türkischen Sprachkurs für türkische Analphabetinnen an, der zum einen den Frauen Kontakt außerhalb ihrer Familie ermöglichen und zum anderen als Grundlage für den späteren Erwerb der deutschen Sprache dienen soll.

*"Wer die eigene Muttersprache beherrscht, erlernt fremde Sprachen leichter"* (H. Gün).

Die These, *"Armut bedeutet oft auch nicht deutsch zu sein"* (F. Schui) sei im Alltag an den "herablassenden Blicken" seitens der Deutschen erkennbar und spiegelt einen latenten Rassismus wieder. Das *"Deutsche höher gestellt seien"* (H. Gün) unterstützt die oben genannte Einschätzung zur Stellung der Migranten innerhalb der Gesellschaft auf deprimierende Weise.

## QM

Aufgrund der bereits erfolgten Zusammenarbeit aller Nachbarschaftsexperten mit dem QM ist eine Verankerung im Kiez erkennbar. Darüber hinaus ist anzunehmen, dass es sich zu einer festen Institution etabliert hat. Die bisherige Arbeit des QM's wurde insgesamt positiv bewertet, was in Anbetracht der unterschiedlichen Verbindungen zum QM- sowohl Mitglied der Vergabejury, als auch Mithelfer von Projekten in Zusammenarbeit mit dem Nachbarschaftsladen und Planung eines Interkulturellen Projekts- besonders erfreulich ist. Frau Schui befindet sich zur Zeit mit dem QM in loser Verständigung über die Durchführung einer *"Interkulturellen Arbeit"*. Es wird deutlich, dass neue Projekte jenseits der bisherigen Arbeitsfelder des QM's dazu in der Lage sind, die Einbeziehung interessierter, aber bisher nicht aktiver Bürger zu gewährleisten. Diese "Aktivierung" der Bürger ist in Hinblick auf *"Überwindung einer hohen Frustschwelle bei Ansprache der Menschen"* (H. Wolfermann) allerdings noch steigerungsfähig. Besonders betont wurde die Schaffung von Arbeitsplätzen und das breite Angebot für Kinder (Theater, Feiern, Spielplätze...), welche mit Sicherheit einen enormen Erfolg darstellten, der sogar *"weit besser als erwartet"* ist (H. Wolfermann). Kritisch zu hinterfragen gilt hingegen die Einrichtungsverbesserung von Schulen mit Tischen und ähnlichem, da *"dieses eigentlich vom Staat ausgehen sollte, von dieser Seite aber sehr wenig passiert"* (H. Gün).

### 4.5.1.3 Fazit / Ansatzpunkte

*"Der Rote Wedding"* (F. Schui) scheint sich neben verschiedenen Problemlagen durch eine spezifische Charakteristika auszuzeichnen, welche die Bewohner an den Kiez bindet. Gerade das *"raue, wahre Leben- jenseits einer Szene"* (F. Schui/ H. Wolfermann), welches durch eine vornehmlich arme und ausländische Struktur bestimmt wird, nehmen die Interviewten als angenehm wahr. Tendenziell verfügt jeder Bewohner über die Möglichkeit, das zu machen was er will. Exemplarisch wird angeführt, dass es am Samstagnachmittag kein Problem sei, den Rasen zu mähen, während Nachbarn in Schöneberg oder Zehlendorf mit Sicherheit gegen den entstehenden Lärm angehen würden (H. Wolfermann). Diese "Toleranz" von Lärm ist aber auch als Zeichen für zunehmende Resignation und Abstumpfung der Bevölkerung in Bezug auf alltägliche Misslagen sehen. Besonders die bereits angesprochene Verwahrlosung der Kinder und zunehmende Verschmutzung der Kieze stößt in weiten Teilen der Bevölkerung auf keinerlei Reaktion. Das Bewusstsein, die persönliche Situation in Eigeninitiative verbessern zu können, sei in den Köpfen der Menschen nicht vorhanden und die Haltung "was geht mich das an" bestimmt das Handeln (H. Wolfermann). Da dieses mentale Problem auch auf politischer Ebene erkannt wurde (vg. 4.2.7. Politiker) bedarf es einer gezielten Ansprache und Motivation der Bewohner in Hinblick auf ihre Rechte, Pflichten und Möglichkeiten als mündige Bürger. Die Kieze längerfristig positiv zu verändern, gelingt nur durch eine effektive Zusammenarbeit zwischen der Politik und den vor Ort ansetzenden Organisationen wie QM, Vereine und Nachbarschaftsläden. Es gilt die Aufgabenbereiche klar zu definieren. Keinesfalls

darf es lediglich zu einer Umlagerung von finanziellen Mitteln kommen, wie es zum Teil momentan im Kiez stattfindet (vgl. 1.2.6. QM).

Um eine sich verstärkende Segregation der ausländischen Mitbürger zu unterbinden, ist es notwendig, den anhaltenden Fortzug der Deutschen zu stoppen und die Migranten in die Gesellschaft aktiv einzubinden. Der Rückzug in vertraute Umgebung erleichtert sicherlich vielen Migranten den Einstieg in das Leben in einem neuen Land, jedoch erschweren sie sich dadurch eine dauerhafte Integration. Es gilt, seitens des Staates, eine direkte Teilnahme am gesellschaftlichen Leben zu ermöglichen. Als wichtigste Aufgabe ist ein Angebot von Sprachkursen, Kita-Plätze und Ausbildungs-/ und Fortbildungsmöglichkeiten für bereits ältere Personen zu nennen. Diese Angebote dürfen nicht den Eindruck vermitteln, als wären sie Zwang und nicht auf die Bedürfnisse der Migranten abgestimmt. Sowohl ein geschlechterspezifisches Angebot, als auch die Einhaltung von Feiertagen anderer Religionen und die Bereitstellung von Speisen während einer Veranstaltung zeigen mögliche Konfliktpunkte auf, die es im Vorfeld zu untersuchen gilt. Das besonders auch bildungsbedingte Hintergründe berücksichtigt werden müssen, ist in dem Fallbeispiel des Sprachkurses für türkische Analphabetinnen von Frau Gün zu erkennen. Es ist wohl eher unrealistisch zu glauben, eine Personen, die weder in ihrer Muttersprache grammatikalische Regeln oder Rechtschreibung beherrscht, problemlos eine Fremdsprache beizubringen. Das Festigen der Muttersprache dient sicherlich auch der Steigerung des Selbstbewusstseins, sich mit fremden Sprachen auseinanderzusetzen.

Neben einer wirkungsvollen Integration der Migranten, gilt es eine Bindung der deutschen Bewohner an den Kiez zu schaffen. In Hinblick auf die derzeitige negative Benennung des Weddings keine leichte Aufgabe, da gerade Familien mit Kindern und der finanzkräftigere Mittelstand vermehrt aus der Gegend fortziehen; der Kiez wird jedoch entscheidend von diesen Bevölkerungsschichten geprägt. Sowohl die Schaffung von attraktiven Wohnungen, die gleichfalls gut ausgestattet und preiswert sind, einem breiten Angebot täglicher Gebrauchsgüter als auch Einrichtungen für Kinder (KiTa's, Kinderladen, Spielplatz, Schule, Vereine) sind notwendige Voraussetzungen zur Verankerung der Bewohner an den Kiez. Problematisch sieht die Lage im Kiez hinsichtlich des Arbeitsmarktes aus, da nur sehr begrenzte Möglichkeiten bestehen und auch keine Verbesserung in Sicht ist. Im besten Fall kompensiert das Freizeit- und Ausbildungsangebot das nicht Vorhandensein von Arbeitsplätzen und lassen den Bewohnern ein tägliches Pendeln zum Arbeitsplatz lohnenswert erscheinen.

Abschließend lässt sich feststellen, dass die Kieze nur dann eine Zukunft haben, wenn es sowohl zur Integration der ausländischen Bevölkerung und zum Festhalten der Deutschen an ihre Kieze kommt als auch eine Zusammenarbeit zwischen den Nationen heranwächst.

#### 4.5.2 Netzwerke zivilen Engagements: Leitfadeninterviews mit Experten aus dem Bereich Vereine und Initiativen

Vereine, Initiativen und Interessensgruppen sind Netzwerke, in welchen sich Bewohner mit unterschiedlichsten Motivationen zusammenschließen um Ziele zu verfolgen, die alleine kaum realisierbar wären. Für die Kieze, in denen solche freiwilligen Zusammenschlüsse entstehen, hat dies Auswirkungen, besonders wenn die jeweiligen Interessensgruppen auf lokaler Ebene operieren. Bei der Betrachtung von lokalem Engagement und Sozialkapital ist eine Beleuchtung der lokalen Netzwerken unerlässlich, denn sie sind es, in denen sich die Bürger engagieren können und dabei gleichzeitig die Grundlage bilden für die Entstehung und

Nutzung von sozialem Kapital. Unterschiedliche Netzwerke weisen jedoch unterschiedliche Charakteristika bezüglich ihrer Struktur, ihrem Umfang und ihrer räumlichen Auswirkungen auf und müssen daher differenziert betrachtet werden. Ziel der qualitativen Interviews im Bereich Netzwerke ist es daher, zum einen mehr über Strukturen und Wirkung der Netzwerke im Soldiner und Sparrkiez zu erfahren, zum anderen aber auch die Erfahrung der Akteure selbst mit dem Kiez und seinen Bewohnern zu ermitteln in der Annahme, dass gerade diejenigen, die in Netzwerken aktiv sind, über ein großes kiezspezifisches Wissen verfügen und damit manch fragmenthaft gebliebene Erkenntnis aus der quantitativen Bewohnerbefragung in einen sinnbringenden Zusammenhang stellen können.

#### 4.5.2.1 Kurze Vorstellung der interviewten Personen

Sowohl im Soldiner als auch im Sparrkiez existieren eine Fülle von Akteuren im Bereich von Initiativen und Vereinen. Die fünf ausgewählten Interviewpartner stellen eine kleine Auswahl aller Akteure dar und werden im Folgenden kurz vorgestellt.

#### Der Initiator des Kunst- und Kulturforums „Holz + Farbe“

Heiko Schmidt kam vor 1 ½ Jahren aus dem Prenzlauer Berg nach Wedding und organisiert seit August 2001 das Kunst- und Kulturforum „Holz + Farbe“ in der Prinzenallee. Durchgeführt werden Clubveranstaltungen, Partys und Filmvorführungen, letzteres einmal wöchentlich auch für Kinder. Des weiteren beteiligt sich „Holz + Farbe“ an den Kunst und Kulturveranstaltungen der „Kolonie Wedding“<sup>35</sup>.



Abbildung 34: Heiko Schmidt zog es vom Prenzl'berg in den Wedding



#### Der Leiter der Anlaufstelle für Alkoholiker „Soldiner Treff“

Joachim Brunken ist im Soldiner Kiez aufgewachsen und engagiert sich dort heute als Leiter des „Soldiner Treff“ für seine Nachbarschaft. Der „Soldiner Treff“ versteht sich schwerpunktmäßig als Anlaufstelle für Menschen mit Alkoholproblemen, denen hier durch Beratung und Gruppenarbeit geholfen wird. Gleichzeitig bildet der „Soldiner Treff“ einen alkoholfreien Treffpunkt für die Nachbarschaft und

Abbildung 35: Nicht betrunken mit J. Brunken

<sup>35</sup> Näheres unter [www.kolonie-wedding.de](http://www.kolonie-wedding.de)

erfüllt Aufgaben im Bereich der Nachbarschaftshilfe wie etwa das Erledigen von Einkäufen für ältere oder kranke Kiezbewohner, die über die Unterstützung Alkoholkranker hinausgehen.

### **Der Leiter des türkischen Solidaritätsvereines „Bahadin e.V.“**

Mehmet Oezkan ist Leiter des türkischen Solidaritätsvereines „Bahadin e.V.“. „Bahadin e.V.“ engagiert sich im Bereich multikultureller Arbeit z.B. durch die Veranstaltung von Liederabenden und Lesungen mit traditionellen türkischen Künstlern. Zudem werden wöchentlich interessierte Mitglieder im Gesang und im Spielen traditioneller Saiteninstrumente unterrichtet. Die meist türkischen Mitglieder (sowohl männlich als auch weiblich) des Vereines gehören nahezu allen



Altersgruppen an und kommen zu etwa 90 % aus dem Wedding. „Bahadin e.V.“ hat seinen Vereinssitz im Soldiner Kiez, spielt aber im multikulturellen Geschehen über die Kiezugrenzen hinweg besonders auf Gesamtberliner Ebene eine wichtige Rolle.

*Abbildung 36: M. Oezkan im Büro seiner Dönerproduktion*

### **Die Projektkoordinatoren von „Interreligiösem Dialog“ und „Fliegender Agenda“**

Angela Bochum verfügt als Projektkoordinatorin des „Interreligiösen Dialog“ und Projektleiterin der „Fliegenden Agenda“ über umfangreiche Kenntnisse zu den Netzwerken im Sparrkiez. Ziel des „Interreligiösen Dialoges“ ist es, dass die unterschiedlichen Kulturen miteinander ins Gespräch kommen. Dies geschieht im Rahmen offener Treffen, an welchen sich Mitglieder verschiedenster Konfessionen (z.B. Christen, Moslems, Buddhisten) beteiligen. Die „Fliegende Agenda“ stellt die Weiterentwicklung eines



*Abbildung 37: Angela Bochum ist kreativ*

Kitaprojektes<sup>36</sup> dar und richtet sich an Kinder zwischen 8 und 11 Jahren, welche sich in sogenannten „Miniflugteams“ zusammenschließen und gemeinsam an verschiedenen Projekten arbeiten. Dabei wird darauf geachtet, dass die Kinder durch den Umgang mit Medien wie Laptop und Scanner bei der Entwicklung von Fragestellungen ihre eigenen Fähigkeiten erweitern.

### **Die Ansprechpartnerin des Nachbarschaftsladens „Aktiv im Kiez“**



Die Studentin Christina Heise ist Ansprechpartnerin und Mitarbeiterin im Nachbarschaftsladen „Aktiv im Kiez“. Der Nachbarschaftsladen bildet als offene Plattform für

*Abbildung 38: C. Heise sichtlich erschöpft nach dem ersten (Teil-) Interview*

<sup>36</sup> KiTa- Projekt „Rudi Langbein“: Kinder werden spielerisch dazu aufgefordert, sich gegenseitig ihre unterschiedlichen Herkunftsländer vorzustellen

diverse Aktivitäten und Initiativen eine zentrale Einrichtung im Sparrkiez. Derzeitige Angebote sind z.B. der „Tauschring Wedding“, das Projekt „Garten und Wasserkiez“, das „Eltern-Kind-Frühstück“ und der seit einigen Jahren bestehende Chor. Zudem finden regelmäßig Entrümpelungsaktionen im Kiez sowie Feste statt.

#### 4.5.2.2 Ergebnisse

Zwar handelt es sich bei den ausgewählten Vereinen und Initiativen um wichtige, bekannte und oft schon länger bestehende Netzwerke, von deren Leitern und Ansprechpartnern angenommen werden kann, dass sie über ein weitgefassenes Expertenwissen verfügen. Jedoch muss an dieser Stelle betont werden, dass die Ergebnisse keineswegs Allgemeingültigkeit für sämtlich Netzwerke in den Kiezen besitzen. Im Angesicht der Vielfalt an Organisationsformen, Zielsetzungen und Mitgliederstrukturen eine repräsentative Auswahl zu treffen ist praktisch nicht möglich. Umso wichtiger ist es, bei der Betrachtung der Expertenaussagen immer den Hintergrund der einzelnen Akteure vor Augen zu haben.

### Kiez

Zentrale Lage, viel Dreck, hohes Verkehrsaufkommen, schön grün – die Aussagen der Interviewten umfassen eine breite Palette an positiven und negativen Eigenschaften, die dem Soldiner wie dem Sparrkiez zugeschrieben werden. Obgleich vieles sicher für beide Kieze zutrifft, lohnt es sich hier zu differenzieren, nicht zuletzt, weil jeder Akteur den Schwerpunkt seiner aktuellen Aktivitäten jeweils im einen oder anderen Kiez verortet hat und sich dies auch in den Aussagen widerspiegelt.

Der Sparrkiez wird insgesamt recht positiv bewertet: Die Lage ist sehr zentral und verkehrsgünstig und auch große Einrichtungen wie das Karstadt, die FFH und die Schering-Niederlassung befinden sich in unmittelbarer Nähe. „*Schön grün*“ (A. Bochum) sei der Kiez und mit dem Berlin-Spandauer Schifffahrtskanal auch wassernah. Das Klima innerhalb der Bewohnerschaft wird grundsätzlich als offen für Aktivitäten und tolerant gegenüber anderen Kulturen eingeschätzt. Es gibt eine Vielzahl an aktiven Vereinen und Initiativen, deren Existenz sich nach Aussage der Leiterin des „Interreligiösen Dialoges“ positiv auf die Entwicklung des Kiezes auswirken. Gleiches wird auch über das QM und die Planzelle berichtet. Doch der Sparrkiez hat auch seine Schattenseiten: Laut Expertenaussagen besteht eine hohe Bevölkerungsfluktuation, welche sich negativ auf die Stabilität des Kiezes auswirkt, gleichzeitig aber auch die Existenz weiterer Missstände signalisiert. Armut und hohe Arbeitslosigkeit der Eltern wirken sich im Sparrkiez auch auf Kinder und Jugendliche aus, in besonderem Maße diejenigen ausländischer Herkunft. Auch für die Älteren ist nicht ausreichend gesorgt. Hier wurde insbesondere ein Mangel an Freizeitangeboten und Sitzgelegenheiten für Senioren beklagt. Bezüglich der Umgangsformen der Bewohner untereinander stellt die Projektleiterin des Interreligiösen Dialogs für den Sparrkiez fest, dass insgesamt „*wenig darauf geachtet wird, dass das Miteinanderleben auch Achtung des Anderen beinhaltet*“ und relativiert dadurch die Aussage über eine toleranten Anwohnerschaft.

Weitaus problematischer stellt sich die Situation im Soldiner Kiez dar: Abgesehen von der „*netten Stimmung*“, die hier nach Meinung des Initiators von „Holz + Farbe“ herrscht, fiel den Interviewten wenig Positives zu ihrem Kiez ein. Vielmehr dominierten Schilderungen über Schlägereien, zuviel Dreck, hohe Arbeitslosigkeit („*vom Arbeiter- zum Arbeitslosenbezirk*“, H. Schmidt) und Probleme mit ausländischen Kindern, die von ihren Eltern nach Meinung einiger Experten nicht in ausreichendem Ausmaße beaufsichtigt und betreut wurden. „*Wenn da* (zeigt auf

gegenüberliegendes Haus in der Soldiner Str.) *mal jemand pünktlich die Miete bezahlt, ist gleich die Polizei da und fragt, wo er das Geld her hat!*“ äußert der Leiter des Soldiner Treffs während des Interviews und spricht damit zwei grundlegende Probleme des Soldiner Kiezes an, die auch von anderen Befragten (sowohl Experteninterviews als auch Bewohnerbefragung) angesprochen werden: Kriminalität und soziale Armut im Kiez. Räumlich konzentrieren sich diese besonders im Bereich um die westliche Soldiner Straße, wobei die Panke als markante Grenze empfunden wird: *„Also die [Soldiner] Straße hier, die ist ja geteilt. Bis zur Panke geht’s, was dahinter ist, da kannst du nach Achte nicht mehr gehen“* (J. Brunken).

Die Rolle von Vereinen und Initiativen innerhalb des Kiezes ist dabei unterschiedlich: manche der Netzwerke sind stark im Kiezesgeschehen verankert (z.B. „Soldiner Treff“, „Nachbarschaftsladen“), andere sind eher auf Bezirks- bzw. Stadtebene ausgerichtet (z.B. „Bahadin Der“, „Holz + Farbe“).

### Nachbarschaft

Grundsätzlich bezogen sich die Aussagen der Experten im Bereich Vereine / Initiativen eher auf die Kiezebene als auf die Ebene der Nachbarschaft. Dies mag vielleicht damit zusammenhängen, dass auch der Wirkungskreis der Akteure den Bereich der Nachbarschaft deutlich überschreitet. Aussagen, die sich konkret auf das unmittelbare Wohnumfeld beziehen und etwas über Zustand, Funktion und den Wandel innerhalb der Nachbarschaften verraten, kommen vor allem von Gesprächspartnern, die selbst im Kiez wohnten, wobei sich die Wohndauer deutlich auf die Wahrnehmung des einzelnen von seiner Nachbarschaft auszuwirken scheint. Die Erfahrungen und Einschätzungen der Akteure können hier kaum verallgemeinert werden, da sie sehr spezifisch an die jeweilige Biographie gebunden sind und Einblicke in sehr unterschiedliche, nebeneinander existierende Lebenswelten innerhalb desselben Kiezes geben.

Einen sehr starken Bezug zur Nachbarschaft weisen die Ausführungen des Leiters vom „Soldiner Treff“ auf. Aufgewachsen in der Soldiner Straße, verbinden ihn vor allem Erinnerungen an die Vergangenheit mit dem Kiez: *„wir haben hier mit Harald Juhnke gespielt, der hat um die Ecke gewohnt“* (J. Brunken). Herr Brunken formuliert die Grundlage seiner Nachbarschaftsbindung so: *„meine Geburt, meine Lehre, meine Straftat<sup>37</sup> – mein Zuhause (...) - das ist ein Heimatgefühl“* (zitiert nach J. Brunken). Wegzugsabsichten kommen da nicht auf: *„mir könntest du ein Haus schenken in Lübars oder am Wannsee – ich würde nicht hinziehen – hier tobt das Leben!“* Allerdings beklagt J. Brunken das unausgewogene Mischungsverhältnis innerhalb der Nachbarschaft und begründet dies mit den Erfahrungen seiner 6jährigen Hausmeistertätigkeit: *„Da, wo ich Hausmeister war, war ich der letzte Deutsche. (...) Bin selber rausgegangen – drei Krankenhausaufenthalte, das hat mir gereicht. Hab’ mit dem Baseballschläger eins vorn Kopf gekriegt: wie ich dazu komme, die Kinder anzubrüllen. Was heißt anbrüllen, ich hab’ gesagt: ‚Kinder, jetzt hört mal auf, jetzt ist Schluss‘. (...)“* (J. Brunken). Schuld an den nachbarschaftlichen Konflikten ist nach J. Brunkens Meinung vor allem, dass es innerhalb der Nachbarschaft am *„richtigen Mischungsverhältnis“* (J. Brunken) zwischen den unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen mangelte, was durch die starke Abwanderung weiter verstärkt wird: *„Deutsche sind dann rausgegangen und es kam wieder der Bruder rein von dem andern, ist alles so eine Sippensache...“* (J. Brunken).

<sup>37</sup> J. Brunken ist der „Geldfälscher vom Wedding“ : in den 60er Jahren hat er in seiner Wohnung in der Soldiner Straße 4 ½ Jahre lang Falschgeld im Wert von ca. 800 000 DM gedruckt.

Ganz anders hingegen stellt sich Nachbarschaft für den vor 1 ½ Jahren aus dem Prenzlauer Berg zugezogenen Mitbegründer des Kulturforums „Holz + Farbe“ dar. Dass Nachbarschaft im Soldiner Kiez hinsichtlich äußerer Formen „*dezent asozial*“ (H. Schmidt) sei, bewertet er als positiv, da hier offensichtlich noch Potentiale bestehen, die andernorts bereits abgegrast und eingeebnet sind. Insofern dient die Nachbarschaft des Soldiner Kiezes H. Schmidt als Inspiration und Nährboden seiner „*Pionierarbeit*“ (H. Schmidt), die es zum Ziel hat, auch im Wedding „*die Kultur anzukurbeln*“ (H. Schmidt).

### Sozialkapital

Vereine und Initiativen werden als Netzwerke als wichtiger Faktor zur Entstehung und Nutzung von Sozialkapital betrachtet. Doch wo lässt sich das abstrakte Konstrukt des Sozialen Kapitals in der Realität Weddings wiederfinden?

Aus den Interviews mit den Experten ergeben sich hierzu verschiedene Aspekte. So wird etwa berichtet, dass sich im Rahmen des Interreligiösen Dialogs Menschen unterschiedlichen Alters und verschiedener Religion sowie Herkunft treffen und Erfahrungen zu verschiedenen Themen austauschen (z.B. Dialog zu Sterben und Tod). Im Nachbarschaftsladen wird der „Tauschring Wedding“ organisiert. Getauscht wird Zeit, die man für Tätigkeiten aufbringt - kein Geld. (vgl. hierzu Theoriekapitel Sozialkapital Bsp. Tauschring). Ausgetauscht werden aber auch Informationen: Ein Tauschringmitglied hat gerade kürzlich eine Praktikumsstelle beim „Kiezboten“ gefunden. Auch im Soldiner Kiez wurde über Vernetzungen und Austauschbeziehungen dieser Art berichtet. Hier bestehen z.B. Kontakte zwischen „Holz + Farbe“ und der schräg gegenüber gelegenen Kneipe „Zur gemütlichen Ecke“. Höhepunkt waren die gemeinsamen Veranstaltungen anlässlich der Fußball-Weltmeisterschaft: „Zur gemütlichen Ecke“ verfügt über Zugang zu Premiere und „Holz + Farben“ steuerte den – vom QM finanzierten – Beamer zur großformatigen Projektion der WM-Ereignisse bei. Auch berichtete H. Schmidt von einem türkischen Nachbarn, der „Holz + Farbe“



Abbildung 39: Vom Farbenladen zur Kulturstätte



Abbildung 40: H. Schmidt hilft seinem türkischen Nachbarn auf den Weg in die Türkei

oft seine Hilfe angeboten hat und des öfteren seine Videofilme für die Vorführungen des Kinderkinos – welches auch von seinen eigenen Kindern besucht wird - zur Verfügung stellt. H. Schmidt dazu: „*Der würde uns schon mal helfen, hat er auch immer mal gesagt, (...) und neulich hat er Hilfe gebraucht, da wollte er in die Türkei fliegen und hat 200 Euro gebraucht, da haben wir es ihm geliehen.*“ Die Motivation für die Leihgabe wurde damit begründet, dass „*... er halt in der Klemme steckte... Das ist nicht irgendwie jemand, den man drei-, viermal gesehen hat, den haben wir eigentlich super oft gesehen, haben auch gute Gespräche miteinander gehabt.*“ Vernetzung und Austausch setzen offensichtlich auch ein gewisses Maß an Kontakt, gegenseitiger

Hilfeleistung und Vertrauen voraus (H. Schmidt: „*Gucken wir mal, ob wir die [200 EURO] irgendwann wieder kriegen – er hat gemeint, wenn er mal wieder Geld hat, wird er sie abbezahlen.*“). Der Mechanismus der Reziprozität und das Vertrauen der Individuen zueinander werden zum grundlegenden Bestandteil sozialer Netzwerke. Theoretische Annahmen über das Wesen des Sozialkapitals (vgl. Kapitel Sozialkapital) lassen sich demnach auch im Alltag des Soldiner Kiez und um den Sparrplatz aufzeigen.

Für die Entfaltung und Nutzung von Sozialem Kapital sind zudem Struktur und Eigenschaften der Netzwerke von zentraler Bedeutung. In den Experteninterviews deutet sich an, dass die untersuchten Vereine und Initiativen im Soldiner Kiez tendenziell bezüglich ihrer Zielgruppe (hinsichtlich Alter, ethnischer Zugehörigkeit und teilweise auch Geschlecht) sowie ihrer inhaltlichen Zielsetzung homogener zu sein scheinen als im Sparrkiez, d.h. Aktivitäten betreffen z.B. im „Soldiner Treff“ schwerpunktmäßig die Zielgruppe der Alkoholiker (Betroffene sind meist deutsche Männer im mittleren bis höheren Alter) oder richten sich wie im Fall des „Bahadin e.V.“ vorrangig an Interessenten türkischer Kunst und Kultur. Im Gegensatz dazu widmen sich die hier ausgewählten Netzwerke im Sparrkiez deutlich breiteren Arbeitsfeldern und vielfältigeren Zielgruppen und weisen gleichzeitig stärkere Verflechtungen mit anderen Initiativen und Vereinen auf. Beispielhaft sind hier sowohl die interkulturelle Ausrichtung des „Interreligiösen Dialoges“ als auch das Verständnis des Nachbarschaftsladens als „*Plattform für verschiedene Aktivitäten*“ (C. Heise) unterschiedlicher Art und Zielgruppe. Ein vergleichender Blick auf die Akteursnetzwerke (siehe Anhang) verstärkt diesen Eindruck. Ähnliche Ergebnisse wurde auch im Rahmen der Bewohnerbefragung ermittelt (vgl. Empirische Ergebnisse zum Sozialkapital). Es ist schwer zu beurteilen, ob die Begrenzung des Arbeitsbereiches und die klare Ausrichtung auf eine spezielle Zielgruppe für den Verein und seine Mitglieder von Vorteil sind, für den Kiez insgesamt wird jedoch angenommen, dass bei einer heterogeneren Struktur und stärkeren internen und vor allem externen Verflechtungen von Netzwerken eine bessere Basis für kiezwirksames Sozialkapital besteht.

Ein weiteres Merkmal von Netzwerken stellt die Existenz von Schlüsselpersonen dar. Gerade wenn es um die Vernetzung von verschiedenen Initiativen geht, laufen die Kontakte meist über einzelne Personen ab, die sich dann im Hinblick auf die Vernetzung in sogenannten „Brückenpositionen“ befinden. (vgl. Theoriekapital Sozialkapital). Dass Schlüsselpersonen auch innerhalb der Netzwerkstruktur Weddings existieren, lässt sich den Äußerungen mehrerer Experten entnehmen. Im Sparrkiez gibt es laut C. Heise und A. Bochum einen festen Stamm aktiver Personen („*immer die selben*“, C. Heise) die sich innerhalb des Kiezes engagieren. Die Rolle von Schlüsselpersonen nehmen hierbei besonders diejenigen „*Leiter (ein), die seit Jahren im Kiez arbeiten*“ (C. Heise). Ein Grund dafür ist, so A. Bochum, „*dass es nur über den direkten Kontakt zu den einzelnen Leuten läuft, die ohnehin im Kiez verankert sind*“. Durch diese Personen kommt dann der – auch von politischer Seite beschriebene (vgl. Experteninterviews Politiker) – „*Multiplikatoreffekt*“ (A. Bochum) zum Tragen. A. Bochum begründet dies anhand eigener Erfahrungen in unterschiedlichen Gremien und Projekten: „*ohne mich wäre sicherlich einiges nicht mehr da*“ – gemeint sind vor allem Wissen über Anlaufstellen und eine Vielzahl an persönlichen Kontakten, auch zu übergeordneten Ebenen (vgl. auch Akteursnetzwerk nach A. Bochum im Anhang) die die Basis einer effektiven Netzwerkarbeit darstellen. Insofern ist auch die Qualität und Kontinuität kiezwirksamer Netzwerke stark an einzelne Personen gebunden und lässt die unentbehrliche Brückenposition oft gleichzeitig zur Machtposition werden. „*Schlüsselpersonen stellen eine Machtanhäufung dar*“ (C. Heise) die sich vor allem in Form von Geldgewinn für die „eigenen“ Projekte aber

auch als Imagegewinn für die Person selbst darstellt. Unter den Experten wird gerade dies auch kritisch bewertet, besonders weil es in einigen Fällen vorkommt, dass die Anwesenheit von Schlüsselpersonen durch ihre spezifischen Eigenschaften tolerante und vor allem demokratische Prozesse innerhalb der Netzwerkstrukturen untergräbt. *„Engagement ist für mich kein Gebiet der Glorifizierung nach dem Motto ‚da ist alles gut, da ist alles toll und so demokratisch- es ist knallhart, wer welche Interessen durchsetzt und meistens sind es die Leute, die ‚größte Klappe‘ haben und das längste Stehvermögen.“* (C. Heise)

Was hier als Problem im Umgang mit Schlüsselpersonen geschildert wird, hat gleichzeitig noch eine andere Dimension, die mehr über die Defizite innerhalb der Kieze bezüglich des Sozialen Kapitals verrät: Den Mangel an (finanziellen) Ressourcen und den daraus resultierenden Konkurrenzkampf der einzelnen Akteure untereinander. Konkurrenz verhindert oft Kooperation und blockiert somit eine fortschreitende Vernetzung der einzelnen Akteure auf Kiezebene. Diese Entwicklung ist in beiden Kiezen zu beobachten und äußert sich in seiner mildesten Ausprägung als ein Nebeneinanderwirken der einzelnen Initiativen, wie etwa im Fall des „Soldiner Treff“ und Boa (Drogenberatungsstelle), beide im Bereich Suchthilfe tätig, jedoch ohne nennenswerte Verflechtungen (*„die machen ihr Ding“*, J. Brunken). H. Schmidt berichtet nahezu Wortwörtliches vom Kunst – und Kulturprojekt „Kolonie Wedding“: auch hier *„macht jeder sein Ding“*, zudem herrscht tendenziell Konkurrenz zwischen den verschiedenen Initiatoren. Auch im Sparrkiez ist die Situation angespannt: *„Jeder hat Angst um sein Geld, hier ist auch eine Menge Konkurrenz... also bloß nicht, dass jemand anders was übernimmt, was ich eigentlich für mich gebunkert habe, wo ich dann in meiner Leistungsaufstellung beim Bezirksamt Geld bekomme... Dass da nicht irgendwie überlegt wird: ‚Naja, wenn die das da auch machen, dann brauchen wir das hier ja vielleicht nicht zu bezahlen‘. Also das ist ganz heikel, da ist eine Menge Angst!“* (C. Heise).

Doch Konkurrenz stellt nicht den einzigen Hemmfaktor für die Entfaltung von Netzwerken und das Wirken von Sozialkapital dar. Der Zugang zu ausländischen Bevölkerungsgruppen bildet die Grundlage zur Entwicklung möglichst vielfältiger Netzwerke, gestaltet sich in der Realität von Soldiner und Sparrkiez aber oft schwierig (siehe auch folgendes Kapitel). Einen weiteren Hemmfaktor stellt unzweifelhaft der hohe bürokratische Aufwand dar, der mit der Organisation von Initiativen und im Besonderen Vereinen verbunden ist. Hier erfolgt oft eine Verschiebung des Arbeitsaufwandes zu Ungunsten der eigentlichen Vereinsarbeit.

Insgesamt wird deutlich, dass in punkto Sozialkapital trotz vorhandener Ansätze noch einiges getan werden kann. Grundsätzlich sollte auf Kiezebene gerade im Angesicht einer chronisch angespannten Finanzlage das Prinzip der Kooperation dem der Konkurrenz vorgezogen werden. Dies geschieht im Interesse des Kiezes als ganzem und sollte daher auch nach Möglichkeit unter Beteiligung einer möglichst breiten und repräsentativen Bevölkerungsbasis vollzogen werden, was auch eine verstärkte Einbeziehung ausländischer Bewohner und eine stärkere Vernetzung mit bestehenden ausländischen Initiativen voraussetzt. Dies wiederum kann nach Erfahrung der Experten nur durch oft langjährige Kontaktarbeit geschehen, die daher nicht durch unnötige bürokratische Erfordernisse von übergeordneter Ebene behindert werden darf, sondern vielmehr in ihrer fundamentalen Bedeutung als Grundlage der Entstehung von Sozialem Kapital erkannt, anerkannt und unterstützt werden muss.

## Engagement

In engem Zusammenhang zu Existenz und Ausprägung von Sozialkapital stehen Engagementbereitschaft und -ausübung im Kiez. Im Bereich von Vereinen und

Initiativen spielt Engagement in zweierlei Hinsicht eine zentrale Rolle: Zum einen sind es die Vereine und Initiativen, durch ihre Strukturen das Engagement der Kiezbevölkerung in bestimmten Bereichen wie etwa Nachbarschaftshilfe, Jugend, Kultur, Religion oder Sport mobilisieren und fördern. Zum anderen sind es die Vereinsleiter und Initiatoren selbst, die durch ihr freiwilliges und meist unbezahltes Engagement dieses erst ermöglichen. Die Antwort auf die Frage nach der Motivation der Interviewpartner, sich freiwillig zu engagieren, fiel dabei unterschiedlich aus: Zeit und Lust, sich einzubringen gepaart mit der Einsicht in die Notwendigkeit („irgendwer muss es ja machen“, H. Schmidt) und das Bedürfnis, zu helfen („wenn ich mit dem Laden drei Mann erreiche und die ihr Leben lang nicht mehr trinken, bin ich der glücklichste Mensch“, J. Brunken), Interesse an einer Tätigkeit vor Ort, die dem eigenen Studienschwerpunkt nahe kommt und so „studieren und agieren“ (C. Heise) gleichzeitig ermöglicht, der Wunsch nach Bestätigung („hier habe ich meine Bestätigung, hier kann ich helfen“, J. Brunken) aber auch der Wunsch nach Mitbestimmung („weil ich den Leuten, die über mich entscheiden, nicht freie Hand lassen will“, M. Oezkan). So auch A. Bochum: „Wir können es nicht anderen überlassen. Es ist mein eigener Anspruch an die Gesellschaft, etwas zu verändern. Jeder ist aufgefordert, selbst etwas beizutragen.“ Deutlich wird, dass die Motivation der Experten nicht materiell begründet ist.

Leider wirken sich aber gerade materielle Zwänge negativ auf die Ausübung von Engagement aus. Ehrenamtliche Tätigkeit steht dabei oft in Konkurrenz zum Lebenserwerb, da sie viel Zeit kostet und „nicht einfach nebenbei“ (C. Heise) erledigt werden kann. Wenn die ehrenamtliche Tätigkeit zur Zusatzbelastung wird, erfolgt automatisch eine Selektion potentiell ehrenamtlich Tätiger. Dass dieser Mechanismus in besonderem Maße die lokale Gemeinwesenarbeit auf Grund ihres hohen zeitlichen Bedarfes z.B. im Bereich der Kontaktpflege betrifft, ist nicht nur hinsichtlich der Motivation der in diesem Bereich ehrenamtlich Arbeitenden problematisch sondern wirkt sich auch negativ auf die Mobilisierung der Engagementbereitschaft der übrigen Kiezbewohner aus.

Zum einen ist nach Meinung einiger Gesprächspartner generell „wenig Potential vorhanden“ (J. Brunken), zum anderen stellt sich aber gerade die Mobilisierung vorhandener Potentiale allgemein als sehr schwierig dar. Die „Mobilisierung [der Bewohnerschaft] ist sehr anstrengend“ (C. Heise) und nur mittels unermüdlicher und zeitaufwendiger Kontaktarbeit und einem geeigneten Anreiz – wie etwa öffentlicher Wertschätzung, einer Publikation oder einfach Spaß an der Sache – machbar. Besonders schwierig gestaltet sich nach Aussage einiger Experten die Mobilisierung von Arbeitslosen, denn „Arbeitslos zu sein ist demotivierend in jeder Hinsicht“ (C. Heise). Das Gefühl der Perspektivlosigkeit der eigenen Situation, das ein Großteil der Arbeitslosen empfindet, wirkt sich negativ auf die Bereitschaft zum Engagement aus. Dies ist besonders insofern zu bedauern ist, als dass diese Bevölkerungsgruppe gemäß unserer quantitativen Befragung über ein erhöhtes Engagementpotential verfügt (vgl. hierzu Untersuchungsergebnisse Engagement). Auch die Mobilisierung nicht-deutscher Bevölkerungsgruppen gestaltet sich für viele Akteure problematisch: „Es sind eher die Deutschen, die sich engagieren. Die Ausländer, mit denen ich Kontakt habe, sagen schon, das möchten sie schon, das ist ihnen wichtig, aber es dann wirklich zu tun... da ist dann noch eine Hemmschwelle. Sie trauen sich vielleicht nicht...“ (A. Bochum). Offensichtlich bestehen hier Berührungspunkte zwischen deutschen und ausländischen Bewohnern, deren Überwindung Zeit braucht und oft nur nach langfristigen persönlichen Kontakten auf Basis von „gewachsenem Vertrauen“ erfolgt (C. Heise).

In der Praxis zeigt sich hier, was auch in der Theorie des Sozialkapitals problematisch erscheint: Aufbau, Unterhaltung und Pflege von Netzwerken sind mit immensen Kosten für einzelnen Individuen, aber auch die Gemeinschaft verbunden (vgl. Kapitel zur Theorie des Sozialkapitals). Im Fall Wedding stellt sich jedoch zunehmend die Frage nach der Verteilung dieser Kosten. Wo öffentliche Kassen versiegen, gewinnt das ehrenamtliche Engagement an Gewicht. Gerade deshalb bedarf es jedoch auch einer stärkeren Anerkennung des Ehrenamtes von öffentlicher Seite und politischer Ebene. Im Angesicht leerer öffentlicher Kassen muss diese Anerkennung nicht ausschließlich finanzieller Natur sein, sondern kann z.B. neben einer längerfristigen Stellenbewilligung auch in Form eines Politikums geschehen.

Aus den Expertengesprächen ergeben sich noch weitere Ansatzpunkte zur besseren Nutzung und Vernetzung vorhandener Engagementpotentiale. Der Erfahrung, dass sich die Mobilisierung der Engagementpotentiale der ausländischen Bevölkerung schwierig darstellt stehen sowohl die Ergebnisse der quantitativen Bewohnerbefragung (vgl. hierzu Untersuchungsergebnisse Engagement) als auch die Erfahrungen einiger Kiezexperten (vgl. Leitfadeninterviews mit verschiedenen Bewohnern der beiden Kieze) gegenüber, welche ergeben, dass innerhalb der nicht-deutschen Bewohnerschaft sowohl die Bereitschaft zum Engagement als auch die tatsächliche Ausübung dessen in recht hohem Ausmaß vorhanden sind. Offensichtlich engagieren sich ausländische Bewohner zwar, selten jedoch in von Deutschen initiierten Netzwerken. Dies könnte vor allem auf unterschiedliche kulturelle Bedürfnisse zurückzuführen sein (z.B. im Bereich Sprache und Religion) und kommen. Innerhalb der Expertengespräche zeichnet sich ab, dass sich hier als kleinster gemeinsamer Nenner besonders Projekte in den Themenbereichen Kinder und Jugend sowie Sport anbieten, da hier die Interessen von deutschen und ausländischen Bewohnern ähnlich gelagert sind. Als mögliche Zielgruppe sollten gerade Frauen besondere Berücksichtigung finden, da *„bei Frauen das Interesse wesentlich größer ist“* (A. Bochum). Vor diesem Hintergrund ist es auch dringend zu empfehlen, dass bereits bestehende Projekte (wie z.B. der Frauentee) weiter gefördert werden, um nicht bereits Erreichtes zu gefährden.

### Integration der Migranten

Klagen über die mangelnde Integration der ausländischen Bevölkerung wurden von nahezu allen Akteuren vorgetragen und es liegt nahe, zu erörtern, inwiefern sich dieser Umstand auf Vereine, Initiativen und deren Arbeit vor Ort auswirkt.

Die Aussagen der Interviewpartner haben alle einen ähnlichen Tenor: Integration findet nicht statt, ein wirkliches Miteinander der unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen existiert weder im Soldiner, noch im Sparrkiez und beschränkt sich maximal auf bestimmte gewerbliche Bereiche. Der Gemüseladen wird zur *„Schnittstelle“* (H. Schmidt) der Kulturen, doch in anderen Bereichen findet kaum Austausch statt. So besucht etwa der türkische Bewohner bevorzugt den türkischen Arzt, nicht zuletzt auf Grund der gemeinsamen Sprache (vgl. hierzu auch Experteninterview Quartiersmanagement). In den Augen einiger Experten aus dem Soldiner Kiez zeichnet sich dadurch bereits die Tendenz zur Ghattobildung



**Abbildung 41: Soldiner Straße – so manch wichtige Frage wird auch an der Hauswand diskutiert...**

ab (M. Oezkan). Die Ursachen dieser Entwicklungen werden an unterschiedlicher Stelle gesucht. Interration, „*das wollen die [Migranten] doch gar nicht, die sind doch unter sich, kommst' ja gar nicht ran...!*“ (J. Brunken), heißt es auf der einen Seite. Andererseits wird aber auch eingeräumt, dass Migranten möglicherweise andere Vorstellungen haben und in ihrem Leben andere Prioritäten setzen, und dass es auch von deutscher Seite nicht immer nur heißen kann „*mach' mal, mach' mal, mach' mal...!*“, denn man könne schließlich niemanden zur Integration zwingen (C. Heise).

Hinsichtlich möglicher Verbesserungsmöglichkeiten wird zunächst auf die übergeordneten Ebenen verwiesen. Dem Prozess der Wohnsegregation soll mittels staatlicher Eingriffe und Regulierungen entgegengewirkt werden und die Sprachkompetenz muss stärker gefördert werden. Doch gerade das starke Problemempfinden der mangelnden Integration ausländischer Bevölkerungsgruppen scheint bei den Vereinen und Initiativen selbst ein verstärktes Bemühen um die Einbeziehung dieser Bewohnergruppen hervorzurufen. Zahlreiche Angebote zielen dabei direkt auf hier bestehende Missstände ab und weisen trotz erschwelter Mobilisierungsvoraussetzungen (vgl. vorangegangenes Kapitel Engagement) und manch resignierter Niederlage auch beachtliche Erfolge auf. So finden sich entlang der Schnittstellen gemeinsamer Interessen Veranstaltungen wie der ökumenische Pfingstgottesdienst in der Osterkirche, Fasching im Nachbarschaftsladen oder Künstlerabende, organisiert vom Bahadin e.V. . Es zeigt sich dabei schnell, dass man nur wirklich „*voneinander lernen (kann), wenn man miteinander auch umgeht.*“ (A. Bochum). Umgang miteinander bedarf aber auch einer anderen Infrastruktur, einer Infrastruktur „*zum Auspowern und Krach machen*“ (C. Heise), durch die ein ausgelassenes Miteinander der Kulturen überhaupt erst möglich wird. Bemängelt wird in diesem Zusammenhang besonders das Fehlen eines Platzes für gemeinsame Feten höheren Lautstärkepegels innerhalb der Nachbarschaft.

Integration braucht also in der Realität der Kieze offensichtlich vor allem gemeinsamer Themen, gemeinsamer Orte und Zeit, um dann vielleicht auf beiden Seiten die Erkenntnis wachsen zu lassen, dass „*der Andere zwar anders ist, aber er hat auch etwas, was uns neugierig macht und unser Leben bereichert*“ (zitiert nach A. Bochum).

## QM

Dass nicht nur die Vereine und Initiativen zur Verbesserung der Situation im Kiez beitragen, sondern das QM hier auch eine wesentliche Rolle spielt, wird aus den Äußerungen der Interviewpartner ebenfalls ersichtlich. QM, das sei „*aktive Einmischung*“ (M. Oezkan) zur Bekämpfung der Missstände im Kiez. „*Es hat sich einiges getan im Kiez durch das QM!*“ (A. Bochum), diese Meinung teilen eigentlich alle der hier Befragten. Positiv hervorgehoben werden vor allem die Kiezläufer, die Verringerung von Abfällen und Sperrmüll im Straßenbild, der Rückgang der Kriminalität sowie die Neu- und Umgestaltung von öffentlichen Plätzen und Panke. Besonders positiv empfunden wurde auch die Existenz der Bürgerjury: Die kritischere Auseinandersetzung der Bürger mit ihrem Kiez und die Möglichkeit, mitzuentcheiden, haben wesentlich zur Verbesserung der Kiezidentifikation beigetragen.

Für die Vereine und Initiativen spielt zudem die Finanzierung eigener Projekte durch das QM eine zentrale Rolle. Der „Soldiner Treff“ verdankt z.B. seine Entstehung nicht zuletzt der Unterstützung durch das QM Soldiner Kiez. Auch die anderen Gesprächspartner berichten über Zuschüsse durch das QM, beispielsweise für die Miete der Räumlichkeiten, die Bezahlung von Telefonrechnungen und

Werbematerialien oder die Anschaffung dringend benötigter Gegenstände. Dass diese Förderung auch Initiativen ohne rechtlichen Vereinsstatus zukommt und dadurch „*unbürokratisch Chancen geschaffen werden*“ (C. Heise), wird besonders positiv bewertet. Im Gegenzug dazu übernehmen die Initiativen und Vereine dann Aufgaben bei Kiezveranstaltungen (z.B. Straßenfesten), die vom QM organisiert werden. Die Art der Zusammenarbeit mit dem QM wurde dabei von allen Gesprächspartnern als gut und problemlos beschrieben.

Die Kritik am QM beschränkt sich vorwiegend auf Probleme struktureller Natur: Das QM sei überlastet und müsse zu oft dort einspringen, wo staatliche Pflichten versagen<sup>38</sup>. Es sei eigentlich „*nicht machbar, ein Quartier mit 2, 3 Leuten zu ‚managen‘*“ (C. Heise), besonders dann nicht, wenn es sich um relativ kurzfristige Mittel und eine schwierige Ausgangslage handelt. 2 Mio. „*bringen ein Quartier nicht hoch!*“ (C. Heise).

Umso wichtiger erscheint eine enge Zusammenarbeit zwischen dem relativ kurzfristig angelegten QM und den oft stärker und länger im Kiez verankerten Vereinen und Initiativen. Dass diese offensichtlich auch schon in größerem Umfang stattfindet, ist erfreulich und stellt eine Möglichkeit dar, Schwächen des QM wie etwa die personelle Überlastung durch Kooperation mit bestehenden Initiativen zu kompensieren. (Lebensgewohnheiten). Um hier eine bessere Vernetzung augenscheinlich vorhandener Engagementpotentiale zu erzielen, bietet es sich an, Projekte und Angebote zu fördern, die den Interessen aller Beteiligten entgegen

#### 4.5.2.3 Fazit und Ansatzpunkte

Die Fülle von Initiativen und Vereinen im Soldiner und im Sparrkiez ist beeindruckend. Beeindruckend ist ebenfalls das unermüdliche Engagement ihrer Akteure, Kiez und Nachbarschaft um Angebote zu bereichern und Missstände zu beseitigen. Die Interviews zeigen, dass es bisher viele gute Ideen gegeben hat und trotz mancher Niederlage verschiedenste Erfolge vorgewiesen werden können. Die Arbeit des QM wirkt sich besonders durch die finanzielle Unterstützung und den Informationsfluss positiv auf Bestehen und Wirken der Netzwerke aus. Dass eine engere horizontale Verflechtung der einzelnen Vereine und Initiativen angestrebt wird, ist gerade im Hinblick darauf, dass es sich beim QM nur um eine temporäre Einrichtung handelt, notwendig.

Die Zukunft der Kieze bleibt ungewiss. Optimisten wie H. Schmidt sehen den Wedding schon als „*coole Gegend*“ (H. Schmidt) und den Leerstand mit jungen Leuten besetzt. Doch auch er muss wünschen „*dass wir bleiben können*“ (H. Schmidt), denn sicher ist dies nicht – zu sehr ist „Holz + Farbe“ noch auf die Mietzuschüsse vom QM angewiesen. Anderen geht es ähnlich.

Bleibt die finanzielle Unterstützung von übergeordneter Ebene aus, dann werden die Prognosen finster und „*der Wedding wirklich zum Hinterhof*“ (A. Bochum). Die Ressource des Sozialen Kapitals mag in diesem Zusammenhang zwar lindern, kann jedoch nicht als Alternative zu finanziellen Zuschüssen betrachtet werden. So angenehm es auch auf der übergeordneten Verteilerebene zu sein scheint, Aufgaben in den Bereich freiwilliger Tätigkeiten zu verschieben, so illusorisch erscheint doch die Annahme, dass dies ohne materielle Grundlage geschehen kann. Wo sich Leute treffen sollen, um in Kontakt zu treten, müssen Räumlichkeiten und Infrastruktur vorhanden sein (der Ort zum Feten, die Bänke im Park), wo Menschen unterschiedlicher Herkunft miteinander kommunizieren sollen, muss es auch Angebote geben, eine gemeinsame Sprachen zu erlernen. Soziales Kapital

<sup>38</sup> Als Beispiel wurden Streichungen im Bereich KiTa und Bildung angeführt, die dazu führten, dass Tische, Stühle und Arbeitsmaterialien für diese Einrichtungen aus dem Quartiersfonds bezahlt wurden.

erscheint als fragiles Fundament, sobald die Kontinuität der Beziehungsarbeit gefährdet ist. Dennoch gibt es Hoffnung. Scheint die Bereitschaft zum uneigennützigem Tätigwerden doch gerade dort empor zu schnellen, wo der Mangel am größten ist und die Missstände am offensichtlichsten (vgl. Kapitel Engagement). Das Kiez sei negativ, „*aber trotzdem kann ich hier helfen. Wenn ich nach Wannsee gehe, kann ich nicht helfen!*“ beharrt J. Brunken. Im Angesicht des dringenden Handlungsbedarfes werden Kräfte freigesetzt und unkonventionelle Strukturen geschaffen, die oft eine angemessenere Handlungsform auf der lokalen Ebene darstellen und gleichzeitig die Kieze durch ihre Vielfalt bereichern. Ein kurzer Seitenblick in andere Ecken der „neuen Mitte“ Berlins verrät, dass sich im Soldiner und im Sparrkiez fernab von kommerzialisierten ‚Lifestyle- Clubs‘ und ‚Coffee- Shops‘ Einrichtungen etablieren, die einen sehr viel höheren Wert für die Gemeinschaft und den Zusammenhalt der Kieze bilden, weshalb die Akteure und Bewohner auf diese stolz sein können.

#### 4.5.3 Leitfadeninterviews mit den zuständigen Quartiersmanagern

Katja Friebe

Beide im Rahmen der vorliegenden Studie untersuchten Kieze sind seit 1999 ausgewiesene Quartiersmanagement- Gebiete. Der Grundgedanke des Quartiersmanagement als Schlüsselinstrument des Programms „Soziale Stadt“ besteht darin, selbsttragende und nachhaltige, personelle und materielle Strukturen auf Kiezebene aufzubauen, um der negativen Entwicklung in belasteten und benachteiligten Gebieten entgegenzuwirken. Durch seine intermediäre Stellung zwischen den Bürgern, der Verwaltung und der Wirtschaft besitzt das QM eine besondere Schlüsselfunktion. Hinsichtlich der von uns qualitativ und quantitativ befragten, verschiedenen Ebenen erhofften wir uns vom QM eine stärker generalisierte, kiezumfassende Einschätzung der sozialen Situation im Gegensatz zu den Anwohnern, gleichzeitig aber einen spezifischeren Einblick in die Problematik als von den Stadtteilpolitikern. Die Interviews zielten darauf ab, vorhandenes und potentielles Engagement und Sozialkapital aufzudecken und eine Bewertung der erfolgten und zukünftigen Arbeit des QM vorzunehmen.

##### 4.5.3.1 Kurze Vorstellung der interviewten Personen

Mit jeweils einem für den Sprengel- bzw. Soldiner Kiez zuständigen Quartiersmanager wurde ein Leitfadeninterview durchgeführt. Diese werden zunächst kurz vorgestellt, um die im nächsten Kapitel dargestellten Ergebnisse besser bewerten zu können.

##### **Herr Fischer vom QM Soldiner Kiez**

Im Zuge der quantitativen Interviews wurde Herr Fischer als türkisch- sprechender Mitarbeiter des QM erwähnt. Da es bisher nur in QM Pankstraße eine türkische Mitarbeiterin gibt, erschien er als Bindeglied zwischen der deutschen und der den größten Anteil der Migranten im Kiez einnehmenden türkischen

*Abbildung 42: Herr Fischer  
beim Zeichnen des  
Akteursnetzwerkes*



Bevölkerung als besonders interessant. Herr Fischer studierte Islamwissenschaften und wohnt in Charlottenburg, in einer Nachbarschaft, die er „...hier sozusagen künstlich herstellen will. Das ist eine gute Mischung aus sozialer Kontrolle und nachbarschaftlichen Netzen.“

### Herr Langer vom QM Sparrplatz



Herr Langer wohnt seit frühester Kindheit im bzw. in der Nähe vom Kiez am Sparrplatz. Er ist gelernter Sozialarbeiter und Mitarbeiter der Stiftung Sozialpädagogisches Institut Berlin (SPI). Die Aufgaben des QM Sparrplatz werden schwerpunktmäßig getrennt und

**Abbildung 43: Im QM-Büro Sparrplatz – Herr Langer vor der Fotodokumentation Wolfermanns**

von Mitarbeitern des SPI und des Kommunalen Forum Wedding (KFW) bearbeitet. Herr Langers Aufgabenschwerpunkte liegen in der Mittelacquire, in Bauprojekten, in der Qualifizierung und Arbeitsförderung.

#### 4.5.2.1 Ergebnisse

Die Befragung wurde kiezspezifisch durchgeführt, so dass die Aussagen nur bedingt übertragbar sind und einzeln dargestellt werden. Wesentliche Probleme sind aber vergleichbar und mögliche Lösungsansätze können daher auf beide Kieze übertragen werden.

#### Kiez

Beim Brainstorming zum Kiez fällt auf, dass an erster Stelle immer die positiven Eigenschaften genannt wurden: gute innerstädtische Lage, sehr verkehrsgünstig, viel Grün. Weiterhin wird der Sprengelkiez charakterisiert durch den Anlieger Schering, als klar abgegrenztes Gebiet (Bahntrasse, Nordufer mit Schifffahrtskanal, TFH), als verdreckt und als bunte Mischung von Nationalitäten. Im Soldiner Kiez fällt die Armut auf und der manchmal recht harte Umgangston der Leute miteinander. Dem Kiez wird Dorfcharakter zugeschrieben, da die Leute sehr auf das Gebiet fixiert sind. Trotz des auffallend hohen Gewerbeleerstands ist aber die Versorgung der Bevölkerung mit Gütern des täglichen Bedarfs sehr positiv einzuschätzen.

Als Grundprobleme, die zur Einstufung als QM- Gebiet führten, sind in beiden Kiezen die hohe Arbeitslosigkeit und die mangelhafte Einbindung der nicht-deutschen Bevölkerung zu nennen. Letztere Problematik wird in *Kapitel 3.2.5.* gesondert betrachtet. Der Wedding als traditionelles Arbeiterwohngebiet ist vom Strukturwandel der Wirtschaft besonders betroffen, seit 10 Jahren gibt es für die zum großen Teil gering oder gar nicht qualifizierten Bewohner immer weniger Arbeit. Daraus resultieren Folgeprobleme wie Langeweile („diese Stadt ist nicht dafür gebaut, dass man arbeitslos ist“ R. Fischer), ein „rüder Umgangston“ und ein mangelndes Verantwortungsbewusstsein für den öffentlichen Raum. Gleichzeitig hat sich der Soldiner Kiez zu einer „Durchlaufgegend für Aufsteiger“ entwickelt, und diese das Gebiet kennzeichnende hohe, selektive Fluktuation zieht eine geringe örtliche Bindung nach sich. „Etablierte, Besserverdienende, Bildungsbewusste jedweder ethnischer Herkunft ziehen weg, und es kommen neue Leute nach, die tendenziell weniger Bindung haben.“ (R. Fischer) Die Perspektivlosigkeit der Arbeitslosen und die hohe Fluktuationsrate schlagen sich damit negativ nieder in der Art und Stärke der Identifikation mit dem Kiez, die

aber wesentlich ist für eine selbsttragende, durch engagierte Bürger mitgestaltete Kiezentwicklung. Gerade (bildungsbewusste) Familien mit Kindern, die ein hohes Engagementpotential besitzen und über ihre Kinder gut erreichbar sind, ziehen verstärkt weg, sobald diese das Schulalter erreichen.

### Nachbarschaft

Es gibt es sehr selten Streitigkeiten zwischen den unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen (Sprengelkiez). Es herrscht zwar manchmal ein recht harter Umgangston der Nachbarn untereinander, aber laut Statistik ist es im Kiez nicht gefährlicher als anderswo (Soldiner Kiez). Dagegen muss das subjektive Sicherheitsempfinden der Bewohner erhöht werden, z.B. durch bessere Beleuchtung, andere Wegeführung etc. Im Soldiner Kiez gibt es mittlerweile zwei uniformierte „Kiezläufer“, die genau dieses Sicherheitsgefühl hervorrufen sollen und z.B. Hundehalter auf den Leinenzwang hinweisen.

Problematisch ist, dass die Leute, die das Gefühl haben, nicht mehr gebraucht zu werden, glauben, sich auch an bestimmte Regeln nicht mehr halten zu müssen. Das schlägt sich nieder in der Verwahrlosung des öffentlichen Raums (R. Fischer). *„Vor allem die Kinder werden nicht mehr dazu angehalten, ihren Dreck mitzunehmen, kriegen das von ihren Eltern vielmehr noch vorgeführt.“* (M. Langer) Wenn es um das Gemeinschaftsgefühl für den öffentlichen Raum geht, ist das größte Problem mit Sicherheit die starke Fluktuation der Bewohner und damit die geringere Bindung der neu Hinzugezogenen. Auch das Entstehen einer „richtigen“ Nachbarschaft wird schwierig (vgl. quantitative Auswertung: Nachbarschaft braucht Zeit).

### Sozialkapital

Eine der wesentlichen Aufgaben des QM besteht darin, andere Akteure oder Orte im Kiez zu vernetzen. Dabei konnte das QM in beiden Kiezen auf schon bestehende Netzwerke anknüpfen und als „Katalysator“ (R. Fischer) deren Entwicklung wesentlich vorantreiben.

Auf der Ebene des Bezirks gab es am Anfang zwar Probleme der Zusammenarbeit mit dem QM Sprengelkiez, aber inzwischen existiert eine „Standleitung“ (M. Langer). Ebenso bemüht sich das QM Soldiner Kiez, mit allen Parteien (neutralen) Kontakt zu halten, wobei sie hinsichtlich Jugendeinrichtungen „Lobbyisten“ seien (R. Fischer).

Das QM Soldiner Kiez arbeitet eng mit Schulen, KiTa's, etablierten Institutionen wie das Nachbarschaftshaus Prinzenallee, die Fabrik Osloer Straße, sowie Migrantenvereinen, die sonst nicht so präsent sind, zusammen. Es gilt aber nicht, diese an das QM zu binden, sondern ein selbsttragendes Netzwerk aufzubauen. Die Verbindung zwischen Schulen und KiTa's z.B. konnte hergestellt werden. Auch die Nachbarschaftseinrichtung bemüht sich, mit Schulen, KiTa's und Sportvereinen zu kooperieren, sind allerdings von gegenwärtigen Sparmaßnahmen bedroht. Die Sportvereine arbeiten schon stark mit den Schulen zusammen. Sie haben aber manchmal die Tendenz, etwas elitär zu sein; sie sollten sich stattdessen mehr für Randgruppen öffnen. Da die Vereinsmitgliedschaft für viele eine hohe Bürde darstellt, sollten sie mehr niedrigschwellige Angebote unterbreiten. Zudem gibt es im Moment noch eine sehr starke Trennung zwischen türkischen, arabischen und deutschen Vereinen. Seitens der Migrantenvereine gibt es allerdings Vorbehalte gegen eine Zusammenarbeit. Wünschenswert wäre außerdem eine Kooperation zwischen Kirchen und Moscheevereinen, da die Kirchen wichtige soziale Aufgaben erfüllen (u.a. KiTa's, Altenheim unterhalten), die auch seitens der Moscheevereine denkbar und wünschenswert wären. *„Es klappt nur dann mit der*

*Integration, wenn der Islam in dieser Gegend den gleichen Status hat wie das Christentum, da wir hier in den vier Moscheen sicher weit mehr Besucher haben als in den drei Kirchen.“ (R. Fischer)*

Im Sprengelkiez werden viele Maßnahmen nach Aussage des Experten von den Bewohnern selbständig durchgeführt, und auch eine Zusammenarbeit ergibt sich meist ohne Mithilfe des QM. Der Telux- Abenteuerspielplatz und Kinderhort beispielsweise lebt von Elternarbeit und Kinderbeteiligung. Das bestätigt das bereits durch die quantitativen und qualitativen Interviews mit den Bewohnern gewonnene Bild einer aktiveren Bewohnerschaft im Sprengelkiez. Auch die Evangelische Osterkirche ist bei Projekten eigentlich immer dabei. Allerdings seien die vorhandenen Träger schon ausgelastet oder sogar überfordert: die freien Träger leiden unter Sparmaßnahmen, die staatlichen wie Schulen, KiTa's „...haben so viel zu tun, die können kaum noch über den Tellerrand gucken.“ (M. Langer) Sehr positiv hervorgehoben wurde die Bürgerjury, die nicht nur sehr gut zusammenarbeiten, sondern aus der auch, ganz im Sinne von übereignungsfähigen Organisationen, Querverbindungen hervorgegangen sind.

Allgemein betrachtet hat R. Fischer den Eindruck, dass „...Deutsche sich eher durch individuelle Leistungen profilieren und als Individuen zu bestimmten Zwecken zusammenkommen“, während bei den ausländischen Vereinen der Aufbau langfristiger sozialer Netze und eines Solidaritätsgefühls eine größere Rolle spielt.

### **Engagement**

Das Potential der Bewohnerschaft für freiwilliges Engagement ist laut M. Langer im Sprengelkiez gering. Auch im Soldiner Kiez musste das QM sehr stark auf die Leute zugehen, es gab von vornherein nicht so eine große Zahl von Initiativen, auf die das QM zurückgreifen konnte.

Es gibt in beiden Kiezen aber auch positive Erfahrungen: das in der Prinzenallee 58 gegründete Nachbarschaftshaus (mit Café, Tanzsaal usw.)<sup>39</sup>, der Soldiner Treff (Anlaufpunkt für Alkoholiker, siehe Kap. 2), und besonders die Schulen und KiTa's besitzen viel Engagementpotential. Es ist z.B. bereits üblich, die Eltern um Teilnahme am Schulunterricht zu bitten, um die Gruppen splitten zu können. (R. Fischer) Während die Zahl der Engagierten bisher gering blieb, sei aber die Qualität der Beiträge gewachsen, und Kritik sowie eigene Ideen würden eingebracht (M. Langer).

Das Hauptproblem besteht vor allem darin, bildungsferne Leute dazu zu bringen, sich zu engagieren. Zum Einen ist die Tradition des Engagements im Bildungsbürgertum begründet (R. Fischer), zum Anderen haben die Leute hier andere Probleme, als durch Ehrenamt das Quartier vorwärts zu bringen: „Ehrenamt, wenn ich noch nicht mal weiß, wie ich die Miete aufbringen soll, das halte ich für eine Illusion [...] Die Arbeitslosen oder Sozialhilfeempfänger haben zwar Zeit, aber so ein Hals, und schon kleine Dinge stellen eine große Anstrengung dar [...] Wer erwartet, dass man ein Quartier runterkommen lässt, dass da nur Leute wohnen, die kaum Geld zur Verfügung haben, und dass die dann alle ehrenamtlich vor sich hin wirken... Also mit Ehrenamt, da geh ich nach Zehlendorf, wo gelangweilte Millionärsfrauen sitzen und denken, jetzt mach ich mal was Soziales.“ (M. Langer)

<sup>39</sup> in der Mitte der 80er Jahre besetztes Haus, wobei die ehemaligen Besetzer inzwischen Akademiker sind und zum großen Teil etabliert- das Engagement bleibt hier in den typisch „bürgerlichen Kreisen“

Wichtig ist es, einen Anreiz zu schaffen und das Ehrenamt bzw. Engagement attraktiv zu gestalten. Die Praxis hat gezeigt, dass die Beteiligung umso größer ist, je definierter das Anliegen formuliert wird (R. Fischer). Um auch das Potential der nicht- deutschen Bevölkerung nutzen zu können, müssen verschiedene Ansatzpunkte gefunden werden, denn „von einer türkischen Sozialhilfeempfängerin, die morgens vielleicht putzen geht und nebenbei noch zwei kleine Kinder hat, [kann man nicht erwarten, dass sie am Schulunterricht teilnimmt], aber dass sie sich vielleicht an Schulfesten beteiligt.“ (R. Fischer) Bei der ausländischen Bevölkerung existieren andere Mechanismen sozialer Anerkennung, Familienverbände oder landesmannschaftliche Bindungen spielen z.B. bei der türkischen Bevölkerung eine viel größere Rolle. Sie besitzen dadurch einen anderen Stil des Engagements als die Deutschen. (R. Fischer)

Letztendlich muss man hinsichtlich des Engagements abschätzen, was für die einzelnen Leute überhaupt machbar ist, und ihnen vor allem vermitteln, was sie davon haben, dabei kann (und sollte) auch Spaß ein Antriebsfaktor darstellen.

### Integration der Migranten

Die Einbindung der nicht- deutschen Bevölkerung hat sich nach Einschätzung von M. Langer in den letzten Jahren verschlechtert und stellt das größte Problem im Kiez dar. Die Sprachkompetenz, speziell die der Türken, hat enorm nachgelassen. Das zeigen vorschulische Untersuchungen, aber auch die Schulen und KiTa's im Kiez bestätigen diese Entwicklung. „Mir hat letztens eine Direktorin gesagt, das ist nicht selten, dass ein Kind in der vierten Klasse den ersten deutschen Satz schreibt. Da frage ich mich, wie kommt der bis in die vierte Klasse?“ (M. Langer) R. Fischer beschreibt die Situation der Migranten als eine „Koloniebildung“, die Vor- und Nachteile bietet. Die Binnenintegration ist sehr erfolgreich: u.a. haben die Türken und Araber mit Gemüsehandel, Pizza- und Dönerverkauf ökonomische Nischen erschlossen, die zumindest eine Perspektive für ihre Kinder darstellen. Durch derartige Familiengeschäfte kann sich die Abgeschlossenheit aber in der nächsten Generation reproduzieren, und gleichzeitig ist das Gewerbe von hoher Fluktuation und Unsicherheit bedroht. Die Binnenintegration ist andererseits auch ein Grund für die fehlgeschlagene Integration in die Mehrheitsgesellschaft. Man könne alle Dienstleistungen in türkischer Sprache erhalten, weshalb der Anreiz fehlt, Deutsch zu lernen (R. Fischer). Durch Heiratsmigration (vgl. Leitfadeninterviews mit verschiedenen Stadtteilpolitikern) besonders der Türken wird diese Abgeschlossenheit noch verstärkt, da die nachkommenden Frauen kein Wort Deutsch sprechen. Aber ein großer Teil der türkisch- stämmigen Bevölkerung, und speziell die Frauen, ist daran interessiert, die fremde Sprache zu lernen, nur fehlen die Möglichkeiten. Die Kurse der Volkshochschule für Mütter, die parallel zum Schulunterricht angeboten werden, könnten der Nachfrage entsprechend sogar verdoppelt werden (M. Langer).

Der „gefühlte Ausländeranteil“ ist laut R. Fischer wesentlich höher als die Statistik: „...da haben viele Deutsche hier eher den gefühlten Ausländeranteil von 95%.“ Zum Einen geht die Zahl eingebürgerter Migranten nicht in die Statistik ein (was aber nur einen kleinen Teil ausmacht), zum Anderen ist der Altersaufbau zum deutschen sehr verschieden: etwa 50% der Bewohner nicht- deutscher Herkunft sind unter 18 Jahren und machen in den Schulen sogar 85% aus (R. Fischer). So stehen sich im wesentlichen zwei Bevölkerungsgruppen gegenüber: deutsche Rentner, die im Straßenraum nicht so präsent sind, und ausländische Jugendliche, die ihre Freizeit oft in Gruppen im öffentlichen Raum verbringen.

Während M. Langer hervorhebt, dass die Ausländer sich mehr einpassen müssten, um ein Zusammenleben zu ermöglichen, betont R. Fischer, dass Integration einen Mentalitätswandel von Deutschen und Ausländern voraussetzt. Der Staat müsste

sich mehr um die Integration der bereits in Berlin lebenden Migranten bemühen, wobei *„die Grundhaltung die Leute mitbringen. [...] wo immer ich hinkomme [...], muss ich mich immer einpassen, das erwarten alle von mir, und das erwarte ich von den Leuten, die hierher kommen. [...] Das ich denen dabei helfe, ist klar, das geschieht meiner Meinung nach auch noch viel zu wenig...“* (M. Langer). Dagegen argumentiert Fischer, dass viele Deutsche die Integration als Assimilation verstehen, *„...als eine Leistung, die die Ausländer zu erbringen haben.“* Natürlich müssen die Bewohner nicht- deutscher Herkunft erkennen, dass sie trotz aller Unterschiede Teil dieser Gesellschaft sind und damit auch Verantwortung zu tragen haben, aber auch ihre Chancen erkennen und wahrnehmen sollten. Gleichzeitig allerdings sollten auch die Deutschen lernen, umzudenken, und *„...sich daran gewöhnen, dass hier Leute unterschiedlicher Herkunft zusammenwohnen.“* (R. Fischer)

Wenn aber Jugendliche nicht- deutschen Ursprungs das Gefühl haben, dass ihnen bei der Berufswahl keine freie Entscheidung zukommt (*„Im Moment haben ausländische Jugendliche die Tendenz, zu sagen, Versicherungskaufmann kann ich eh nicht werden, weil ich keinen Platz bekomme, weil ich ja Ausländer bin, weil ich eh keine Chance habe.“* R. Fischer), dann wird es sich schwierig gestalten, ihnen Verantwortung für eine Gesellschaft zu übertragen, von der sie sich selbst ausgeschlossen fühlen.

## QM

Das QM Soldiner Kiez konnte sich mittlerweile als Beratungsinstanz etablieren, und auch das QM Sprengelkiez trifft auf positive Resonanz (*„...na endlich passiert hier auch mal was...“*). Durch die in der Anfangsphase stärker baulich orientierten Projekte sind Ergebnisse sichtbar und werden auch wahrgenommen. Die langfristig wichtigeren *sozialen* Projekte sollen aber zunehmend den eigentlichen Schwerpunkt der QM- Arbeit darstellen (R. Fischer). Alle Projekte, die mit Kultur oder Kindern/ Jugendlichen in Berührung stehen, werden bereits sehr gut angenommen. (M. Langer)

Herr Fischer beschreibt das QM als ein *„Kontinuum von der Animation zur Moderation“*, wobei er kritisch bewertet, dass sie im Soldiner Kiez nach drei Jahren noch zu dicht an der Animation seien. Es werde nun notwendig, die Prozesse zu verstetigen, da das QM nur ein temporäres Programm darstellt. Bei Projekten arbeitet das QM eng mit verschiedenen öffentlichen oder bereits etablierten Institutionen zusammen, aber auch mit Moscheevereinen, *„...die nicht die erste Wahl als Ansprechpartner sind“* (R. Fischer), oder Migrantenvereinen allgemein. Beispielsweise im Glaskasten, der bisher noch wenig von ausländischen Besuchern angenommen wird, ist ein Amateurkonzert eines türkischen Vereins geplant, um dessen Mitglieder an den Ort heranzuführen. Leider führt die Stellung des QM zwischen der Senats- und der Bezirksverwaltung zu einem Konflikt, durch den bei vielen Projekten Kompromisse ausgehandelt werden müssen.

Auch im Sprengelkiez gibt es Herr Langer zufolge *„noch viel zu tun“*. Bisher gab es bei den Projekten aus seiner Sicht keinerlei Probleme, und die Zusammenarbeit müsse oft nicht arrangiert werden, sondern ergibt sich von selbst. Bei einzelnen Projekten wie z.B. der Telux- Abenteuerspielplatz gestaltet sich die Vorarbeit des QM als nicht sehr schwierig, da Beteiligten vieles selbständig machen. Alles übernehmen können sie auch nicht, *„das schaffen wir personell nicht.“* (M. Langer) Die Bewohner nehmen wahr, dass der Senat mittels des QM bemüht ist, an Schwerpunkten etwas zu verändern, und dessen Finanzknappheit ist ihnen bewusst. Auch habe sich der Kontakt und die Problemwahrnehmung zwischen Bewohnern

und Bezirk verbessert. Natürlich hat letzterer aufgrund der schlechten Finanzlage andere Schwerpunkte als die Bewohner, dann werden ggf. Kompromisse gefunden.

In beiden Kiezen musste das QM bei Beginn der Projektarbeit sehr stark auf die Bewohner zugehen und führte zudem eine aktivierende Bürgerbefragung durch. Trotzdem sei ein Großteil der Bewohner noch nicht erreicht, bemerkt Herr Langer. *„Es gibt immer noch Leute, die Fragen, was ist denn QM, und wohnen in der Nachbarstraße...“* Schulen und andere öffentliche Einrichtungen stellen dahingehend zwar eine gute Möglichkeit dar, die Bevölkerung zu kontaktieren, jedoch wird damit nur ein Teil der Bewohner erreicht. Es herrsche aber auch eine gewisse Gleichgültigkeit der Bewohner gegenüber den Projektinitiatoren: *„Vielen ist relativ egal, wer was tut [...] Sie freuen sich einfach, dass es ein nettes Fest gibt, und ihnen ist es relativ egal, wer den ganzen Aufwand damit hatte.“* (R. Fischer) Gleichzeitig räumt er ein, *„...wir haben sicher manchmal Probleme mit der Darstellung.“*

Problematisch sei auch noch immer die Einbindung der nicht-deutschen Bevölkerungsgruppen (*„Die Angebote werden nicht angenommen, wir wissen aber nicht, warum...“* M. Langer), wie ebenfalls auf der Ebene der Stadtteilpolitiker kritisch angemerkt wird. Auch komme es vor, dass türkische Frauen sich beteiligen wollen, aber nicht dürfen (M. Langer). Herausgestellt hat sich, dass unterschiedliche Arten der Ansprache bei Deutschen und nicht-Deutschen sinnvoll sind: Deutsche reagieren am ehesten, wenn man sie anschreibt, ausländische Bewohner dagegen sollten besser persönlich angesprochen und für ein konkretes Anliegen begeistert werden (R. Fischer).

Als ein ganz wichtiges Instrument bezeichnete Herr Langer den Quartiersfonds. Die Bewohner wurden so gezwungen, eigene Ideen zu entwickeln und *aktiv* zur Veränderung ihres Wohnumfeldes beizutragen. Die Bürgerjury, deren Mehrheit die aus per Zufallsauswahl ermittelten Bewohner des Kiezes einnehmen, hinterfragte die einzelnen Projekte sehr kritisch und achtete auf Breitenwirkung der Realisierungen.

#### 4.5.3.3 Fazit und Ansatzpunkte

Das in den Kiezen eingesetzte QM mit dem Ziel, den Entmischungstendenzen und dem sozialen Abstieg der Quartiere entgegenzuwirken, stand und steht vor einer großen Aufgabe, die es nicht allein bewältigen kann.

Gerade das Hauptproblem der beiden Kieze, die hohe Zahl der Arbeitslosen, ist auf der Ebene des QM schwer zu überwinden. *„Solange sich die Arbeitsmarktsituation nicht ändert, wird der Kiez auf dem Niveau bleiben.“* (M. Langer) Angesichts der sich abzeichnenden wirtschaftlichen Entwicklung stimmten beide Experten darin überein, dass eine Lösung der entscheidenden Frage, wie man Arbeitslose wieder in die Gesellschaft integriere und ihnen vor allem eine Perspektive gebe, auf politischer Ebene gefunden werden muss. In der Reform der Arbeitslosen- und Sozialhilfe sieht R. Fischer dahingegen einen ersten Ansatz. Es müssen aber auch mehr Mittel bereitgestellt werden, die Leute aus der Lethargie des Sozialhilfeempfängerdaseins zu reißen. Die ständige Finanzknappheit des Bezirks birgt zudem die Gefahr, dass durch unzureichende Fokussierung auf die Problemecken des Weddings sich die soziale Polarisierung weiter verschärft und noch mehr Bewohner wegziehen. Die Vergabe von Finanzmitteln ist immer auch eine politische Entscheidung, und der Bezirk sollte die Problemgebiete nicht zugunsten von Vorzeigeecken wie dem Potsdamer Platz vernachlässigen (R. Fischer). *„Da sollten vielleicht mal ein paar Bauten in der Planung zurückstehen, und das Geld mehr in die Bevölkerung fließen.“* (M. Langer)

Auf der Ebene des QM kann der soziale Abschwung nur abgefedert werden („den großen Umbruch werden wir hier nicht erreichen...“), z.B. indem versucht wird, Arbeit in den Kiez zu bringen. (M. Langer) Die Stadtteilgenossenschaft, hervorgehend aus dem QM und dem Kommunalen Forum, stellt einen ersten Versuch dar, Aufträge zu sichern und mit Leuten aus dem Quartier umzusetzen. In den Projekten des QM werden vorzugsweise ABM- Kräfte eingesetzt, woraus sich für einzelne die Chance auf eine Festanstellung ergeben kann.

Ein besonders wichtiger Ansatzpunkt für die Entwicklung der Kieze repräsentiert für beide Experten die Verbesserung der Sprachkompetenzen und der Bildung, um Kindern die gleichen Ausgangschancen zu bieten wie bessere Wohngegenden und die Voraussetzung für eine gute Ausbildung zu schaffen. „...was nicht geht, ist, dass ein Kind, das hier die KiTa durchläuft, am Ende vielleicht eine 5%ige Chance hat, Abitur zu machen, und eins in Zehlendorf eine 60%ige Chance.“ (R. Fischer) Und auch den Ausländer müssen die gleichen Ausbildungs- und Berufschancen zugesichert werden.

Problematisch wird die Arbeit des QM, wenn sie von höherer Ebene benutzt wird, um Aufgaben oder Verantwortungsbereiche abzuwälzen: „Es gibt natürlich immer die Gefahr, dass viele Bezirksverordnete oder Lokalpolitiker der Meinung sind, durch das QM gibt es ja so viel Geld, dass z.B. Jugendeinrichtungen nicht mehr aus dem Bezirkshaushalt bezahlt werden müssen. Da müssen wir sehr aufpassen.“ (R. Fischer) Letztendlich stellt auch die Bewohneraktivierung noch ein großes Problem dar. Es konnten zwar bereits ein paar „Schläfer“ (M. Langer) mobilisiert werden, aber grundsätzlich wäre es auch wünschenswert, wenn die Bewohner selbst noch stärker ihre Bedürfnisse artikulieren und die sich durch das QM bietende Chance ergreifen würden

#### 4.5.4 Leitfadeninterviews mit verschiedenen Stadtteilpolitikern

Die Interviews mit verschiedenen Stadtteilpolitikern sollten den Blickwinkel unserer Untersuchung von der Perspektive der Bewohner auf die Perspektive der Verwaltung und der Politik lenken. Im Mittelpunkt der Interviews standen Fragen, die Aufschlüsse über die Potentiale der Bewohnerschaft im Soldiner Kiez, sowie um den Sparrplatz bzw. Sprengelkiez in Bezug auf Engagement und das möglicherweise daraus resultierende Sozialkapital geben sollten. Außerdem wurde um eine Einschätzung der sozialen Situation in den beiden Gebieten gebeten und gefragt in wie weit das Quartiersmanagement hier regulierend einwirkt.

##### 4.5.4.1 Kurze Vorstellung der interviewten Personen

Im Folgenden werden die interviewten Politiker kurz vorgestellt und erläutert, warum sie ausgewählt wurden.

##### **Die Gebietskoordinatorin**

Kerstin Rietz stellt in ihrer Funktion der Gebietskoordinatorin des Quartiersmanagements in der Abteilung Stadtentwicklung des Bezirksamt Mitte ein „Bindeglied“ zwischen dem Quartiersmanagement und der Verwaltung dar. Die eigentlichen Entscheidungen über die QM- Gebiete und ihre einzelnen Projekte einschließlich des Finanzflusses trägt der Senat, wobei die eigentlichen Gelder direkt vom Bundesprogramm „Soziale Stadt“ an das QM gehen.

### **Das Mitglied des Berliner Abgeordnetenhaus**

Ralf Wieland ist Mitglied des Berliner Abgeordnetenhaus für die SPD und war für ein Interview von vornherein deshalb interessant, weil sein Wahlkreis die Soldiner Strasse darstellt. Zudem wohnt er auch noch ganz in der Nähe (Wollankstrasse), weshalb anzunehmen war, dass er einen anderen Blick auf das Gebiet hat, als ein Politiker der nicht in der Nähe wohnt.

### **Der Bezirksbürgermeister und seine Referentin**

Joachim Zeller ist der Bezirksbürgermeister des Bezirks Mitte, seine Referentin Petra Patz- Drüke war ebenfalls beim Gespräch anwesend. In Bezug auf das Quartiersmanagement erfüllen der Bürgermeister und seine Referentin, ähnlich wie Kerstin Rietz, die Aufgabe der Steuerung und Koordination der QM- Gebiete.

### **Der stellvertretende Bürgermeister und Leiter der Abteilung Gesundheit und Soziales**

Dr. Christian Hanke ist der stellvertretende Bürgermeister des Bezirks, leitet als Bezirksstadtrat die Abteilungen „Gesundheit und Soziales“ und hat mit dem QM nicht direkt etwas zu tun, ist also weder Bindeglied oder Koordinator zwischen einzelnen QM- Akteuren noch Entscheidungsträger, was das QM betrifft. Er wurde ausgewählt, um einen Politiker zu interviewen, der das QM mit einem gewissen Abstand betrachtet, da er nicht direkt involviert ist. Herr Hanke wohnt im „neuen“ Weddinger QM- Gebiet Pankstrasse.

#### *4.5.4.2 Ergebnisse*

Schon zu Beginn der Gespräche mit den einzelnen Personen stellte sich heraus, dass auf politischer Ebene eine kleinräumige Trennung der Gebiete in den Aussagen durch die Politiker nur schwer möglich ist und sie deshalb genereller Natur, das heißt auf beide Kieze bezogen sind.

### **Kiez**

Die am häufigsten genannten Schlagworte, die immer wieder kehrten waren: hoher Ausländeranteil, viel grün, bunt, laut, arm (in starker Übereinstimmung mit den interviewten Bewohnern, vgl. Kapitel: Leitfadeninterview mit verschiedenen Bewohnern...), Tendenzen zur Segregation und Desintegration, hoher Arbeitslosenanteil – zu wenig Kaufkraft. Außerdem wurden die Kieze als lebenswert bezeichnet, in denen die Bewohner weitestgehend friedlich zusammen leben und sich an ihren Kiez gebunden fühlen. Besorgniserregend sei jedoch auf der anderen Seite die Zunahme latenter Gewaltbereitschaft, zum Beispiel durch häusliche Gewalt, aber auch von Jugendbanden, was in einzelnen quantitativen Fragebögen auch durch Bewohner ausgesprochen wurde. Außerdem lassen viele Eltern nur mangelndes Engagement für die Zukunft ihrer Kinder erkennen. Die Schule wird von vielen Migranten und sozial schwachen Familien als bloßer Aufbewahrungsort verstanden, das heißt, die Eltern erscheinen nicht zu Elternversammlungen und Sprechtagen und zeigen auch sonst kein Interesse an den schulischen Geschehnissen. Hinzu kommen die schlechten Sprachkenntnisse der Migranten aller Generationen, aber auch sozial schwacher Deutscher: *„Es ist ein Problem, dass es Schulklassen gibt, wo die Kinder, die in Deutsch unterrichtet werden sollen, der deutschen Sprache nicht mächtig sind. Das wiederum ist ein Problem, dass das ein Grund für andere ist, wegzuziehen, das heißt vor allem junge Familien.“* (R. Wieland) (vgl. Kapitel: Leitfadeninterviews mit verschiedenen Bewohnern ...)

Der hohe Anteil an Migrant\*innen, aber auch die seit Anfang der 1990er um sich greifende Arbeitslosigkeit, von der viele Ausländer\*innen betroffen sind, die zunehmend mangelhafte Qualifikation Jugendlicher und junger Erwachsener, nicht zuletzt durch mangelhafte Sprachkenntnisse, schaffen erhebliche Konfliktpotentiale, die an den Grenzen arm – reich und deutsch – nicht- deutsch verlaufen (frei nach C. Hanke). Alle diese Faktoren führen zu einer sozialen Entmischung in den Gebieten. Das heißt, der Anteil derer, die über niedrige oder gar kein Einkommen verfügen, ist sehr hoch und junge Familien und der soziale Mittelstand, egal ob deutsch oder nicht, verlassen die Kieze und ziehen in „bessere“ Wohngegenden: „... *Das hat jetzt auch dazu geführt, dass bei mir im Haus eine junge türkische Familie nach Wilmersdorf gezogen ist...*“ (C. Hanke).

### **Nachbarschaft**

Das nachbarschaftliche Leben in den Kiezen gestaltet sich nach Meinung der Interviewten friedlich. Es gibt einzelne Bewohner\*innen die sich um ihren Kiez bemühen. R. Wieland nannte als Beispiel die Nachbarschaftsinitiative in der Koloniestrasse. Belastend auf die nachbarschaftlichen Verhältnisse wirkt sich der Wegzug des Mittelstands und der jungen Familien aus. Die hohe Bevölkerungsfuktuation in den Gebieten verhindert eine stabile Bevölkerungszusammensetzung und vermindert damit die Chance auf ein Gemeinschaftsbewusstsein. Allerdings trifft dies nach Expertenmeinung mehr auf den Soldiner Kiez zu, da die Bewohnerschaft um den Sparrplatz/ Sprengelkiez allgemein als lebendiger beschrieben wird. Gemeint ist damit, dass die Bewohner\*innen schon vor dem QM mehr Eigeninitiative in puncto aktive Nachbarschaft gezeigt haben. Die soziale Entmischung beider Gebiete und die damit in Korrelation stehende größer werdende Zahl sozial schwacher Bewohner\*innen steht nach Ansicht der Interviewten in engem Zusammenhang mit der Verschmutzung und Verwahrlosung im Wohnumfeld.

### **Sozialkapital**

Das Verhältnis zwischen Politikern und Bevölkerung ist, von wenigen Ausnahmen abgesehen, eher einseitig. Für die Arbeit der Politiker interessieren sich nur einige wenige, wohingegen die Politiker nach eigenem Bekunden sehr viel in die Kieze gehen und mit den Bewohner\*innen über Probleme sprechen ( z.B. bei Tagen der offenen Tür, auf Straßenfesten usw. oder in den durch das QM organisierten themenbezogenen Gesprächskreisen). Allerdings, das wurde bemängelt, sind es doch immer wieder die gleichen Bürger\*innen, die sich mit den Politikern austauschen: vornehmlich die, die sich sowieso schon in irgendeiner Hinsicht engagieren. Die persönlichen Erfahrungen im Kiez, besonders, wenn unsere Gesprächspartner\*innen selber dort wohnen, prägen und beeinflussen ihre Arbeit und führen damit zum besseren Verständnis für die Probleme im Kiez. Die interviewten Politiker\*innen (von K. Rietz in ihrer Funktion als Bindeglied zwischen QM und Verwaltung abgesehen) sehen sich als Schnittstelle zwischen Bürger\*innen und Verwaltung.

Abgesehen davon wurde in den Gesprächen die mangelhafte Kommunikation und Kooperation einzelner Schnittstellen auf öffentlicher Träger und/ oder Einrichtungen beklagt. Als Beispiel wurden Schulen vs. KiTa's genannt, die in den seltensten Fällen in Kooperation arbeiten. Aber auch auf höherer Verwaltungsebene scheint es grundsätzliche Probleme in der Zusammenarbeit zu geben, was an anderer Stelle näher zu untersuchen wäre. Als Beispiel wurde an dieser Stelle die Zusammenarbeit der Bezirksverwaltung mit dem Arbeitsamt genannt. Das örtliche Arbeitsamt wird von der Bundesanstalt für Arbeit finanziert und damit auch in seinen Entscheidungen bestimmt, die jedoch aus der Distanz ihrer behördlichen Ebene die lokalen Probleme in ihrer ganzen Bandbreite nicht kennen oder erkennen.

### **Engagement**

Das Potential für freiwilliges und ehrenamtliches Engagement durch die Bewohner wurde als steigerungsfähig bezeichnet. Einzelne Bürger engagieren sich zwar, zum Teil sehr intensiv, für ihren Kiez, die breite Masse jedoch scheint desinteressiert zu sein. Zwei Gründe wurden an dieser Stelle genannt: *„Das Engagement ist begrenzt, da Menschen in einer schwierigen sozialen Lage nicht den Kopf frei haben dafür, wie kann ich anderen Menschen helfen, was ja die Grundvoraussetzung dafür ist.“* (R. Wieland). Dies widerspricht den Ergebnissen der quantitativen Bewohnerbefragung, nämlich, dass die Bereitschaft sich in irgendeiner Form zu engagieren zwar mit schlechterer schulischer und somit meist auch beruflicher Qualifikation (die am stärksten von Arbeitslosigkeit betroffenen Bewohner) abnimmt, jedoch die nicht unerhebliche Zahl von 77,2% bereit wäre, an einer Hofbegrünung in Eigeninitiative der Mieter teilzunehmen (vgl. Kapitel: Mobilisierung der Mieterschaft, siehe auch Kapitel Ehrenamt). Andererseits *„verhindert die Freizeitgesellschaft mit ihren vielen bezahlbaren Angeboten das Engagement zum Beispiel in Vereinen, denn man braucht sich nicht zu verpflichten.“* (C. Hanke). Andererseits wird das scheinbare Desinteresse der Bevölkerung in dieser Untersuchung bestätigt, nämlich, dass die ehrenamtliche Tätigkeit weit unter dem Bundesdurchschnitt liegt (vgl. Kapitel Engagement).

Bei den Migranten in den Gebieten sei ebenfalls Potential für ehrenamtliches Engagement vorhanden. Sie engagieren sich jedoch eher in eigenen internen Strukturen, z.B. in den zahlreichen Moscheevereinen, dessen von außen jedoch nur schwer einsehbar sind (z.B. aus behördlicher Sicht): zum einen durch die fremdartigen kulturellen Strukturen, zum anderen, weil die Moscheenvorsteher für jeweils vier Jahre aus der Türkei nach Deutschland kommen und nach ihrer Amtszeit wieder zurückkehren (was nicht unbedingt die Sprachkenntnisse der dauerhaft hier ansässigen Bewohner verbessert oder die Integrationsbereitschaft erhöht). Positiv wurde sich hier von allen Interviewten übereinstimmend dazu geäußert, dass sich in jüngster Zeit immer mehr dieser Moscheevereine zu öffnen scheinen, was vor allem durch die Migranten bedingt wird, die im Kiez eine dauerhafte Heimat gefunden haben.

### **Integration der Migranten**

Übereinstimmend wurde die Integration der Migranten im gesamten Stadtteil als schlecht bzw. als in der Vergangenheit gescheitert bewertet. Da - wie oben bereits erwähnt - der Mittelstand der Migranten die Kieze verlässt, nimmt die Desintegration sogar noch zu. Die immer schlechter funktionierende Integration bzw. Desintegration und damit einhergehende Milieubildung lässt sich an verschiedenen Indikatoren festmachen. Zwei Beispiele seien hier genannt: die zunehmende Zahl der vornehmlich türkischen „Vereinslokale – nur für Mitglieder“ und die *„katastrophalen Ergebnisse in Sprachuntersuchungen“* (C. Hanke), was

vor allem verstärkt die „dritte Generation betrifft, die oft viel schlechter deutsch können als ihre Eltern, denn durch den massiven Arbeitsplatzabbau fällt diese Art von Integration weg.“ (K. Rietz) Als Veranschaulichung schilderte Ralf Wieland den typischen Werdegang einer türkischen Familie seit Anfang der 1990er in etwa so: „Der Mann wird nach West-Berlin geworben, wo er einen sicheren Arbeitsplatz findet. Nach einiger Zeit heiratet er sich eine junge Frau aus seiner Heimat, die kein Wort deutsch spricht, um mit ihr eine Familie zu gründen. Kurze Zeit später wird er, wie viele seiner Kollegen, arbeitslos und ist jetzt den ganzen Tag zu Hause. Die Frau findet ebenfalls keine Arbeit, weil die ganzen Billig-Jobs, wie z. B. Putzen, schon weg sind. Zu Hause wird nur türkisch gesprochen und weil die Frau keine Arbeit hat, werden die Kinder nicht in die KiTa geschickt, wo sie deutsch lernen könnten. Dann gehen sie in die Schule und sprechen kein Wort deutsch.“

Die erheblichen Sprachbarrieren wurden von allen Gesprächspartnern als der wesentliche Integrationshemmer bezeichnet.

## QM

„Ich denke, dass alle QM-Gebiete einbezogen, wir einiges erreicht haben. Das QM war und ist ein Ansatz, um (...) steuernd einzugreifen, nämlich in der Hinsicht, die soziale Struktur zu stabilisieren und dann zu verbessern, denn es ist sehr auffällig, dass seit ca. 7 Jahren die mittelstandsorientierten Schichten wegziehen und das ist natürlich nicht hinnehmbar.“ (C. Hanke)

Über 70 laufende Projekte in den beiden hier untersuchten QM-Gebieten zielen darauf ab, die soziale Infrastruktur der Kieze zu verbessern. Das QM soll gegen die bereits genannten negativen Tendenzen (Segregation durch Desintegration, soziale Entmischung) wirken und die Kiezbindung und das Verantwortungsgefühl der Bewohner stärken. Übereinstimmend wurde sich hier positiv geäußert: „der Anfang ist gemacht“, einige Bürger seien bereits durch das QM aktiviert worden. Es wurde jedoch auch massive Kritik an der Arbeit des QM geäußert. Die Nachhaltigkeit bei manchen Projekten - vor allem bei den rein baulichen Maßnahmen - die zum Teil stärker finanziert werden als andere Projekte - sei nicht ersichtlich. Mehrfach wurde das Projekt Fordoner Platz kritisiert, der in eine italienische Piazza umgewandelt wurde. J. Zeller erwähnt in diesem Zusammenhang eine Episode, die ihm bei der Eröffnungsfeier widerfahren ist: Er hatte ein paar Bewohner, die sich eingefunden hatten, gefragt, wie sie denn den Platz fänden. Diese antworteten ihm: ‚Na, denn kommen sie mal in 14 Tagen wieder, dann sehen sie ja wie es hier aussieht, alles vollgeschissen von den Tölen und die Türkenbengels reißen gleich heute Abend die Blumen aus den Rabatten.‘ Ein anderes Beispiel: Zum einen habe der Bezirk nicht die Mittel, um die Wasserpumpen auf den (ebenfalls durch das QM neugestalteten) Spielplätzen zu betreiben, damit die Kinder hier mit Wasser und Sand bauen können, zum anderen wird durch das QM ein teures Verkehrsgutachten erstellt, obwohl die Verwaltung die verkehrliche Situation in den Kiezen seit Jahren kenne, aber nicht die Mittel hat, erforderliche Maßnahmen einzuleiten. In diesen Beispielen kommt sehr gut zum Ausdruck, dass die Koordination der Akteure nur mangelhaft ist. Zum einen soll (siehe Bsp. Fordoner Platz) das Wohnumfeld verbessert werden, zum anderen wurde den Bewohnern nicht nahegebracht, dass sie für dieses Wohnumfeld mitverantwortlich sind. Die Aktivierung des Verantwortungsgefühls der Bewohner durch das QM kann hier nur als gescheitert bezeichnet werden. Das zweite Beispiel zeigt deutlich, dass die Koordination der Akteure auf der Verwaltungsebene fehlerhaft ist bzw. die Akteure nicht intensiv genug zusammenarbeiten, also mangelhafte Koordination, aber auch mangelhafte Kommunikation vorherrscht. Ein anderer wesentlicher Kritikpunkt war, dass die angesprochene Zielgruppe bei manchen Projekten nicht erkennbar oder schlicht verfehlt sei. Beispielsweise ist am

Sparrplatz ein multikulturelles Nachbarschaftszentrum geplant mit Schwerpunkt Gesundheitsförderung. Dieses spreche den Mittelstand an, wirksamer seien jedoch Angebote für sozial schwächere Schichten, wobei jedoch keine konkreten Beispiele genannt wurden.

Zum Thema Integration wurde bemängelt, dass die integrativen Maßnahmen in beiden Gebieten nicht greifen und somit kaum Ausländer durch das QM kaum erreicht werden.

#### 4.5.4.3 *Fazit und Ansatzpunkte*

Abschließend lässt sich feststellen, dass die Interviewten sich eher besorgt hinsichtlich der sozialen Situation und den daraus entstehenden Problemen in den Kiezen, denn positiv geäußert haben. Besonders kritisch wird die zunehmend schlechter werdende Integration der Migranten in den Stadtteilen bewertet, die sich vor allem in den schlechten Sprachkenntnissen ausdrückt. Hier müssen dringende Maßnahmen geschaffen werden, diese Situation zu verbessern. Aufgrund fehlender Mittel ist es allerdings nicht einfach, Sprachkurse, vor allem für ausländische Frauen, anzubieten und zu finanzieren, was die Vergangenheit schon gezeigt habe. Es ist aber eine dringende Empfehlung, hierin ein Hauptaugenmerk zu legen, da die Kinder deutsch sprechender Eltern eher eine Chance haben, sich schulisch und später beruflich zu qualifizieren, was ihnen und eventuell auch ihrer Familie einen sozialen Aufstieg ermöglicht. Die andere große Sorge ist das zunehmend schlechter werdende Verantwortungsgefühl der Eltern um ihre Kinder, was in unsere Studie jedoch nicht untersucht wurde, allerdings dringend geschehen sollte. Sowohl deutsche als auch ausländische Eltern müssen zu mehr Verantwortungsgefühl gegenüber ihren Kindern erzogen werden. Ein Ansatz zu einer entsprechenden Diskussion sind Fragen, wie: Kann man Ausländer dazu verpflichten, ihre Kinder in die KiTa zu schicken, wo diese deutsch lernen? Wie kann man sozial schwache Eltern dazu bringen, zu Elternversammlungen in Schulen zu erscheinen? An dieser Stelle ist die Überlegung wichtig, wie groß die integrative Arbeit der Schulen tatsächlich sein kann. Neben Schulen sind Arbeitsplätze einer der Hauptintegratoren. Die Integration der vielen Arbeitslosen in den ersten Arbeitsmarkt, sowohl Deutsche als auch Migranten und ihre Nachfahren, muss also ein vorrangiges Ziel der Politik bleiben. Die zahlreichen Arbeitslosen müssen dringend in Beschäftigung gestellt werden, damit diese einen normalen Tagesablauf wiedererlernen, was viele Folgeprobleme lösen kann, wie Alkoholismus, Drogenabhängigkeit oder Gewalttätigkeit gegenüber anderen oder sich selbst, aus Langeweile oder Minderwertigkeitsgefühlen. Dazu muss natürlich ein deutlich besseres Qualifikationsangebot gehören, was bei Sprachkursen für Frauen und Jugendlichen und jungen Erwachsenen der zweiten und dritten Generation anfängt und sicher nicht mit erstrebenswerten Partnerschaften mit profitablen Unternehmen mit Standort Wedding, wie z.B. Schering, endet. Zu den Qualifikationsangeboten gehört auch ein effektives Bildungs- und Schulsystem, was in der letzten Zeit allgemein viel diskutiert wird, einige Vorschläge zur Umsetzung folgen noch später im Text (siehe Kap. Fazit aller Leitfadeninterviews). Eine entsprechende Finanzierung arbeitsintegrativer Maßnahmen auf kleinräumiger Ebene sollte dem Bund oder vom Senat der lokalen Politik zur Verfügung gestellt werden, da die lokale Politik die tatsächlichen Probleme besser erkennen kann und somit wahrscheinlich auch besser regulieren könnte.

Die vielbeklagte zunehmende soziale Entmischung und damit Verschlechterung der sozialen Lebensbedingungen kann nur durch ein Stoppen der Abwanderung der mittelstandsorientierten Schichten vermindert werden. Neben den angesprochenen qualifikationsverbessernden und integrativen Maßnahmen müssen dringend neue

Investoren in die Gebiete „gelockt“ (K. Rietz) werden. Dabei kann der sozial schwache Wedding von den sozial starken Gebieten des gesamten Bezirks profitieren, wie die Gegend um den Hackeschen Markt oder dem Potsdamer Platz. Dabei ist es wichtig, die richtigen Anreize für Investoren zu schaffen. Dazu gehört vor allem eine Absenkung der Gewerbemieten, die in den hier untersuchten Gebieten immer noch sehr hoch sind.

Die fehlerhafte Kooperation der vielen Schnittstellen, die während der Gespräche zum Ausdruck kam, muss durch eine bessere Vernetzung aller Akteure verbessert werden. Die Diskussionen in den Steuerungsrunden des Quartiersmanagements scheinen sich nur auf aktuelle Projekte zu beziehen. Eine Möglichkeit wäre, ein Gesprächsforum einzuberufen, in der sich alle Akteure zu den Problemen ihrer Arbeit und in Bezug auf die anderen Akteure unabhängig von den laufenden Projekten äußern können, denn wenn Probleme erst einmal angesprochen werden, können Lösungen gemeinsam mit allen gefunden werden. Voraussetzung dafür ist allerdings ein gewisses Maß an Kompromissbereitschaft und Verständnis für die Probleme der anderen Akteure.

Zum Abschluss kommt nun noch einmal die kleinräumige Ebene, die der Bewohner bzw. der Nachbarschaft, zur Ansprache. Wie bereits ausführlich geschildert, lässt nach Meinung der Interviewten immer mehr das Verantwortungsgefühl der Bewohner zum einen für ihr Wohnumfeld einschließlich öffentlicher Plätze nach, zum anderen auch das Interesse an der unmittelbaren Nachbarschaft, was sich unmittelbar gegenseitig bedingt. Wie jedoch, sollen Menschen sich für einander interessieren, wenn sie sich nicht einmal kennen? Einen interessanten und überlegungswerten Vorschlag machte hierzu Dr. C. Hanke, den er „den Häuserkampf aufnehmen“ nennt. Gemeint ist damit, dass gemeinsam mit Politik/ Verwaltung, QM und den Vermietern neue Strategien zur Mobilisierung und Aktivierung der Mieterschaft ermittelt werden müssen. Durch z.B. gemeinsame Grillabende oder Hoffeste, das heißt gemeinsam mit *allen* angesprochenen Akteuren, würde ein untereinander Kennen lernen der Mieter geschaffen: *„Die Leute müssen sich kennen, was die soziale Kontrolle und damit ein Gemeinschaftsbewusstsein fördert.“* (C. Hanke) Das seitens der Politik und der Bewohner hierfür zumindest ein Interesse besteht, wurde in der vorliegenden Studie deutlich. Da die Bewohner jedoch den gewissen ‚Stoß in die richtige Richtung‘ bzw. entscheidende Antriebsimpulse brauchen, scheint außer Frage. Die Frage ist nun, durch wen diese Impulse gegeben werden. Hier sind sowohl die Politiker, aber auch die Quartiersmanager gefragt, die mehr als bisher auf die Straße gehen und die Kiezbewohner direkt ansprechen müssen. Aber auch die Vereine und Initiativen im Kiez sind hier gefordert, die ihre Angebote und Fähigkeiten mehr anpreisen sollten, um so vielleicht doch den einen oder anderen dazu zu ermutigen sich für seinen Kiez zu verantwortlich zu fühlen und engagieren. Kerstin Rietz sprach im Zusammenhang mit dieser Problematik vom *„Bürger als Multiplikator“*. Gemeint ist damit, dass Engagement vermutlich eher ausgeübt wird, wenn Freunde und Bekannte bereits in einer Form ehrenamtlich tätig sind, was sich in der Bewohnerbefragung bestätigt (vgl. Kapitel Ehrenamt).

#### 4.5.5 Abschließendes Resümee

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass zwischen den Aussagen der Experten wesentliche Gemeinsamkeiten feststellbar sind, in einigen Punkten aber auch unterschiedliche Meinungen vertreten werden. Dies mag auch in der unterschiedlichen Position und damit verbundenen Sichtweise des jeweiligen

Experten begründet sein. Beides soll im abschließenden Kapitel noch einmal herausgestellt werden.

Grundsätzlich sind sich die Experten darüber einig, dass sowohl die zentrale Lage als auch die gute Ausstattung (z.B. hinsichtlich der Grünanlagen, Spielplätze und der Lebensmittelversorgung) positive Merkmale der Kieze darstellen. Obgleich damit wesentliche Voraussetzungen für eine attraktive Wohngegend gegeben sind, ergibt sich aufgrund der Bevölkerungsstruktur und -entwicklung ein anderes Bild.

Durch die anhaltende Bevölkerungsfuktuation Besserverdienender und Bildungsbewusster bzw. Bevölkerungsteile mit höherem Bildungsstand konzentrieren sich in den Kiezen zunehmend sozial schwache Bevölkerungsschichten. Die räumlichen Ausprägungen der Wohnsegregation spiegeln dabei nicht nur die soziale Lage, sondern auch die ethnische Zugehörigkeit wider. Im Angesicht des mit dem Berliner Durchschnitt verglichen hohen Ausländeranteils fällt die mangelnde Integration nicht-deutscher Bevölkerungsgruppen besonders ins Gewicht und wird von den Akteuren neben der hohen Arbeitslosigkeit als Kernproblem empfunden. Die Diskussion verläuft dabei kontrovers und kreist vor allem um die Frage nach der Strategie der Integration.

Eine zentrale Voraussetzung für eine erfolgreiche Einbindung der Bewohner ausländischer Herkunft und für die Stabilisierung der Kieze insgesamt stellt nach Meinung der Experten die Verbesserung der schulischen und beruflichen Ausbildung dar. Hier bieten sich verschiedene Ansatzpunkte. Zum einen muss das Verantwortungsbewusstsein der Eltern für die Erziehung und Ausbildung der Kinder gestärkt werden. Dies schließt auch mit ein, dass bei mangelnden Deutschkenntnissen eine gezielte Förderung erfolgt, um zu verhindern, dass Kinder und Jugendliche mit nicht ausreichender Sprachkompetenz innerhalb ihrer Schullaufbahn benachteiligt werden und in Folge dessen keine freie Berufswahl haben. Da einige der Experten äußerten, dass zu wenig Integrationsdruck auf nicht-deutsche Kinder diese Tendenz unterstützt, wäre es hier z.B. denkbar, mittels vorschulischer „Sprachstandsmessungen“<sup>40</sup> Kinder mit mangelnden Deutschkenntnissen rechtzeitig in Kursen zu fördern. Dies sollte nicht als Forderung der Mehrheitsgesellschaft nach Anpassung verstanden werden, sondern gerade hier ist es staatliche Pflicht für gleiche Ausgangschancen zu sorgen.<sup>41</sup>

Ein anderer, aber wesentlicher Ansatzpunkt zur Verbesserung der Lage der Bewohnerschaft stellt das Wirken von Initiativen und Netzwerken dar. Es wurde von den Experten bestätigt, dass die Existenz von einzelnen Nachbarschaftsinitiativen, Vereinen und Netzwerken positive Impulse auf den Kiez ausübt, da durch sie Engagement mobilisiert, gebündelt und vernetzt wird. Allerdings erfolgt gerade die Vernetzung nicht immer in gleichem Maße zwischen den einzelnen Akteuren und Bevölkerungsgruppen im Kiez. Gerade im Hinblick auf die Verknüpfung zwischen deutschen und nicht-deutschen Netzwerken bestehen offensichtlich noch Defizite. Die Interviews decken in diesem Zusammenhang auf, dass Netzwerke nicht-deutscher Bewohner mit der Orientierung auf Solidarität und kulturelle Identität eine andere Motivation aufweisen als die von Deutschen initiierten Netzwerke: hier stellt eher die gemeinsame Zielstellung das verbindende Element dar. Beides hat seinen Vorteil. Die tendenziell homogenere Mitgliederstruktur nicht-deutscher Vereine begünstigt

---

<sup>40</sup> Sprachstandsmessungen dieser Art werden z.B. in Finnland durchgeführt (siehe hierzu die aktuelle Diskussion um die Ergebnisse der Pisastudie)

<sup>41</sup> siehe hierzu auch die Forderung nach einer Bildungsoffensive im Bürgergutachten Sparrplatz (2000)

eine größere interne Stabilität, wohingegen die Zielorientierung deutscher Vereine grundsätzlich die Chance zu einer größeren Vielfalt hinsichtlich der Mitgliederstruktur aufweist. In der Praxis kommt dieser Effekt jedoch häufig nicht zum Tragen, da auch soziale Hemmfaktoren (wie etwa Berührungängste) wirken.

Zur Annäherung der Akteure und Mitglieder bzw. Bewohner sind Kontaktereignisse notwendig, die z.B. in Form von Nachbarschaft- oder Straßenfesten stattfinden können. Noch größer erscheint laut Expertenmeinung die Wahrscheinlichkeit erfolgreicher Kontaktknüpfung, wenn sie im Angesicht dringender, aber überschaubarer Probleme erfolgt. Alternativ kann der Kontakt auch über Angebote zu gemeinsamen Interessen entstehen, wobei hier vor allem in den Themenbereichen Kinder, Sport und Arbeitsplatz Berührungspunkte bestehen. Die zur Aktivierung, Mobilisierung und Aufrechterhaltung von Engagement notwendige Aufnahme und Pflege von Kontakten muss dabei als Arbeit verstanden werden, die viel Zeit und Einsatz kostet. Dass dies bislang vorwiegend in Form ehrenamtlicher Tätigkeit geschieht, darf nicht über die Wichtigkeit dieser kiezwirksamen Leistung und der damit verbundenen Notwendigkeit öffentlicher Anerkennung hinwegtäuschen.

Vernetzungsdefizite bestehen jedoch nicht nur auf horizontaler, sondern auch auf vertikaler Ebene. Dies ergibt sich nur teilweise aus den direkten Aussagen der Akteure. Betrachtet man die unterschiedlichen Expertenebenen, so zeigte sich vor allem im Vergleich der Sichtweisen, dass Kommunikation und Kooperation zwischen den Akteursebenen an vielen Stellen ausbaufähig sind. So kritisieren etwa die Politiker, dass an ihrer Arbeit seitens der Bevölkerung wenig Interesse besteht, gleichzeitig bemängeln die Bewohner, dass im Angesicht der nächsten Wahl oft leere Versprechungen gemacht werden. Auch wird offensichtlich die Verantwortung zwischen den einzelnen Ebenen hin- und hergeschoben. So belasten das QM von der Bezirksebene auf sie verlagerte Aufgaben, die nicht ihren eigentlichen Zielstellungen entsprechen. An diesem Punkt muss eine eindeutigere Verteilung der Zuständigkeiten geschaffen und auch eingehalten werden, wobei gleichzeitig zu klären ist, was auf welcher Ebene tatsächlich machbar ist. Oft sind die Probleme auf kleinräumiger Ebene besser bekannt und lösbar, da die Mittel jedoch auf höherer Ebene verteilt werden, wirken sich Kommunikationsdefizite negativ auf die gerechte und den Problemen angemessene Verteilung der Ressourcen aus und verschärfen so bestehende Interessenkonflikte.

Zusammenfassend drängen sich folgende Forderungen und Ansatzpunkte zur Verbesserung der gegenwärtigen Situation auf:

- ❖ Stärkere Regulation auf der politischen Ebene zur Verminderung der negativen Tendenzen
- ❖ Stärkere Wahrnehmung und Anerkennung der Ressource Sozialkapital und seiner Wirkungen auf die Zusammenhänge im Kiez
- ❖ Stärkere und effektivere Vernetzung der einzelnen Akteure zur besseren Nutzung vorhandener Potentiale



Carsten Förtsch  
 Katja Friebel  
 Annette Kunz  
 Alina Schellig  
 Susanne Schmidt  
 Olaf Schnur

## 5 Zusammenfassung: Die Potenziale der Weddinger „Problemkieze“

### 5.1 „Problemkieze“ – quo vadis?



Im Rahmen eines Projektseminars beschäftigten sich 18 Studenten des Geographischen Institutes der Humboldt-Universität Berlin mit Entwicklungsmöglichkeiten Berliner Stadtteile, die im öffentlichen Bewusstsein als soziale „Problemkieze“ verortet sind. Zentrales Ziel war es, die in den Kiezen existierenden Netzwerke und deren „Sozialkapital“ als ein wichtiges Potenzial der Quartiersentwicklung vor Ort zu untersuchen. Die Studie, die nun als Bericht vorliegt, zielt auf den Nutzen des lokalen „Sozialkapitals“, im Sinne des Wortes eine Form von nützlichen Beziehungen, die sich u.a. in Familien, zwischen Nachbarn wie auch in Vereinen oder religiösen Gemeinden finden lassen. Man hilft sich untereinander aus, gibt Tipps und Hilfestellungen oder vermittelt wertvolle Kontakte. Für den Kiez kann dieser „Netzwerk-Nutzen“ einen großen Gewinn darstellen, wenn er als Ressource identifiziert und aktiviert werden und gezielt auf das Quartier wirken kann. Sozialkapital trägt zur Stabilität und zur Entwicklung von Stadtquartieren ein. Das kiezwirksame Sozialkapital ist umso gehaltvoller, je umfangreicher und vielseitiger die Netzwerke im Kiez gesponnen sind. Dazu wurden im Sommer 2002 in über 500 Interviews Bewohner zweier Weddinger Kieze anhand eines Fragebogens befragt. Darüber hinaus wurden zahlreiche offene Bewohner- und Expertengespräche geführt und ausgewertet. Die nachbarschaftlichen Beziehungen, Aktivitäten z.B. in Vereinen und die Engagementbereitschaft der Bewohner für den Kiez sind einige der ausgewählten Schwerpunkte. Die Studie schließt dabei an einer Untersuchung des Geographischen Institutes an, welche zwei Jahre zuvor in vier Moabiter Quartieren stattfand (wie die Weddinger Kieze zum Hauptstadtbezirk Mitte gehörend). Die wichtigsten Ergebnisse der neuen Untersuchung, die am Weddinger Sparrplatz („Sprengekiez“) und im Kiez an der Soldiner Straße („Soldiner Kiez“) erhoben wurden, sollen im Folgenden kurz zusammengefasst werden.

### 5.2 Kieze: besser als ihr Ruf!

Ein – nur vordergründig - überraschendes Ergebnis der Studie ist die Selbstwahrnehmung der Kieze, die sich trotz der negativen Berichterstattung der Medien anders darstellt. Zwar werden in Interviews durchaus die Probleme reflektiert, aber die Kiezverbundenheit („lokale Identifikation“) ist zum Teil dennoch groß (z.B. „der rote Wedding“, „das raue, wahre Leben“, „leben und leben lassen“). Gerade der Kiez am Sparrplatz wird von seinen Bewohnern angenehmer empfunden, als sein Ruf vermuten lässt. Auf die Frage nach dem Wohlbefinden, bezogen auf das eigene Wohnumfeld, geben 80% der Bewohner an, sich sehr oder eher wohl zu fühlen. Der Eindruck wird über mögliche Wegzugsabsichten

bestätigt. Zwei Drittel würden zunächst nicht gleich wegziehen, selbst wenn sie die Möglichkeit dazu hätten. Der Soldiner Kiez (vom Tagesspiegel erst kürzlich zusammen mit dem Neuköllner Rollbergviertel als „Verbotene Stadt“ titulierte, 26.4.03) wird von 60% seiner Bewohner sehr oder eher geschätzt, die Hälfte würde jedoch unter Umständen dem Quartier den Rücken kehren.

Für viele Menschen, insbesondere auch für Studenten, stellen die beiden Kieze jedoch auch nur Durchgangsstationen ihrer Wohnkarriere in Berlin dar. Wenn die empirisch belegten positiven Seiten gezielter angesprochen und bewusst gemacht würden, blieben die Kieze, insbesondere der Sprengelkiez um den Sparrplatz, eventuell mehr als nur eine Wohn-Zwischenlösung auf der Basis billiger Mieten. Eine intensive Kiezverbundenheit ist darüber hinaus als essentielle Voraussetzung für ein im Kiez wirksames, individuelles Engagement zu sehen.

### 5.3 Quartiersmanagement: zu wenig bekannt - Öffentlichkeitsarbeit verbessern!

Lokale Selbsthilfepotenziale entdecken, wecken und vernetzen: Prädestiniert dafür sind in den Untersuchungsgebieten die „Quartiersmanager“. Als Ansprechpartner und Dienstleister vor Ort verbindet sich mit Ihnen die Hoffnung, die „Problemkieze“ zu stabilisieren. Um dieser Anforderung gerecht zu werden, muss das Quartiersmanagement (QM) jedoch für jeden Bewohner ein Begriff sein. Im Soldiner Kiez und am Sparrplatz, die jeweils ein eigenes, öffentlich finanziertes Quartiersmanagement besitzen, ergab die Befragung jedoch, dass lediglich die Hälfte aller Kiezbewohner diese Einrichtungen überhaupt kennt – viele Bürger waren überrascht, was es in ihren Kiezen „so alles gibt“ (also etwa das QM, aber auch die vielfältigen Vereinsinitiativen). Bei den Befragten nichtdeutscher Herkunft liegt der Anteil derer, denen das QM bekannt ist, sogar bei unter einem Drittel. Und selbst diejenigen, die um die Existenz des QM wissen, tun sich schwer damit, die bisher geleistete Quartiersarbeit zu bewerten. Nur ein Drittel der QM-„Kenner“ kann sich an einzelne Projekte erinnern. Deren Bewertung fällt dann allerdings gut aus. Untergenutzte Potenziale sind daher besonders in der besseren Information und gezielteren Mobilisierung der ansässigen Bevölkerung für QM-Projekte zu sehen.

Eine Zusammenarbeit zwischen QM und den vor Ort tätigen Vereinen ist erwartungsgemäß häufig zu finden und wird in beiden Kiezen als sehr positiv beschrieben. Im Gegensatz zu den Behörden kann das QM unbürokratisch Chancen für die Realisierung von Kiezprojekten und die Finanzierung lokaler Vereine schaffen. Egal ob Alkoholikerhilfe an der Soldiner Straße, Nachbarschaftsladen im Sprengelkiez oder der aktive Nachbar am Sparrplatz – bei den engagierten Kiezakteuren ist das QM wohlbekannt und stellt oftmals den Auslöser für die Entstehung oder die letzte Rettung vor dem finanziellen Aus dar. Jedoch existieren offenbar gravierende Probleme struktureller Natur: Zwei bis drei Mitarbeiter sind schlichtweg nicht ausreichend, um in einem Quartier die Fäden in der Hand zu halten. Das QM ist jedoch nicht nur in personeller Hinsicht überlastet, sondern auch im Hinblick auf zu bewältigende Aufgaben, insbesondere dann, wenn es mit den eigenen Mitteln dort aushelfen muss, wo die eigentlich zuständigen Politikressorts versagen (z.B. wird davon berichtet, dass immer wieder Investitionen ins QM verlagert werden, die dort nicht hingehören). Vernetzungsdefizite auf horizontaler und vertikaler Ebene belasten die angespannte Situation zusätzlich unnötig: Hinderlich wirken vor allem Zuständigkeitsfragen und mangelnde Kooperation mit den übergeordneten Ebenen. Dazu kommt noch die Unsicherheit, wie langfristig die QM-Mittel letztlich fließen werden.

## 5.4 Die Weddinge Bewohner: Große Engagementbereitschaft nutzen! „Schläfer“ mobilisieren!

Die Mehrzahl der Bewohner muss eigentlich nicht „aktiviert“ werden. Sie sind bereits auf ihre Art und Weise irgendwie aktiv oder haben Ideen, die sich aber aus ihrer Sicht aus unterschiedlichsten Gründen nicht umsetzen lassen. Was manchen überraschen mag, immerhin ein Viertel der Befragten engagiert sich bereits heute ehrenamtlich. Der Anteil liegt für Berliner Verhältnisse knapp über dem Durchschnitt von 24%. Etwa die Hälfte der freiwillig Engagierten ist unmittelbar im Kiez tätig. Dabei signalisieren im Soldiner Kiez fast 40% der Bewohnerschaft ein eindeutiges Interesse an einer ehrenamtlichen Tätigkeit, im Sprengelkiez sind es 35,1%. Für viele der Bewohner, die zu einem freiwilligen Engagement bereit wären, aber trotzdem nichts tun, fehlt eine unverbindliche Anlaufstelle und generell ein zielgruppenspezifisches Angebot (z.B. Tätigkeiten mit organisierter Kinderbetreuung, Einmalangebote ohne langfristige Verpflichtungen, Engagements mit mehr Flexibilität). Darüber hinaus ließen sich viele Bewohner durch direkte Ansprache mobilisieren, wie bei Befragungen immer wieder deutlich wird – nur dazu müssten die entsprechende Akteure (etwa die Quartiersmanager) den „Häuserkampf aufnehmen“, wie ein Interviewpartner feststellte, also direkter auf die Leute zugehen. Für diesen Zugangsweg spricht auch, dass – wie die Untersuchung gezeigt hat - ein Drittel der Befragten durch Freunde und Bekannte zu ihrer ehrenamtlichen Tätigkeit kommen. Hier fungiert also der Bürger selbst als „Multiplikator“. Meist gibt es in den Kiezen „Schlüsselpersonen“, die die Aktivitäten vor Ort entscheidend prägen, da sie einerseits gut in die lokalen Netzwerke eingebunden sind und andererseits über großes internes Wissen verfügen. Jedoch sind diese „Kiez-Heroes“ oft überlastet und mit ihrem Ausscheiden gehen oft ganze Netzwerke verloren. Diese Personen zu finden, für das Quartier zu instrumentalisieren (ohne sie zu überfordern) und ihre Beziehungsstruktur auf eine breitere Basis zu stellen, kann ebenfalls eine erfolgversprechende und effiziente Mobilisierungsstrategie sein.

Immer wieder diskutiert wird auch die Option, ehrenamtliche Leistungen mehr als bisher öffentlich anzuerkennen, d.h. das Ehrenamt aus dem Verborgenen zu holen. Dies hätte nicht nur einen motivierenden Effekt für freiwillig Engagierte, sondern auch einen aktivierenden Effekt für „Schläfer“.

## 5.5 Nichtdeutsche stärker integrieren!

Gerade die nicht-deutschen Bewohner müssen aufgrund der fehlenden allgemeinen Integration über Schlüsselpersonen direkt angesprochen werden. Als besonders engagiert zeigt sich die ausländische Bevölkerung im Soldiner Kiez. 28% aller Nichtdeutschen sind in ihrer Freizeit ehrenamtlich aktiv. Das kann auf den besonderen Problemdruck für diese Bevölkerungsgruppe, wie auch auf die intensiveren Beziehungen innerhalb der ethnischen Gemeinde zurückgeführt werden. Allgemein beklagt werden jedoch die rudimentären *interkulturellen* Beziehungen, sowohl im Alltag als auch auf Vereinsebene. Multi-Kulti funktioniert in Kreuzberg offenbar – trotz aller Probleme, die auch hier auftreten - besser. Mangelnde Sprachkenntnisse sowie die Unkenntnis über das Funktionieren der Verwaltungsstrukturen werden von Seiten der Bewohnerschaft, der Vereine und des QM als Hemmfaktoren für die Einbindung der nicht-deutschen Bevölkerung angegeben.

Entsprechende Gegensteuerungsmaßnahmen liegen auf der Hand (z.B. Sprachkurs-Angebote), müssen aber eine ausreichende Finanzierung erhalten. Aber auch eine fehlende Einbindung in informelle Netzwerke kann dabei eine Rolle spielen: Die stärkere soziale Vernetzung des einzelnen mündet oft auch in stärkere Partizipation, Vereinzeln führt dagegen eher zu einem Passivverhalten. Allerdings zeigen sich hier zwei Seiten einer Medaille: Während das reichlich vorhandene Sozialkapital innerhalb einer ethnischen Gemeinde sehr positiv wirkt, kann es sich nach außen hin als negativ und ausgrenzend herausstellen – ein wichtiger Ansatzpunkt für ein strategisches Eingreifen im Sinne einer Quartiersintegration. Ungeachtet der geschilderten beträchtlichen Potenziale gibt es natürlich auch Defizite in der Engagementbereitschaft: Es wird häufig von einer verbreiteten Ignoranz berichtet („was geht mich das an?“) und auch davon, dass es vielen am Bewusstsein mangle, dass Eigeninitiative auch Aussicht auf Erfolg haben könnte. Häufige Engagementbarrieren sind das Alter (Ältere engagieren sich weniger) und undifferenzierte Angebote, welche die Interessenten eher ratlos zurücklassen. Für die Bedeutung eines weiteren und neuen Angebotes spricht die gerade von Nicht-Deutschen signalisierte besonders hohe Engagementbereitschaft (55,8 % gegenüber 33,1 % bei Deutschen) und das Ergebnis, dass Bewohner mit einer niedrigeren Bildung weniger engagiert und auch weniger bereit dazu sind sich zu engagieren. Auch hier könnte eine Angebotsdifferenzierung zu einer höheren Beteiligungsquote führen.

Gerade im Quartier aktive Vereine sollten verstärkt um die frustrierten Bewohner werben. Nur jeder zehnte ehrenamtlich Tätige in den beiden Gebieten ist derzeit in einem kiezbezogenen Verein organisiert, d.h. die ehrenamtlichen Tätigkeiten finden zum großen Teil unabhängig von Vereinsstrukturen statt. Es wäre auch denkbar, genau zu diesem Zweck einen Verein zu gründen und darüber eine Integration anzugehen. Darüber hinaus haben Vereine gerade in der interkulturellen Vernetzung unverzichtbare Stärken, die noch mehr genutzt werden müssen. Es zeichnen sich im übrigen unterschiedliche Charakteristika der Vereinsstrukturen in den beiden untersuchten Kiezen ab. Während die Vereine im Soldiner Kiez bezüglich der Zielgruppen (Alter, ethnische Zugehörigkeit, z.T. Geschlecht) und der inhaltlichen Ziele homogener sind, widmen sich Vereine am Sparrplatz deutlich breiteren Arbeitsfeldern und vielfältigeren Zielgruppen und weisen gleichzeitig stärkere Verflechtungen mit anderen Initiativen und Vereinen auf. Letztere Struktur erscheint aus unserer Perspektive als günstiger, weil dadurch Sozialkapital generiert wird, mit dessen Hilfe Gruppenbarrieren leichter überbrückt werden könnten.

## 5.6 Familien und Nachbarschaften als die wesentlichen stabilisierenden Faktoren erkennen!

Familien sind ein wichtiger stabilisierender Faktor in den untersuchten Nachbarschaften. Durch ihre Kinder und deren Kiez-Orte (Kitas, Schulen, Spielplätze) sind sie oft besonders stark mit dem Kiez verwurzelt. Familienhaushalte sind auch stärker engagiert als kinderlose Haushalte (28%) und haben engere nachbarschaftliche Beziehungen. Problematisch ist deshalb, dass gerade die Familien beide Kieze als Wohnumfeld negativer einschätzen als Befragte ohne Kinder. Im Vergleich erscheint der Soldiner Kiez als gefährdeter, die für die Stabilisierung des Kiezes so wichtigen Familien durch einen Fortzug zu verlieren. Gerade den Schulen sollte als integrierende und vernetzende Einrichtungen eine stärkere Rolle innerhalb der Kieze und auch entsprechende

finanzielle Mittel zuteil werden. Viele gelangen durch die Schule zu ihrer ehrenamtlichen Tätigkeit. Sie ist darüber hinaus ein wichtiger Bezugspunkt für Familien, die wiederum überdurchschnittliches Engagement zeigen und über ausgeprägte soziale Netzwerke in den Kiezen verfügen. Schulen sollten langfristig als „Community Center“ ausgebaut und funktional erweitert werden.

Besonders umfassend untersuchte die Projektgruppe die nachbarschaftlichen Netzwerke in den beiden Kiezen. Die unmittelbare Nachbarschaft bietet als empfindliches und störungsanfälliges soziales Netzwerk im städtischen Wohnumfeld dennoch ein besonders großes und weithin unterschätztes Potenzial für die Entstehung und Nutzung von Sozialkapital – und das häufig auch interkulturell. Das setzt jedoch ein hohes Maß an Vertrauen gegenüber den eigenen Nachbarn voraus. Das Vertrauen der Bürger zu ihren Mitmenschen wird in den beiden Kiezen unterschiedlich beurteilt. Ungefähr die Hälfte der Bevölkerung im Soldiner Kiez empfindet ihr soziales Umfeld als weniger rücksichtsvoll, während diese Meinung im Sparrplatz-Kiez nur von einem Drittel der Bewohner geteilt wird. 80% der Sparrplatz-Bürger fühlen sich dementsprechend sehr oder eher wohl – im Soldiner Kiez sind es nur 57%. Diese eher generellen Einschätzungen können sich auch in der engeren Nachbarschaft niederschlagen. Die Interviewten wurden deshalb exemplarisch u.a. zu ihrer Bereitschaft befragt, sich gegenseitig in unterschiedlichen Situationen zu helfen (z.B. ob sie ihre Nachbarn bitten, Handwerker an ihrer Stelle zu empfangen). Mehr als zwei Drittel bejahten in beiden Kiezen die z.B. die „Handwerker-Frage“. Ca. 55% aller Nachbarn in beiden Kiezen helfen sich generell häufig bis regelmäßig gegenseitig aus. So werden beim Nachbarn Blumen gegossen, während der im Urlaub weilt oder auch Briefsendungen entgegengenommen. Knapp die Hälfte aller Bewohner in den Kiezen verbringen wenigstens eine halbe bis zwei Stunden pro Woche mit ihren Nachbarn, etwa zum kurzen Plausch im Treppenhaus oder an der Mülltonne, bei dem es vielleicht nur um das Wetter geht. Oft kommen aber auch Gespräche zustande, die z.B. zum Gegenstand haben, ob die Mieter kollektive Gegenmaßnahmen gegen die letzte Mieterhöhung ergreifen sollten, wie man die Raser in der Wohnstraße bändigen kann (ob sich einer bereit erklärt, stellvertretend für die Nachbarn einen Brief ans Bezirksamt zu verfassen), wie man den Innenhof für Kinder besser nutzbar machen könnte, was man vom Quartiersmanagement hält und ob der andere schon mal in deren Büro war, dass es eine Diskussionsveranstaltung zum Thema „Schmutz im Kiez“ in der Grundschule gibt, zu der alle Bewohner eingeladen sind und man vielleicht innerhalb der Nachbarschaft anregt, zu mehreren hinzugehen (also durch die Einbindung in eine Gruppe letztlich Partizipationshemmschwellen einzelner abbauen kann) etc.. Es handelt sich dabei also um eine sehr wichtige Informations-, Meinungsbildungs- und Mobilisierungsfunktion, die die Nachbarschaft für das Quartier übernehmen kann - ein individueller und öffentlicher Nutzwert im Sinne von „Sozialkapital“. In den beiden untersuchten Gebieten gibt es nachbarschaftlich nur geringe Unterschiede: Am Sparrplatz sind nachbarschaftliche Hilfeleistungen und Kontaktintensität ähnlich stark ausgeprägt wie am Sparrplatz. Insgesamt bleibt die Vertrauensbasis im Soldiner Kiez aber brüchiger als im Sprengelkiez.

Interessant ist der Unterschied zwischen Deutschen und Nichtdeutschen in ihrem Nachbarschaftsverhalten. Insbesondere in der türkischen Community sind gegenseitige Nachbarschaftshilfen gang und gäbe. Auch ist der Kontakt der türkischen Befragten zu ihren Nachbarn intensiver als bei Deutschen. Es ist hierbei davon auszugehen, dass die Nachbarschaftskontakte der Nichtdeutschen sich stärker an Nachbarn gleicher Herkunft orientieren als an deutschen Nachbarn, was auf ein großes innerethnisches Sozialkapital hinweist. So ist es nicht überraschend, wenn die Interviews ergeben, dass sich die Türken in beiden Kiezen wohler fühlen

als die deutschen Landsleute. Dieser Faktor ist ein entscheidendes Zuzugs- und Persistenzmotiv für Immigranten. Die türkische Bevölkerung betrifft dies überdurchschnittlich. Da sich hier eine Identität weniger über die Ethnie oder Nation, sondern über die regionsspezifische Herkunft bildet (über die Landsmannschaft: hemserilik), ist es gerade bei Türken der zweiten und dritten Generation möglich, dass sich eine Identität über die neue „Kiezmanschaft“ entwickelt. Eine stark ausgeprägte lokale Identität kann wiederum eine mögliche Voraussetzung für die Entstehung von Sozialkapital sein.

Beispiele wie der Bau einer Moschee im Soldiner Kiez belegen zudem, dass diese ethnischen Netzwerke größere Projekte ermöglichen. Dieses Potenzial kann noch aktiver für den Kiez genutzt werden. Allerdings müssen stärkere Brücken zwischen nichtdeutschen und deutschen Gemeinschaften geschaffen werden, um das lokale Sozialkapital besser zu nutzen und Konflikte zu vermeiden. Auch hierbei können gemischte Haus- und Hof-Nachbarschaften als zentrale Integrationsinstanz im Kiez fungieren und auch im Rahmen der Gemeinwesenarbeit noch aktiver genutzt werden. Nachbarschaften können in diesem Zusammenhang auch als Kern möglicher „Anti-Segregations“- oder „Integrationsstrategien“ betrachtet werden.

## 6 Literaturangaben

- AGRICOLA, S., 1997: Vereinswesen Deutschland: eine Expertise im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend / Sigrud Agricola (Hg.: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend). Stuttgart, Berlin, Köln
- ATTESLANDER, P., 2000: Methoden der empirischen Sozialforschung, 9. Aufl., Berlin
- ATTESLANDER, P., 1995: Methoden der empirischen Sozialforschung, 8. Aufl., Berlin, New York
- BEHER, K.; LIEBIG, R.; RAUSCHENBACH, T., 1998: Das Ehrenamt in empirischen Studien – ein sekundäranalytischer Vergleich. Stuttgart, Berlin, Köln
- BEHER, K.; LIEBIG, R.; RAUSCHENBACH, T., 2000: Strukturwandel des Ehrenamts. Gemeinwohlorientierung im Modernisierungsprozess. Weinheim, München
- BERNSDORF, W. (Hg.) 1969: Wörterbuch der Soziologie. Zweite, neubearbeitete und erweiterte Ausgabe.
- BRAUN, J.; KLAGES, H., 2000: Ergebnisse der Repräsentativerhebung 1999 zur Ehrenamt, Freiwilligenarbeit und bürgerschaftlichem Engagement. Zugangswege zum freiwilligen Engagement und Engagementpotenzial in den neuen und alten Bundesländern. Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.), Bd. 194.2; Stuttgart, Berlin, Köln: Kohlhammer
- COLEMAN, James S 1991: Grundlagen der Sozialtheorie. Band 1: Handlungen und Handlungssysteme. München: Oldenbourg.
- DIEKMANN, A., 1998: Empirische Sozialforschung, 4. Aufl., Reinbek bei Hamburg
- EICKELPASCH, A.; PFEIFFER, I., 1997: Zukunftssicherung durch Innovation. Profil, Potential und Strategien der Unternehmen in Berlin. (Hg.: IHK Berlin). Berlin.
- ENGELHARD, J.B., 1986: Nachbarschaft in der Großstadt. Münster.
- FLICK, U., 1999: Qualitative Sozialforschung – Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften, 4. Aufl. Reinbek
- FRANKE, T.; LÖHR, R. P., 2000: Überlegungen zum Quartiermanagement, In: Soziale Stadt - info 2. Berlin: Deutsches Institut für Urbanistik, S. 2-3
- FRANKE, T; GRIMM G., September 2001: Quartiermanagement: Systematisierung und Begriffsbestimmung, Berlin: Deutsches Institut für Urbanistik, Internetseite "Soziale Stadt"
- FRIEDRICHS, J., 1980: Methoden empirischer Sozialforschung, 14. Aufl., Opladen
- GREVE M., ÇINAR T. (Hg.), 1998: Das türkische Berlin. Berlin: Ausländerbeauftragte des Senats von Berlin, 2., überarb. Aufl.
- HAMM, B., 1973: Betrifft: Nachbarschaft. Düsseldorf.
- HAMM, B., 1996: Struktur moderner Gesellschaften. Opladen.

- HAMM, B., 1998: Nachbarschaft. In: H. Häußermann (Hg.): Großstadt – Soziologische Stichworte. Opladen: S. 172 – 181.
- HANTSCHHEL, R. & THARUN, E., 1980: Anthropogeographische Arbeitsweisen, Braunschweig
- HAUG, S., 1997: Soziales Kapital. Ein kritischer Überblick über den aktuellen Forschungsstand. Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung. Arbeitspapiere Arbeitsbereich II / 15.
- HAUG, S., 2000: Soziales Kapital und Kettenmigration. Opladen: Leske+Budrich.
- HÄUßERMANN, H. & KAPPHAN, A., 1999: Bilden sich Quartiere sozialer Benachteiligung. In: S. Herkommer (Hg.): Soziale Ausgrenzung – Gesichter des neuen Kapitalismus. Hamburg: VSA, S. 187-208.
- HERRMANN, H., 1998: Institutionalisierte Öffentlichkeit, Bewohnerbeteiligung oder Alibi? Die Funktion von initiierten Stadtteilforen. In: Alisch, Monika (Hg.): Stadtteilmanagement. Voraussetzungen und Chancen für die soziale Stadt. Leske+Budrich, Opladen, S. 171-191
- HINTE, W., 1998: Bewohner ermutigen, aktivieren, organisieren - Methoden und Strukturen für eine effektives Stadtteilmanagement. In: Alisch, Monika (Hrsg.): Stadtteilmanagement. Voraussetzungen und Chancen für die soziale Stadt. Leske+Budrich, Opladen, S. 153-170
- KLAGES, H., 1998: Engagement und Engagementpotential in Deutschland. Erkenntnisse der empirischen Forschung. In: Aus Politik und Zeitgeschichte B38/98, S. 29-38
- KLAGES, H., 2001: Werte und Wertewandel. In: Schäfer, Bernhard; Zapf, Wolfgang (Hg.): Handwörterbuch zur Gesellschaft Deutschlands. 2. Aufl., S. 726-738.
- KLAGES, H.; GENSICKE, T., 1999: Wertewandel und bürgerschaftliches Engagement an der Schwelle zum 21. Jahrhundert. Speyer
- KLÖS, P., 1997: Nachbarschaft: Neue Konzepte – alte Sehnsüchte? In: H. Schilling (Hg.): Nebenan und Gegenüber. Frankfurt a. M.: S. 13 – 25.
- KOHN, W., SCHNEIDER, R., 1983: Wedding- Ein Bezirk von Berlin.
- MAYNTZ, R. u.a., 1972: Einführung in die Methoden der empirischen Soziologie, 3. Aufl., Opladen
- MÜLLER, S.; RAUSCHENBACH, T. (Hg.), 1992: Das soziale Ehrenamt: nützliche Arbeit zum Nulltarif. Weinheim, München, 2. Aufl.
- NEUHÖFER, M., 1998: Überforderte Nachbarschaften. Eine Analyse von Siedlungen des sozialen Wohnungsbaus und die Wohnsituation von Migranten. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*. B 49/98, S. 35-45.
- NOTZ, G., 1999: Die neuen Freiwilligen. Neu-Ulm, 2. Aktual. Aufl.
- OTTO, U.; MÜLLER, S.; BESENFELDER, C. (Hg.), 2000: Bürgerschaftliches Engagement – Eine Herausforderung für Fachkräfte und Verbände. Opladen.
- PATTLOCH-GEIBLER, D., 2000: Sozialhilfebezug im Bezirk Wedding im Dezember 1998, Berlin
- PAXTON, Pamela 1999: Is Social Capital declining in the United States? A Multiple Indicator Assessment. In: *American Journal of Sociology* Volume 105 Number 1 (July 1999).

- PUTNAM, R. D. (Hg.), GOSS K. A., 2001: Einleitung. In: Gesellschaft und Gemeinsinn. Sozialkapital im internationalen Vergleich. Gütersloh: Bertelsmann Stiftung. S.15-43.
- PUTNAM, Robert D 1993: Making Democracy Work. Civic Traditions in Modern Italy. Princeton: University Press.
- ROHR-ZÄNKER, R., 1998: Die Rolle von Nachbarschaften für die zukünftige Entwicklung von Stadtquartieren. Expertise im Auftrag der Bundesforschungsanstalt für Landeskunde und Raumordnung. Bonn.
- SACHBE, C., 2000: Freiwilligenarbeit und private Wohlfahrtsstruktur in historischer Perspektive, In: Zimmer, Anette; Nährlich, Stefan (Hg.) 2000: Engagierte Bürgerschaft – Traditionen und Perspektiven. Opladen, S. 75-88
- SANDVOß, H.- R., 1983: Widerstand 1933- 1945- Widerstand in einem Arbeiterbezirk. Herausgeber: Gedenkstätte Deutscher Widerstand
- SCHILLING, H., 1997: Nachbarn und Nachbarschaften heute. In: H. Schilling (Hrsg.): Nebenan und Gegenüber. Frankfurt a. M.: S. 9 – 13.
- SCHNELL, R. u.a., 1995: Methoden der empirischen Sozialforschung, 5. Aufl., Oldenburg
- SCHNUR, O. (Hg.), 2000: Nachbarschaft, Sozialkapital und Bürgerengagement: Potenziale sozialer Stadtteilentwicklung? Eine Analyse am Beispiel von vier Wohnquartieren des Stadtteils Moabit (Berlin-Tiergarten). Berlin
- SCHNUR, O. 2001: Sozialkapital und urbane Regulation. Neue Wege zur sozialen Stadt. In: Berlin und Amsterdam. Globalisierung und Segregation.
- VOGER & GRÜNEWALD, 1996: Kleines Lexikon der Bevölkerungs- und Sozialstatistik, München
- VON DER LIPPE, P., 1985: Wirtschaftsstatistik, Stuttgart, New York
- VON ROSENBLADT, B., 2000: Freiwilliges Engagement in Deutschland 1999. Ergebnisse der Repräsentationserhebung zu Ehrenamt, Freiwilligenarbeit und bürgerschaftlichem Engagement. Gesamtbericht. Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.), Bd. 194.1; Stuttgart: Kohlhammer
- WESSEL, K., 1996: Empirisches Arbeiten in der Wirtschafts- und Sozialgeographie, Paderborn

#### Weitere Quellen:

- "Freiwillige: Pflege der Seele. Das Ehrenamt kommt zu neuen Ehren." In: SPIEGEL 45/2000, S. 94-110
- Archivmaterial des Heimatmuseums Wedding/ Bezirksamt Wedding von Berlin
- BBJ SERVICE gGmbH, Mai 2000:Wirtschaftsstrukturanalyse für den Bezirk Wedding von Berlin
- Bezirksamt Mitte von Berlin (Hg.), 2001: stadt.plan.mitte (Sanierungszeitung für den Bezirk Mitte), Sonderausgabe Wedding,
- Bezirksamt Mitte von Berlin-Abteilung Gesundheit und Soziales, 2001: Gesundheitliche und soziale Lage der Schulanfänger in Berlin-Mitte, Berlin
- Deutsches Institut für Urbanistik, 2002: Soziale Stadt, Berlin

empirica, 2001: Soziale Stadtentwicklung in Berlin: Evaluationszwischenbericht zum Quartiersmanagement; im Auftrag der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung Berlin, Koordination I A

HENSELMANN, H., 02. Mai 2002 : Interview mit dem Sanierungsbeauftragten des Stadtteils Wedding, Mai 2002

ÖZTÜRK, Sahinder (8.5.2002): Podiumsdiskussion auf dem Bundeskongress „Die Soziale Stadt“.

Persönliche Gespräche mit Angestellten des Heimatmuseums Wedding/Bezirksamt Wedding von Berlin

Persönliche Gespräche mit dem Anwohner Herr Wolfermann, Sparrstraße 22, 13353 Berlin

Quartiersmanagement (Hg.), 2000: Schritt für Schritt: Informationsblatt für den Soldiner Kiez im Wedding; Ausgabe Nr. IV- 10

Quartiersmanagement (Hg.), 2001: Schritt für Schritt: Informationsblatt für den Soldiner Kiez im Wedding; Ausgabe Nr. V- 01

Quartiersmanagement (Hg.), 2002: Schritt für Schritt: Informationsblatt für den Soldiner Kiez im Wedding; Ausgabe Nr. IX- 04/

Senator für Bau- und Wohnungswesen (Hg.), 1986: Stadterneuerung Wedding,

Stadtteilverbund für Nachbarschaft und Selbsthilfe im Wedding (Hg.), 2002: Ausgabe Februar bis Mai, Berlin

Statistisches Landesamt Berlin, 2001: Statistisches Jahrbuch Berlin, Berlin

Tauschring Friedrichshain (Hg.) 2001: Faltblatt über den Tauschring

Internetquellen: (Zugriff erfolgte im Zeitraum April/ Mai 2002)

Berlin.de new media GmbH & Co. KG (im Auftrag des Landes Berlin): <http://www.berlin.de/Land/SenArbSozFrau/europainfo/punkt/46/wedding.htm>

Berlin.de new media GmbH & Co. KG (im Auftrag des Landes Berlin): <http://www.berlin.de/Land/SenArbSozFrau/europainfo/punkt/32/kfwedd.htm>.

Bundesministerium für Familien, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.) (2002): Entwicklung und Chancen junger Menschen in sozialen Brennpunkten; Abrufbar unter: <http://www.eundc.de/seiten/akteure/index.html>

Deutsches Institut für Urbanistik, 2000-2002: Bund-Länder-Programm „Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf- die soziale Stadt“; Abrufbar unter: [http://www.sozialestadt.de/veroeffentlichungen/arbeitspapiere/band1/1\\_leitfaden.shtml](http://www.sozialestadt.de/veroeffentlichungen/arbeitspapiere/band1/1_leitfaden.shtml)

Deutsches Institut für Urbanistik (im Auftrag des BMVBW vertreten durch das BBR): <http://www.sozialestadt.de/links/netzwerke/wedding.shtml>

Fabrik Osloer Strasse (Hg.), 2002: Stadtteil- und Kulturzentrum im Wedding; Abrufbar unter: <http://www.nachbarschaftsetage.de/>

<http://www.sozialestadt.de/gebiete/>

<http://www.stadtentwicklung.berlin.de/wohnen/quartiersmanagement/de/sparrplatz/index.shtml>

<http://www.stadtentwicklung.berlin.de/wohnen/quartiersmanagement/de/soldiner/index.shtml>

---

<http://www.stadtentwicklung.berlin.de/wohnen/quartiersmanagement/de>

Internetseite zur "Sozialen Stadt":

<http://www.sozialestadt.de/programm/grundlagen>

Kolonie- Wedding (Hg.), 2002: Kunst nutzt Freiraum; Abrufbar unter:  
<http://www.kolonie-wedding.de>

L.I.S.T. GmbH, 2002: Gemeinnütziger Sanierungs- und Stadtentwicklungsträger;  
Abrufbar unter: <http://www.list-gmbh.de/qm.html>

QUARTIERSMANAGEMENT - SPARRPLATZ (Burgsdorfstr. 13a, 13353  
Berlin): <http://www.sparrplatz-quartier.de>.

Senatsverwaltung für Stadtentwicklung (2002): Die

Quartiersmanagementverfahren/ Das Quartiersmanagement; Abrufbar unter:

[http://www.stadtentwicklung.berlin.de/wohnen/quartiersmanagement/de/einleitung\\_3.shtml](http://www.stadtentwicklung.berlin.de/wohnen/quartiersmanagement/de/einleitung_3.shtml)

## 7 Anhang

### 7.1 Hinweise zur quantitativen Erhebung

#### 7.1.1 Konzeption des Fragebogens

Der Fragebogen orientierte sich an den beschriebenen theoretischen Themenkomplexen (siehe Fragebogendokumentation im folgenden Kapitel):

- Einstieg
- Lokale Identifikation
- Nachbarschaft
- Engagement/-bereitschaft
- Sozialkapital/Organisationen
- Quartiersmanagement
- Standarddemographie

Der Fragebogen wurde für mündliche Interviews konzipiert. Er enthält sowohl standardisierte (geschlossene und halb-offene) als auch offene Fragen und orientiert sich sowohl an Fakten, als auch an individuellen Einstellungen der Befragten. Diese Mischkonzeption hat den Vorteil, dass auch qualitative Informationen erhoben werden konnten. Der Nachteil eines komplizierteren Analyseprozedere wurde zugunsten größerer Informationstiefe bewusst in Kauf genommen.

## 7.1.2 Dokumentation des Fragebogens

*(sorry, nur in der Printversion!)*



















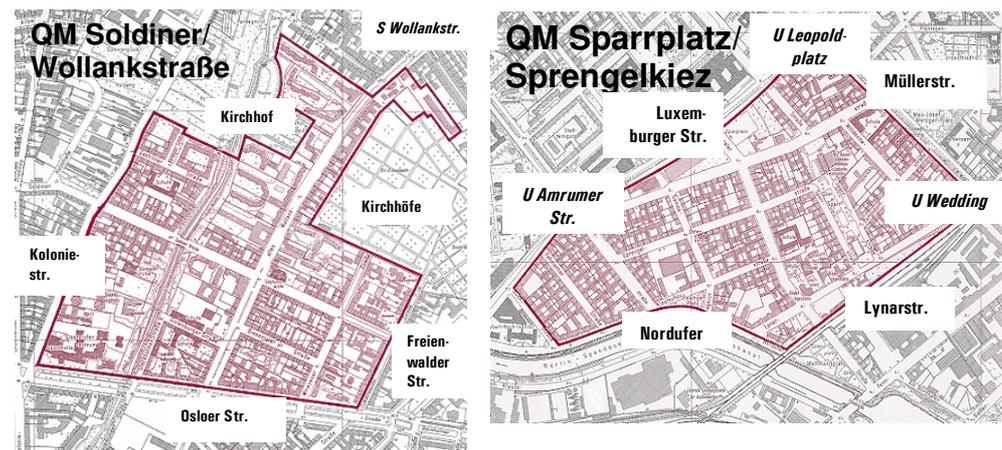


### 7.1.3 Befragung und Stichprobe

In der Regel wurden volljährige Personen befragt, die ihren Wohnsitz in einem der beiden ausgewählten Weddinger Kieze Sparrplatz-/Sprengekiez bzw. Soldiner Kiez haben (vgl. Abbildung 44). Es handelte sich um Face-to-Face-Passanteninterviews im öffentlichen Raum der beiden Quartiere, die nach einem Pretest von den 18 ProjektmitarbeiterInnen zu unterschiedlichen Tagen, Zeiten und Orten innerhalb von 14 Tagen in der ersten Junihälfte 2002 durchgeführt wurden. Die beiden InterviewerInnen-Gruppen waren jeweils für einen Kiez zuständig und tauschten Zeiten, Orte und „Quoten“ stets via Internet-Projektplattform aus. Bei der Auswahl der befragten Personen wurde als grobe Orientierung („Quotierung“) ein aus der amtlichen Statistik abzulesender Anteil an Ausländern/Deutschen, Männern/Frauen und Altersklassen (18-35 J., 35-65 J., >65 J.) für den jeweiligen Untersuchungsraum vorgegeben (vgl. Tabelle 76).

Von Anfang an war klar, dass diese „Quotierung“ zum Teil nicht zu realisieren war – insbesondere bei Migranten aufgrund kultureller und/oder sprachlicher Barrieren. Sie sollte aber auch in diesen Fällen als Instrument zur Selbstkontrolle verwendet werden, um sich der Quote zumindest anzunähern. „Repräsentativität“ war auch keineswegs ein Hauptanliegen der Untersuchung, in der es vor allem auf Zusammenhänge ankommen sollte.

**Abbildung 44: Die Untersuchungsgebiete**



Quelle: [www.berlin.de](http://www.berlin.de)

Die Bereitschaft, den Fragebogen zu beantworten, war generell gut, obwohl die angekündigte Interviewdauer in einzelnen Fällen abschreckend wirkte. Schwierigkeiten ergaben sich erwartungsgemäß beim Befragen der nicht-deutschen Bevölkerung. Gute Kenntnisse der deutschen Sprache waren unabdingbare Voraussetzung für die Durchführung des Interviews. Eigentlich hätte man zahlreiche Bewohner in ihrer Muttersprache befragen müssen. Der damit verbundene organisatorische und materielle Aufwand konnte jedoch im Rahmen des Projektes nicht geleistet werden. Auch bei Teilen der deutschen Bevölkerung, sowie insgesamt bei älteren Menschen, ergaben sich Probleme, v.a. bei Fragen, die ein hohes Abstraktionsvermögen erforderten. Waren die Schwierigkeiten zu groß, wurden vereinzelt entsprechende Fragen offen gelassen, das Interview aber dennoch fortgesetzt.

Insgesamt konnten so 266 Personen im Soldiner und 235 Personen im Sprengekiez befragt, also eine Gesamtstichprobe von  $n=501$  erreicht werden

**Tabelle 76: Strukturelle Vorgaben für die Befragung**

<u>Soldiner Kiez</u>	
Einwohnerzahl:	13.700
Ziel: n = 250	ca. 4,5 % der Haushalte
davon ausländische Bevölkerung:	36 %
davon deutsche Bevölkerung:	64 %
<i>18 bis 35 J. (Wedding):</i>	<i>35 %</i>
<i>35 bis 65 J. (Wedding):</i>	<i>49 %</i>
<i>über 65 Jahre (Wedding):</i>	<i>16 %</i>
<i>über 65 Jahre (Soldiner):</i>	<i>12 %</i>
<u>Sparrplatz-Kiez</u>	
Einwohnerzahl:	14.500
Ziel: n = 250	ca. 4,3 % der Haushalte
davon ausländische Bevölkerung:	37 %
davon deutsche Bevölkerung:	63 %
<i>18 bis 35 J. (Wedding):</i>	<i>35 %</i>
<i>35 bis 65 J. (Wedding):</i>	<i>49 %</i>
<i>über 65 Jahre (Wedding):</i>	<i>16 %</i>
<i>über 65 Jahre (Sparrplatz):</i>	<i>8 %</i>

### 7.1.4 Datenqualität

Durch den Vergleich mit anderen (amtlichen) Daten und Statistiken kann die Qualität der Wedding-Stichprobe näherungsweise eingeschätzt werden. Dazu sollen die Indikatoren Altersstruktur, Anteil der ausländischen Bevölkerung, Erwerbstätigkeit, Bildungsstand und Einkommensstruktur herangezogen werden. Vorweg ist festzuhalten: Die erhobenen Daten spiegeln die erwartete Struktur im Wedding und in den beiden QM-Gebieten gut wider. Naturgemäß gibt es in den betrachteten Bereichen immer wieder Abweichungen von der Grundgesamtheit.

#### 7.1.4.1 Altersverteilung

Tabelle 77 verdeutlicht, dass die Altersstruktur relativ gut abgebildet wurde. Auf der Mikroebene gibt es jedoch Abweichungen. So ist der Soldiner Kiez im Durchschnitt „älter“ als der Sprengelkiez (wenngleich er bei den – hier nicht befragten - unter 18jährigen einen höheren Anteil hat), in der Stichprobe sind jedoch die Verhältnisse umgekehrt.

**Tabelle 77: Altersstruktur Soldiner Kiez/Sprengelkiez**

Angaben in %	Soldiner Kiez	Sprengelkiez	Gesamt	Wedding 1998
Unter 18 J.	(1,5)	(0,4)	(1,0)	---
18 bis unter 35 J.	37,1	27,0	32,2	35,0
35 bis unter 65 J.	49,0	47,2	48,2	49,0
Über 65 J.	12,4	25,3	18,5	16,0
<i>gesamt</i>	<i>100,0</i>	<i>100,0</i>	<i>100,0</i>	<i>100,0</i>

Quelle: Bewohnerbefragung Wedding 2002, amtliche Statistik

#### 7.1.4.2 Anteil und Struktur der ausländischen Bevölkerung

In der Befragung wurden neben der deutschen 33 weitere Nationalitäten festgestellt. Auch dies ist – wenngleich auf den ersten Blick beeindruckend – nur ein kleiner Ausschnitt aus der wahren ethnischen Vielfalt in den Wedding Kiezen.

**Tabelle 78: Ethnische Struktur Soldiner Kiez/Sprengelkiez**

Angaben in % (Anteile an der Gesamtbevölkerung)	Soldiner Kiez		Sprengelkiez		Gesamt	
	Amtl.	emp.	amtl.	emp.	amtl.*	emp.
Ausländeranteil	39,4	25,6	39,1	20,9	31,6	23,4
Anteil türkischer Staatsbürger	20,7	10,5	14,5	11,9	15,4	11,2

\* Wedding gesamt

Quelle: Bewohnerbefragung Wedding 2002, amtliche Statistik 1998-2001

Etwa jeder zehnte Befragte war türkischer Staatsbürger. Damit hatte die türkische Community einen Anteil von knapp 48 % an den insgesamt 116 befragten Ausländern. Türkische oder andere Migranten mit „deutschem Pass“ wurden nicht gesondert erfasst. Es zeigt sich erwartungsgemäß, dass die hohen realen Ausländeranteile in der Stichprobe nicht vollständig abgebildet werden konnten. Dennoch war fast jeder vierte Befragte nichtdeutscher Nationalität – eine im Vergleich zu ähnlichen Studien recht akzeptable Quote.

#### 7.1.4.3 Erwerbstätigkeit

In der Befragungsstichprobe waren 58,0 % (Soldiner Kiez) bzw. 54,8 % (Sprengelkiez) erwerbslos (gesamt: 56,6 %), von ihnen war etwa jeder vierte Befragte arbeitslos, was etwa einer Arbeitslosenquote zwischen 13 und 14 % entspricht. Im ehemaligen Bezirk Wedding dagegen betrug die Arbeitslosenquote im September 2001 24,5 %. In beiden QM-Gebieten sollte eine ähnlich hohe oder höhere Quote zu erwarten sein, d.h. es ergibt sich hier eine deutliche Abweichung zur Grundgesamtheit in der Stichprobe. Sicherlich, so ist anzunehmen, haben sich nicht alle Arbeitslosen in der Befragung als solche „geoutet“. Darüber hinaus dürfte es Grenzfälle informeller Arbeit geben, die arbeitslos gemeldete Bürger dazu veranlassen, sich nicht als „arbeitslos“ zu bezeichnen. Sicherlich kann aber auch unterstellt werden, dass das Frustrationspotenzial im Einzelfall so groß ist, dass eine Teilnahme an Befragungen auf prinzipielle Ablehnung stößt.

#### 7.1.4.4 Bildungsstand

Der Anteil an Hauptschulabsolventen und Menschen ohne Schulabschluss beträgt im ehemaligen Bezirk Wedding etwa um 55 %. Jeweils ca. 22 % zählen sich zu Realschulabsolventen oder zu denjenigen mit (Fach-)Abitur. In der Kiezbefragung dagegen sind höhere Bildungsschichten etwas überrepräsentiert (31,1 Hauptschule oder ohne Abschluss vs. 31,1 % Realschule und 37,8 % Abitur).

Diese wenig überraschende Diskrepanz zwischen Stichprobe und Grundgesamtheit ist in vielen Befragungen dieser Art festzustellen und dürfte sich u.a. aus der unterschiedlich großen Bereitschaft verschiedener Bildungsschichten ergaben, an einer Befragung teilzunehmen.

#### 7.1.4.5 Einkommensstruktur

Der Vergleich der monatlichen Haushaltsnettoeinkommen zwischen Stichprobe und amtlichen Daten ergibt eine erstaunliche Kongruenz. Zwar ist eine leichte positive Abweichung bei den höheren Einkommen festzustellen, die aber angesichts der doch höheren Abweichungen etwa im Bildungsgrad in ihrem geringen Ausmaß erstaunt.

**Tabelle 79: Haushaltseinkommen Soldiner Kiez/Sprengelkiez**

Angaben in %	Soldiner Kiez	Sprengelkiez	Gesamt	Wedding
Unter 1.500 EURO	62,2	66,2	64,0	66,6
1.500 bis unter 2.500 EURO	28,0	22,0	25,1	26,9
Über 2.500 EURO	9,7	12,0	10,9	6,5
<i>gesamt</i>	<i>100,0</i>	<i>100,0</i>	<i>100,0</i>	<i>100,0</i>

Quelle: Bewohnerbefragung Wedding 2002, amtliche Statistik

Möglicher Weise hat dies seine Ursache in dem relativ hohen Anteil der befragten Studenten (17,9 %): Sie dürften sich zum einen durch eine höhere Bereitschaft für eine Befragung ausgezeichnet haben, sicherlich auch seitens der (ebenfalls studierenden, etwa gleichaltrigen) Interviewern häufiger angesprochen worden sein (d.h. sie sind evtl. in der Stichprobe etwas überrepräsentiert) und bei hohem Bildungsgrad ein dennoch geringes Einkommen aufweisen. Nichtsdestotrotz ist das erzielte Ergebnis bei der Einkommensverteilung als sehr gut zu bewerten.

#### 7.1.5 Fazit

Die festgestellten Differenzen lassen sich aus der Befragungssituation heraus plausibel erklären, müssen aber – wie geschehen - bei der Interpretation der Daten stets bedacht werden. Insbesondere bei der Betrachtung kleinerer Teilstichproben ist Vorsicht geboten. Bei weitgehend moderaten Abweichungen der Stichprobe kann dem Datensatz jedoch insgesamt eine hohe Aussagekraft attestiert werden.

## 7.2 Kartierung der Gewerbestruktur im QM- Gebiet Soldiner-/ Wollankstraße



Quelle: eig. Erhebung und Darstellung, Stand: Mai 2002

### LEGENDE

#### PRODUZIERENDES GEWERBE

Verarbeitendes Gewerbe



Baugewerbe



Handwerk



LEERSTAND



#### DIENSTLEISTUNGEN

Einzelhandel



Tourismus/Gastgewerbe



Sonstige Dienstleistungen



Freie Berufe



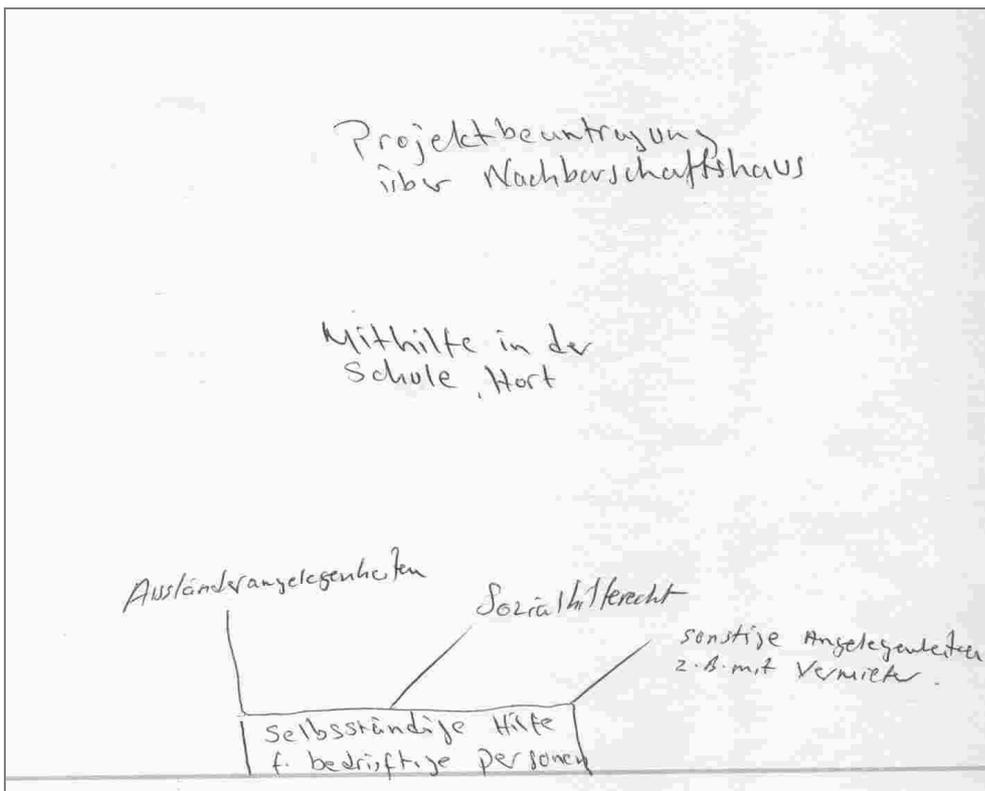
### Anmerkungen zur Karte:

1. Die Größe der dargestellten Quadrate entspricht nicht der Gewerbe- bzw. Verkaufsfläche; aus kartographie-technischen Gründen wurde auf eine exakt lagetreue Darstellung der Betriebe (dies betrifft v.a. die Doppelreihen) verzichtet
2. Die Einteilung der Branchenstruktur entspricht der amtlichen Statistik. Da die Zuteilungen der Betriebe zu den Branchen auf der vom QM aufgestellten Ordnung beruhen, hier einige Erläuterungen:

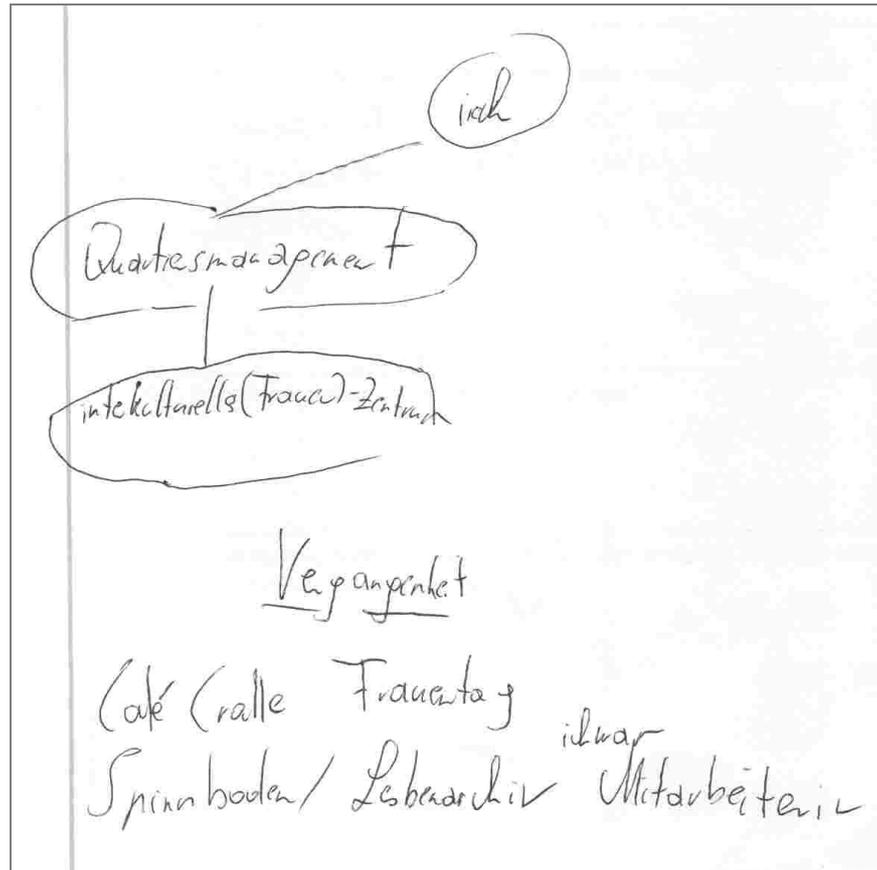
- Verarbeitendes Gewerbe: Bau, Kunst, Holz
- Bau: Baubetriebe
- Handwerk: Auto, Schlüsseldienst, Friseur
- Leerstand
- Einzelhandel: v.a. Lebensmittelgeschäfte!; Blumen, Zeitungen, second hand
- Tourismus/Gastgewerbe: v.a. Kneipen/Restaurant/Imbiss; Beherbergung
- Sonstige Dienstleistungen: Banken & Versicherungen, Reisebüros, Reinigung, Immobilien, Internet-Unternehmen
- Freie Berufe: Rechtsanwälte, Ärzte, Psychotherapie, Apotheke

### 7.3 Akteursnetzwerke (von Experten skizziert)

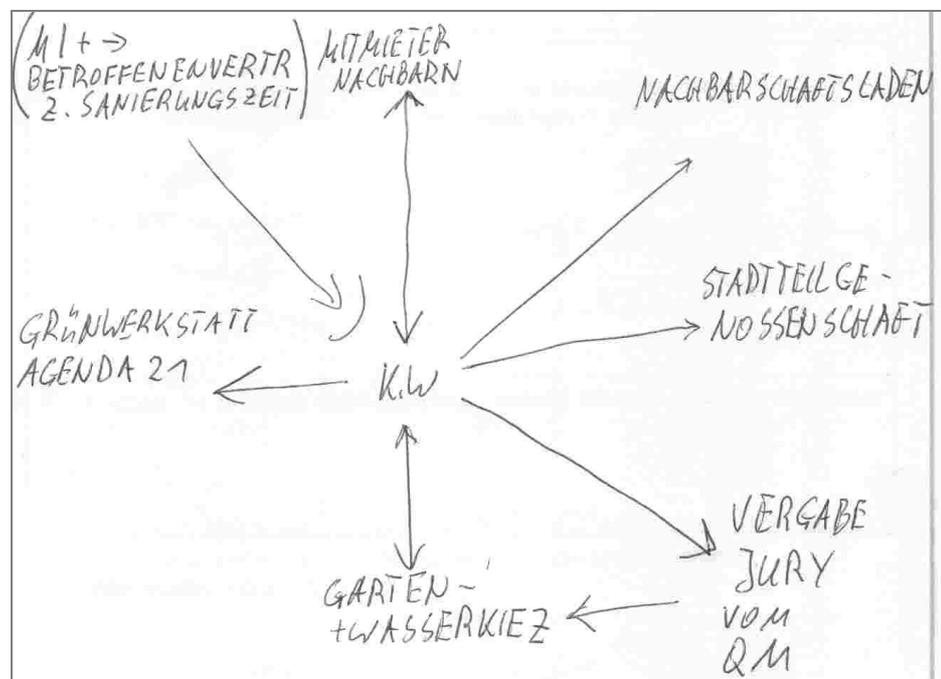
#### 7.3.1 Nachbarschaft



Herr Gün

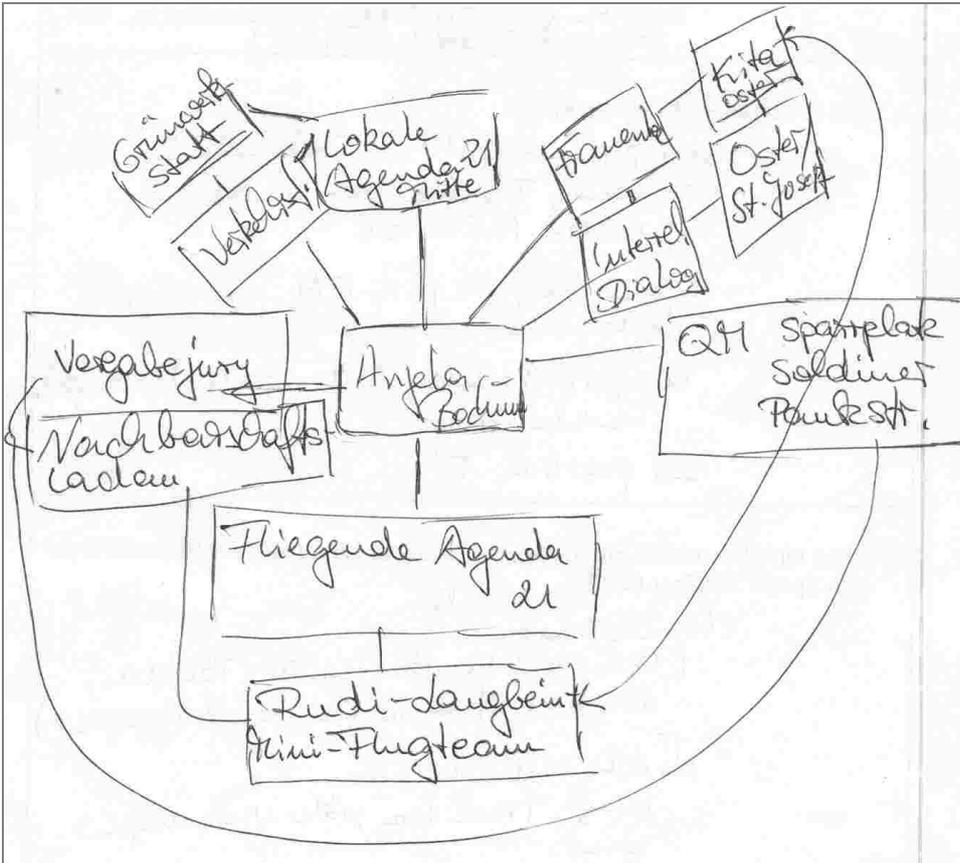


Frau Schui

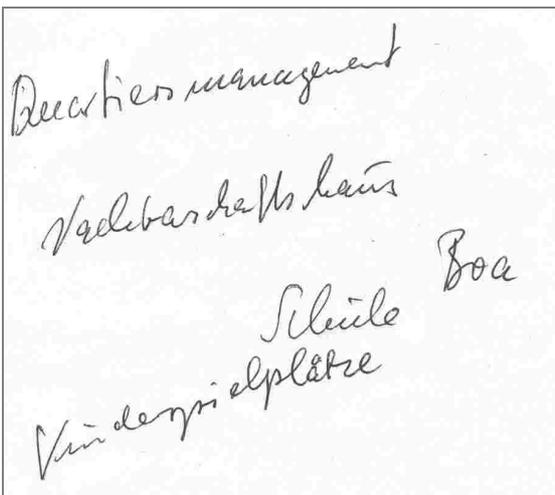


Herr Wolfermann

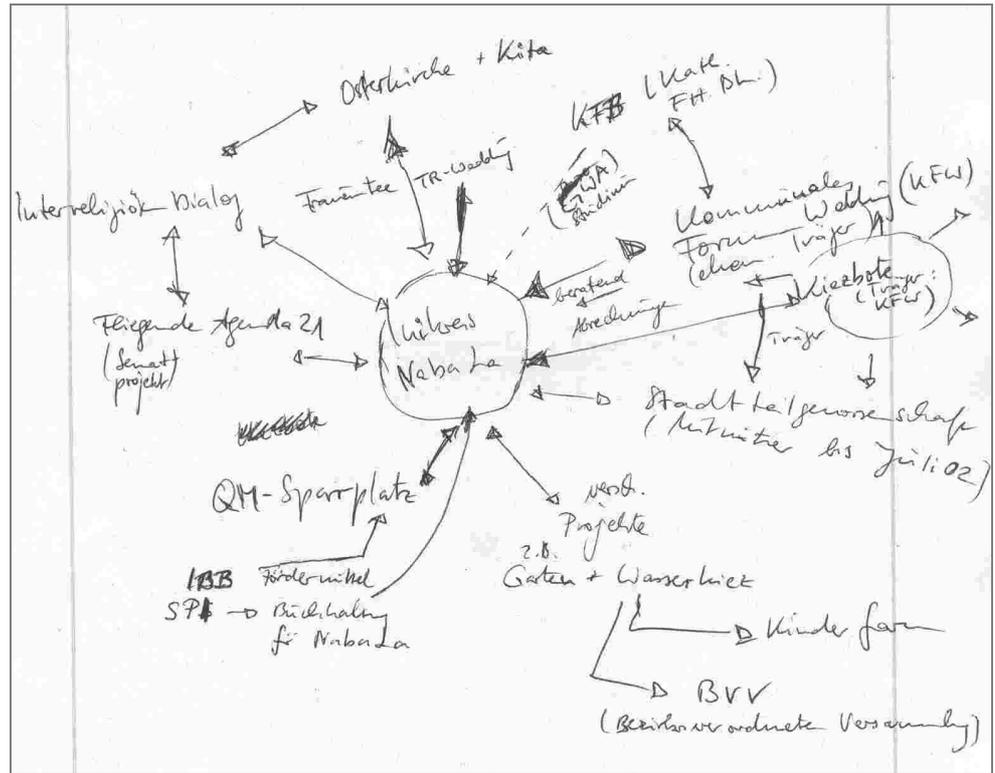
7.3.2 Vereine



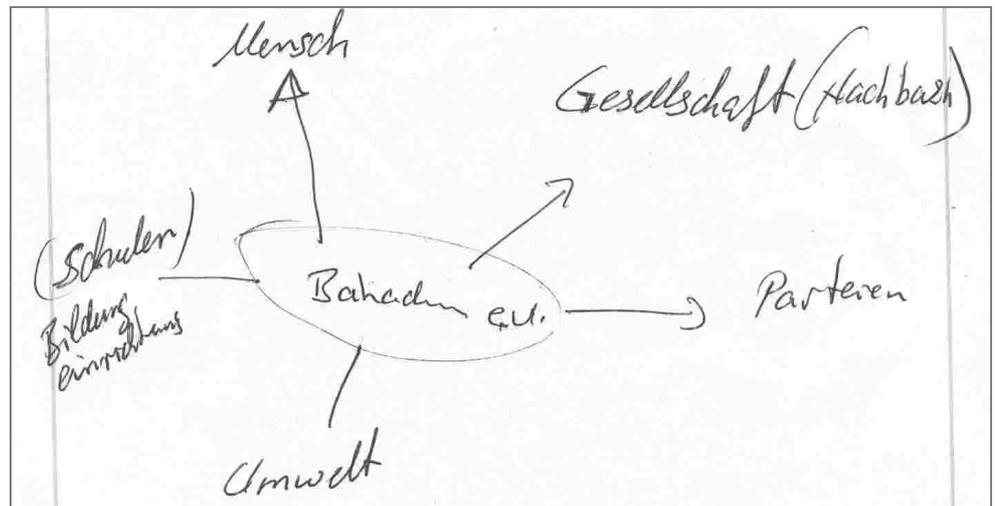
A. Bochum



J. Brunken

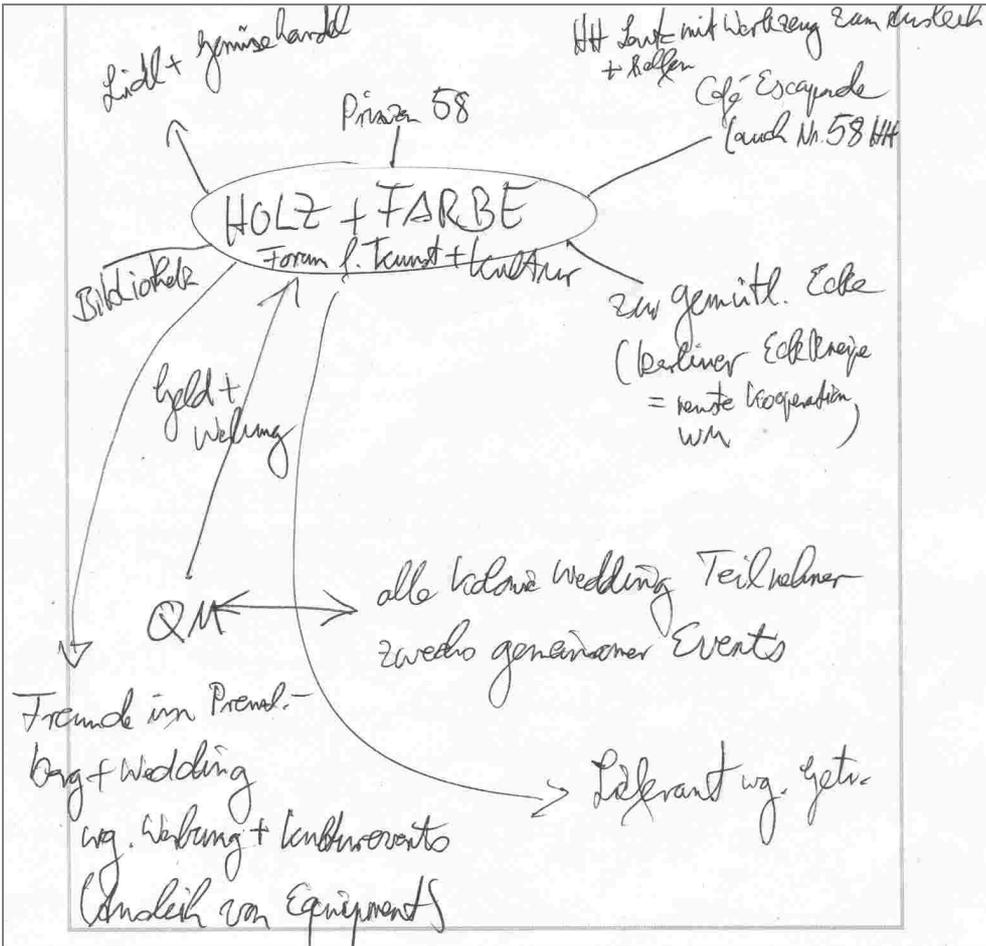


C. Heise



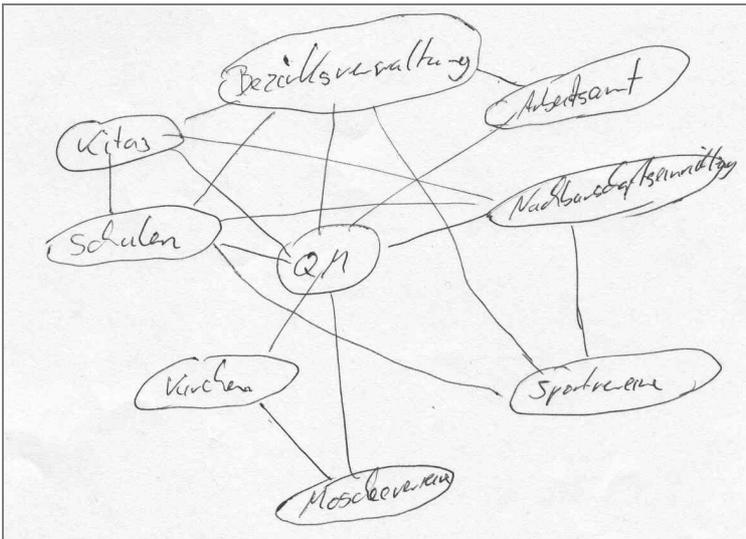
M. Oezkan





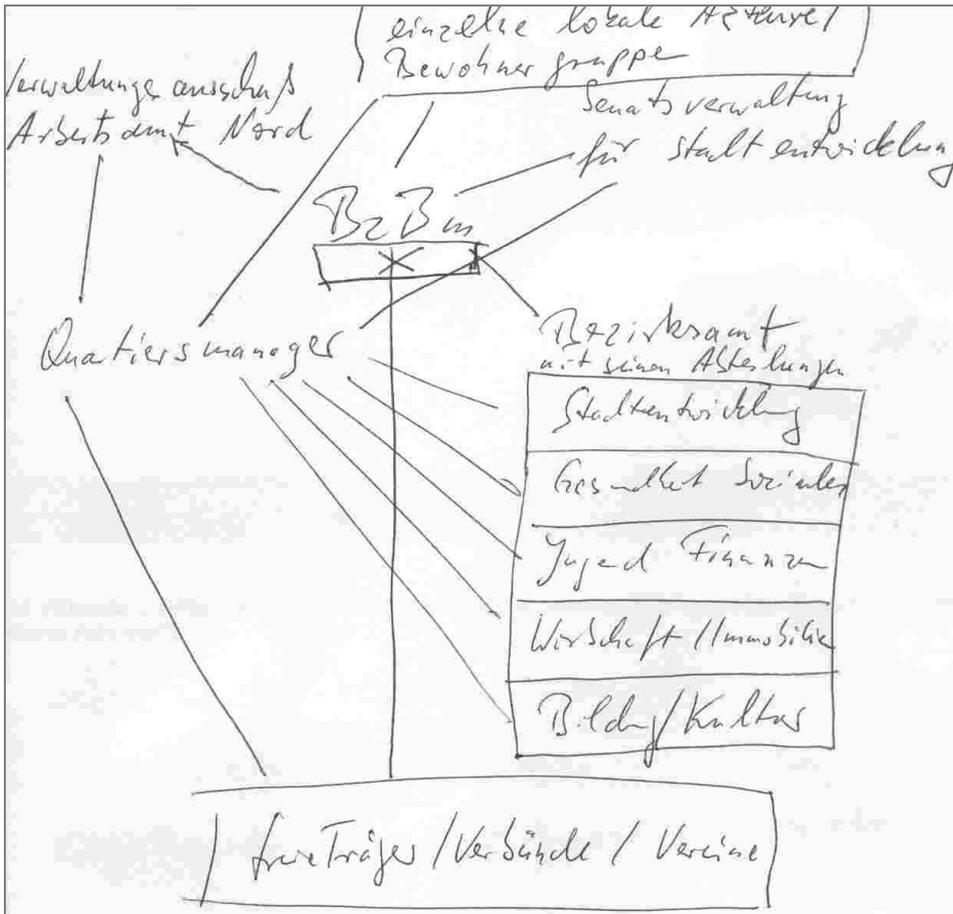
H. Schmidt

7.3.3 QM



R. Fischer





Joachim Zeller